

A blurred, artistic photograph of a woman in a white dress dancing in a green field. She is captured in motion, with her arms outstretched and a joyful expression. The background is a soft-focus green landscape.

e-book

PIPER

Anita Shreve

Der weiße Klang der Wellen

Roman

Inhalt

Impressum

Teil Eins – Zweiundfünfzig

Teil Zwei – Sechsundzwanzig

Teil Drei – Siebzehn

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de

Für Janet

Übersetzung aus dem Amerikanischen
von Angelika Felenda

Vollständige E-Book-Ausgabe der im
Piper Verlag erschienenen
Taschenbuchausgabe
6. Auflage 2010

ISBN 978-3-492-96021-2

© 2001 Anita Shreve

Titel der amerikanischen

Originalausgabe: »The Last Time They
Met«, Little, Brown and Company, New
York 2001

Deutschsprachige Ausgabe:

© 2001 Piper Verlag GmbH, München

Umschlaggestaltung: Cornelia Niere,
München

Umschlagabbildung: esvolv / ic /
Wildcard Images, UK

Datenkonvertierung: CPI – Clausen &
Bosse, Leck

TEIL EINS



Zweiundfünfzig

ALS SIE AUS DEM WAGEN stieg, wurden ihre Strümpfe im Regen sofort dunkel. Ein Windstoß wirbelte ihr das Haar aus dem Nacken in die

Höhe. Sie kam vom Flughafen und hatte die Fahrt in die Stadt schon fast vergessen. Als sie zum Hotel ging, bestand ihr Publikum aus einem Portier in Uniform und einem weiteren Mann in dunklem Regenmantel, der eben durch die Drehtür kam. Der Mann im Regenmantel zögerte und wartete einen Moment, bevor er seinen Regenschirm öffnete, der sich sofort mit

einem einzigen raschen Schwung nach oben stülpte. Zuerst wirkte er verlegen, dann bemüht amüsiert – jetzt war sie sein Publikum –, als er das nutzlos gewordene Ding in einen Abfallkübel warf und weiterging.

Sie wünschte, der Portier würde ihren Koffer nicht nehmen, und wären der prächtige, mit goldenen Blättern geschmückte

Baldachin und das untadelig polierte Messing des Eingangs nicht gewesen, hätte sie ihm vielleicht gesagt, daß es nicht nötig sei. Sie hatte keine derart hohen Säulen erwartet, die zu einer Decke hinaufragten, die sie, ohne die Augen zusammenzukneifen, kaum erkennen konnte. Auch keinen rosafarbenen Teppich, der zwischen den Säulen verlief und für eine Krönung

lang genug gewesen wäre.
Wortlos und seltsam
unangemessen inmitten all
der Pracht vertraute der
Portier den Koffer einem
Pagen an, als gäbe er ein
Geheimnis weiter. An
gähnend leeren Sesselgruppen
vorbei ging sie zur Rezeption.

Linda, die sich früher an der
Durchschnittlichkeit ihres
Namens gestört hatte, schob
ihre Kreditkarte über den

Tresen, als man sie darum bat, unterschrieb das Formular und nahm zwei Schlüssel entgegen, einer war aus Plastik, der andere beruhigend real, der Metallschlüssel für die Minibar, um einen Drink zu nehmen, wenn ihr danach wäre. Auf dem Weg zu den Fahrstühlen bemerkte sie auf einem Mahagonitisch einen Strauß Hortensien und Lilien, so hoch wie ein zehnjähriges

Kind. Trotz der Eleganz des Hotels war die Musik im Fahrstuhl störend banal, und sie fragte sich, warum man wohl dieses Detail übersehen hatte. Sie folgte den Schildern und Pfeilen durch einen breiten, stillen Korridor, der aus Zeiten stammte, als Platz noch kein Luxus war.

Die getäfelte weiße Tür ihres Zimmers war schwer und öffnete sich mit leisem

Klicken. Vor ihr lagen ein spiegelverkleideter Gang, der wohl zugleich als Bar dienen sollte, ein Wohnraum mit schweren Vorhängen an den Fenstern und Glastüren mit hauchdünnen Gardinen, die zu einem Schlafzimmer führten, das größer war als ihr Wohnzimmer zu Hause. Die Belastung, ungewollt verpflichtet zu sein, trat für den Augenblick zurück, und

sie nahm es zögernd hin,
verwöhnt zu werden. Aber
dann fiel ihr Blick auf die
elfenbeinfarbenen
Leinenkissen auf dem
ausladenden Bett, und sie
dachte, welche
Verschwendung es doch war,
daß nur sie allein dort
schlafen sollte – sie, die mit
einem schmalen Bett in einem
kleinen Raum zufrieden
gewesen wäre und ein Bett

längst nicht mehr als einen Platz betrachtete, an dem Liebe und Sex stattfanden.

Einen Moment lang saß sie in ihrem nassen Regenmantel da und wartete auf den Pagen mit ihrem Koffer. Sie schloß die Augen und versuchte, sich zu entspannen, was ihr nicht recht gelingen wollte. Sie hatte nie Yoga-Kurse besucht, nie meditiert, und konnte sich nicht von dem Gefühl

befreien, daß derlei Übungen einer Unterwerfung gleichkamen, einem Eingeständnis, sich nicht mehr der Realität stellen zu können, ihrer alten Geliebten. Als würde sie einem verblüfften Ehemann, nach dessen Umarmungen sie sonst so begierig war, den Rücken zukehren.

Sie öffnete einem jungen Pagen die Tür und gab ihm

ein großzügiges Trinkgeld als Ausgleich für ihr bemitleidenswert kleines Gepäck. Sie war sich seines prüfenden Blicks bewußt, einer unbefangenen Musterung, einfach weil sie eine Frau war, nicht mehr jung und noch nicht richtig alt. Sie ging zu den Fenstern hinüber, zog die Vorhänge zurück, und selbst das trübe Licht des Regentags wirkte

überraschend in dem düsteren Raum. Verschwommen nahm sie draußen Gebäude wahr, den Glanz nasser Straßen, den Schimmer grauen Seewassers zwischen Wolkenkratzern.

Zwei Nächte in einem Hotelzimmer: am Sonntagmorgen würde sie vielleicht die Zimmernummer kennen, müßte nicht mehr an der Rezeption fragen wie sonst immer. Sie war

überzeugt, daß ihre Verwirrung (im Gegensatz zur Meinung der Portiers) das Ergebnis äußerer Umstände war: sie mußte über zu vieles nachdenken und hatte zuwenig Zeit, es zu tun. Schon längst hatte sie sich damit abgefunden, übermäßig viel Zeit zum Nachdenken zu brauchen (mehr als andere zu brauchen oder sich nehmen zu wollen schienen). Und

jahrelang hatte sie in dem Glauben gelebt, dies sei eine Folge ihres Berufs, ihrer Kunst, obwohl es eigentlich umgekehrt war: der Geist suchte und fand Beschäftigung, und Unzufriedenheit setzte ein, wenn es ihm nicht gelang.

Und natürlich war die Kunst ein Schwindel. Weshalb sie sich keinem Podium nähern konnte, ohne einen

Anflug von Verdruß zu spüren, den sie nie ganz verbergen konnte. Ihre Schultern unter der Jacke oder Bluse waren hochgezogen, ihre Blicke trafen sich nicht mit denen des Publikums, als würden die Leute sie herausfordern, sie des Betrugs anklagen – wenngleich am Ende doch nur sie wissen konnte, daß sie dessen schuldig war. Nichts war

leichter und zugleich qualvoller, als die langen erzählenden Gedichte zu schreiben, die ihr Verlag gedruckt hatte. Leicht insofern, als es sich einfach um aufgeschriebene Tagträume handelte, aber quälend in dem Moment, in dem sie wieder in den Wachzustand zurückkehrte (das Telefon klingelte, die Heizung im Keller sprang an),

sich die Worte auf der blaulinierten Seite ansah und zum erstenmal die verlogenen Metaphern entdeckte, die Manipulation und die trickreichen Wortspiele, die, wenn es ein guter Tag war, zu ihren Gunsten ausschlugen. Sie schrieb Gedichte, die, wie man ihr gesagt hatte, eingängig waren, ein fabelhaftes, aber im Grunde aalglattes Wort, das sich

sowohl für beißende Kritik wie überschwengliches Lob eignete, was sie ihrer Meinung nach beides nicht verdiente. Ihr größter Wunsch war, anonym zu schreiben, aber das erwähnte sie ihren Verlegern gegenüber nicht mehr, denn sie schienen leicht verstimmt zu sein über diese Andeutungen, über die offensichtliche Undankbarkeit angesichts der hohen – und

ermüdenden? – Investition, die sie gewagt hatten und die sich nach all den Jahren schließlich auszuzahlen begann. Einige ihrer Gedichtbände verkauften sich inzwischen gut (einer davon sogar sehr gut), aus Gründen, die niemand vorhergesehen hatte und die auch niemand zu verstehen schien. Die Verkaufserfolge ließen sich auf das schwer faßbare

Phänomen

»Mundpropaganda«

zurückführen.

Sie breitete auf dem Bettüberwurf ihre Sachen aus: den olivfarbenen Koffer (schmal und weich wegen der neuen engen Gepäckfächer), die abnehmbare Computertasche (wegen der Sicherheitsüberprüfungen mußte sie abnehmbar sein) und ihre Mikrofasertasche mit

den acht Fächern für Handy, Notizbuch, Stift, Führerschein, Kreditkarten, Handcreme, Lippenstift und Sonnenbrille. Noch immer im Mantel, ging sie auf die Toilette und suchte dann nach dem Behälter für die Kontaktlinsen, damit sie die unangenehmen Kunststoffdinger aus den Augen nehmen konnte. Die Linsen waren von Flugzeugluft und vom Rauch

einer Bahnhofsbar in Dallas verschmutzt, wo sie einen vierstündigen Aufenthalt hatte, der schließlich damit endete, daß sie vor einem Teller Nachos und einer Diät-Cola kapitulierte. Ganz allmählich begann sie, die Erleichterung zu genießen, die ihr Hotelzimmer immer boten: ein Ort, an dem niemand sie belangen konnte.

Erneut setzte sie sich auf

das viel zu große Bett und lehnte sich gegen zwei Kissen. An der Wand gegenüber hing ein vergoldeter Spiegel, in dem sich das ganze Bett widerspiegelte. Seltsam, sie konnte in keinen solchen Spiegel sehen, ohne an verschiedene aussprechliche und unaussprechliche Handlungen zu denken, die höchstwahrscheinlich vor ihm stattgefunden hatten. (Sie hielt

Männer für besonders anfällig, was Spiegel in Hotelzimmern anbelangte.) Ihre Spekulationen führten sie unweigerlich zu den Substanzen, die genau auf diesen Bettüberwurf gelangt oder darüber vergossen worden waren (wie oft? Tausende von Malen?), und der Raum war sofort mit Geschichten angefüllt: Ein verheirateter Mann, der seine

Frau liebte, aber nur einmal im Monat mit ihr schlafen konnte, weil er süchtig danach war, während seiner häufigen Geschäftsreisen vor Hotelspiegeln über sie zu phantasieren, weil ihr Körper nur das Objekt seiner sexuellen Vorstellungen blieb. Ein Mann, der seine Kollegin überredete, eine der aussprechlichen Handlungen an ihm auszuführen, und der

den Anblick ihres unterwürfigen Kopfes genoß, der sich im Spiegel auf und ab bewegte, um ihr dann, nachdem er zusammengesunken war, in einem Anfall, der ihn schließlich den Job kosten würde, zu gestehen, daß er Herpes hatte (warum waren ihre Gedanken über Männer heute so feindselig?). Eine Frau, die nicht schön war,

aber nackt vor dem Spiegel tanzte, was sie zu Hause nie tun würde, vielleicht nie mehr tun würde (na also, das war schon besser). Sie nahm die Brille ab, damit sie nicht mehr bis ans andere Ende des Zimmers sehen konnte, lehnte sich gegen das Kopfteil und schloß die Augen.

Sie hatte nichts zu sagen, weil sie schon alles gesagt hatte. Sie hatte alle Gedichte

geschrieben, die zu schreiben waren. Obwohl etwas Großes und Untergründiges ihre Gedanken angetrieben hatte, war sie nur eine unbedeutende Dichterin. Möglicherweise schnitt sie besser ab als erwartet. Sie würde den Dingen heute abend einfach ihren Lauf lassen, schon bald zu den Fragen übergehen und das Publikum das weitere

Geschehen bestimmen lassen. Glücklicherweise würde es nicht lange dauern. Genau aus diesem Grund schätzte sie Literaturfestivals: Sie war nur eine unter vielen Schriftstellern und Dichtern (mehr Schriftsteller als Dichter), und die meisten waren bekannter als sie. Sie wußte, daß sie sich das Programm ansehen sollte, bevor sie zu der Cocktailparty

ging, denn es konnte hilfreich sein, frühzeitig einen Bekannten zu finden, um nicht allein herumzustehen, unbegehrt zu wirken und eine leichte Beute abzugeben. Aber wenn sie sich das Programm ansah, würde der Abend zu früh Besitz von ihr ergreifen, und sie sträubte sich gegen diese Art, in Besitz genommen zu werden. Wie fürsorglich sie doch in letzter

Zeit zu sich selbst war, als
trüge sie etwas Zartes und
Kostbares in sich, das
verteidigt werden mußte.

Von der Straße, zwölf
Stockwerke tiefer, tönte das
Klappern einer großen
Maschine herauf. Auf dem
Gang waren Stimmen zu
hören, die eines Mannes und
einer Frau, eindeutig erregt.

Es war reines Sich-gehen-
Lassen, das Schreiben. Sie

konnte sich noch immer an die große Freude (war es ein Mittel gegen die Sorge?) erinnern, an die äußere Beschaffenheit ihrer Buchstaben, die auf kräftigen Linien standen, an den eleganten Schwung der blauen Tintenschrift auf ihrem ersten Übungsheft (das großzügige S bei Sparsamkeit, das elegante N bei Neid). Sie sammelte inzwischen alte

Übungshefte, kleine Fundgruben schöner Handschriften. Es war Kunst, wirkliche Kunst, dessen war sie sicher. Sie hatte einzelne Seiten gerahmt und an die Wände ihres Arbeitszimmers gehängt. Vermutlich waren die Übungshefte (bloße Schularbeiten anonymer, längst verstorbener Frauen) praktisch wertlos – sie hatte selten mehr als fünf oder zehn

Dollar in den Antiquariaten dafür bezahlt –, aber sie machten ihr trotzdem Freude. Sie war überzeugt, daß Literatur für sie aus dem Akt des Schreibens selbst bestand, auch wenn ihre eigene Schrift inzwischen erschreckend verkümmert war, fast nur noch ein Code.

Sie stand vom Bett auf und setzte ihre Brille auf. Sie sah in den Spiegel. Heute abend

würde sie lange Ohrringe aus Rosenquarz tragen. Sie würde die Kontaktlinsen wieder einsetzen und Lippenstift wählen, der sich mit dem Rosenquarz nicht beißen durfte, und damit hätte es sich. Von einem bestimmten Blickwinkel aus wäre sie vielleicht einfach unsichtbar.

Die Party fand in einem Raum statt, der für solche Anlässe

reserviert war. Vermutlich hielt man den Ausblick für attraktiv, obwohl die Dunkelheit schon eingebrochen war und die Stadt jetzt grau wirkte. Hier und dort blitzten Lichter, und sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren: In diesem oder jenem Zimmer werden sich Frauen ausziehen und Männer mit gelösten Krawatten werden Drinks

eingießen. Obwohl es andere, groteskere Szenarien in Erwägung zu ziehen gab.

Das Fenster klapperte in einem Windstoß ähnlich dem, der vorhin ihr Haar aufgewirbelt hatte. Einen Moment lang wurden die Lichter schwächer, und für genau diese Zeitspanne verstummten die Gespräche, eine Pause, die an eine Panik in einem finsternen Hotel

denken ließ, an Hände, die sich vorwärts tasteten.

Irgendeine scheußliche Musik, ähnlich den banalen Klängen im Hotelaufzug, durchsetzte die Unterhaltung. Sie sah kein bekanntes Gesicht, und das war beruhigend. Es befanden sich vielleicht fünfundzwanzig Leute in der Suite, als sie eintraf, die meisten bereits mit Drinks in der Hand, in Gruppen zusammenstehend.

Entlang einer Wand waren auf einem Tisch die üblichen Partyhäppchen aufgereiht. Sie stellte ihre Tasche unter einen Stuhl an der Tür und ging zur Bar. Sie bat um ein Glas Wein und ahnte schon, daß die Qualität des Chardonnay es nicht mit der des rosafarbenen Krönungsteppichs und den fast mannshohen Blumensträußen aufnehmen konnte, womit sie nicht

unrecht hatte.

Ihr Name wurde genannt, und als Linda sich umdrehte, streckte ihr eine Frau in einem irisfarbenen Wollkostüm die Hand entgegen. Es war angenehm, eine Frau zu sehen, die kein Schwarz trug, wie es heutzutage üblich war, wenn man nicht als provinziell gelten wollte. Sie schüttelte die ausgestreckte Hand, ihre eigene war vom

Weinglas naß und kalt.

»Ich bin Susan Sefton, eine der Organisatorinnen des Festivals. Ich schätze Ihre Gedichte sehr und möchte Ihnen danken, daß Sie gekommen sind.«

»Oh. Danke«, sagte Linda.
»Ich freue mich«, log sie.

Die Frau hatte schiefe Zähne, aber hübsche grüne Augen. Verdiente sie sich mit dieser Arbeit ihren

Lebensunterhalt?

»In etwa einer halben Stunde treffen wir uns vor dem Hotel, wo ein Bus wartet, um uns in ein Restaurant namens Le Matin zu bringen. Es ist ein Bistro. Mögen Sie französisches Essen?«

Linda wußte nicht recht, was sie antworten sollte, und nickte nur. Die Tatsache, zum Essen gefahren zu werden, ließ sie an Senioren denken,

eine Vorstellung, die sich verfestigte, als man ihr kurz darauf mitteilte, daß das Essen wegen der verschiedenen Vortragstermine frühzeitig stattfände.

»Und danach wird jeder Autor zu seinem Vortragsort gebracht. Wir haben vier verschiedene Vortragssorte.« Sie sah in einem Plastikordner mit bunten Karteireitern nach.
»Sie sind in der Red Wing

Hall und lesen um 21 Uhr 30.«

›Was mir eine geringe Zuhörerzahl garantiert‹, dachte Linda, sagte aber nichts. Die meisten Leute, die ein Festival besuchten – Autoren eingeschlossen –, würden um diese Zeit nach Hause gehen.

»Kennen Sie Robert Seizek?«

Der Name war ihr entfernt bekannt, obwohl sich Linda

weder an einen Buchtitel noch an ein Genre erinnern konnte. Sie machte eine Kopfbewegung, die als Nicken gedeutet werden konnte.

»Sie beide werden sich das Podium teilen.«

Linda spürte die Herabsetzung, die diese Teilung beinhaltete, das Gefühl, als Unterhaltung nur die Hälfte wert zu sein.

»Es stand im Programm.«

Die Frau wirkte abwehrend, vielleicht als Reaktion auf den vorwurfsvollen Blick. »Haben Sie Ihre Unterlagen nicht bekommen?«

Linda hatte sie bekommen, was sie jetzt aber kaum zugeben konnte, da es schrecklich unhöflich war, nicht hineingesehen zu haben.

»Ich werde Ihnen welche besorgen.« Die schiefen Zähne waren nicht mehr zu sehen,

das Lächeln war verschwunden. Linda war nur noch eine von vielen launischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, um die Susan Sefton sich kümmern mußte, und die meisten waren zu schlampig und zu egozentrisch, um das zu tun, was man von ihnen erwartete. Sie blickte auf Lindas Brust.

»Sie müssen bei allen Veranstaltungen den

Anstecker tragen. Er ist in dem Paket mit den Unterlagen.« Eine Anordnung, gegen die die Schriftsteller sicher rebellieren würden, dachte Linda und sah sich in dem Raum mit den vielen in Plastik eingeschweißten weißen Ansteckern um, die an Revers und Blusen prangten.

»Haben Sie Robert schon kennengelernt? Ich werde Sie bekannt machen«, fügte Susan

Sefton hinzu, ohne auf eine Antwort zu warten.

Die Frau im irisfarbenen Kostüm unterbrach eine Unterhaltung zwischen drei Männern, von denen keiner die Unterbrechung zu brauchen oder zu wollen schien. Das Gespräch drehte sich um Computer (das hätte sich Linda denken können) und Technologie-Aktien, deren Kauf sich gelohnt hätte,

wenn man Bescheid gewußt hätte. Seizek hatte einen großen, fast löwenhaften Kopf und einen riesigen Körper, der von den verschiedensten Gelüsten kündete. Eines davon machte sich in seiner Alkoholfahne und einem leichten Schwanken bemerkbar, als stünde er, im Gegensatz zu den anderen, auf einer kreiselnden Fläche. Wahrscheinlich würde sie

schließlich doch allein auf der Bühne stehen. Einer der beiden anderen Autoren sprach mit stark australischem Akzent, der sich angenehm anhörte, und Linda schloß daraus (als schaltete sie sich in ein laufendes Radioprogramm ein), daß er der Romancier war, über den erst letzten Sonntag in einem wichtigen Literaturblatt geschrieben stand, seine Prosa sei

»leuchtend und einnehmend«, seine Einsichten seien »brillant und treffend«. (Ein Roman über einen australischen Wissenschaftler? Sie versuchte, sich zu erinnern. Nein, über einen Ingenieur.) Und trotz der abgenutzten und daher abgewerteten Lobesworte konnte man nicht umhin, den Mann mit größerem Interesse zu betrachten als ein paar

Sekunden zuvor, eine Tatsache, für die sie sich selbst verachtete. Eine Verbeugung vor verliehener Macht. Sie bemerkte auf einmal, was sie vorher nicht bemerkt hatte: daß die beiden anderen Männer sich leicht in Richtung des Frisch-Gesalbten neigten, als würden ihre Körper von einem starken Magneten zu ihm hingezogen.

»Und Sie, Ms. Fallon,

würden Sie sagen, daß sich Ihre Auffassung der Liebe eher der Liebe selbst als der Lektüre über Liebe verdankt?« Seizeks Sprache klang verquollen und vermittelte den Eindruck, als könnte sich jeden Moment ein Sprühregen aus Zischlauten über sie ergießen.

Wieder eine Unterhaltung, von der sie nur Bruchstücke mitbekam. Der dritte

Schriftsteller nahm überhaupt keine Notiz von ihr, als wäre sie unsichtbar. Es wäre unfair gewesen, ihn gleich als schwul zu bezeichnen. Wie seltsam, dachte sie, daß Männer über Liebe sprachen, über Liebe gesprochen hatten, bevor sie sich zu ihnen gesellt hatte.

Dabei interessierte dieses Thema doch angeblich nur Frauen.

Sie antwortete, ohne zu

zögern. »Der Erfahrung. Noch niemand hat eine zutreffende Beschreibung der Ehe geliefert.«

»Ein Roman kann das nicht, meinen Sie?« Das sagte der Australier mit seinem breiten Akzent. »Die Ehe eignet sich nicht für Kunst. Jedenfalls nicht für befriedigende Konstruktionen oder lesenswerte Dialoge.«

»Sie schreiben über Liebe«,

sagte der Mann, den sie nicht als schwul bezeichnen wollte, zu Linda und machte sie damit plötzlich sichtbar. Sie konnte nicht umhin, sich geschmeichelt zu fühlen, weil er ihre Arbeit kannte.

»Ja, das ist richtig«, sagte sie, keineswegs verlegen, ihren Anspruch in der Runde geltend zu machen. »Ich halte sie für das zentrale Drama unseres Lebens.« Sofort

schränkte sie ihre kühne Behauptung wieder ein.

»Zumindest für die meisten von uns.«

»Nicht den Tod?« fragte Seizek, ein Betrunkener, der nach Streit suchte.

»Den halte ich für einen Teil der gesamten Veranstaltung. Alle Liebe ist zum Scheitern verurteilt angesichts des Todes.«

»Aber Sie glauben nicht,

daß die Liebe den Tod überdauert«, sagte der Australier.

Was sie nicht tat, obwohl sie es versucht hatte. Nach Vincent.

»Warum zentral?« fragte der dritte Mann, der schließlich einen Namen hatte: William Wingate.

»Sie enthält alle theatralischen Möglichkeiten. Leidenschaft, Eifersucht,

Betrug, Gefahr. Und ist nahezu universell. Sie ist etwas Außergewöhnliches, das durchschnittlichen Menschen widerfährt.«

»Es ist aber nicht modern, über Liebe zu schreiben, nicht wahr?« sagte Seizek herablassend.

»Nein. Aber für mich ist Mode nicht von Belang.«

»Nein, natürlich nicht«, erwiderte Seizek schnell, denn

offensichtlich wollte auch er nicht belanglos sein.

Linda zog sich vorsichtig aus der Unterhaltung zurück, weil sie plötzlich Hunger verspürte. Sie hatte seit dem Frühstück in ihrem Hotelzimmer in der über tausend Kilometer entfernten Stadt nichts mehr zu sich genommen (wenn man von den ungenießbaren kleinen Nachos-Ecken einmal absah).

Sie fragte die Männer, ob sie ihnen etwas vom Büfett mitnehmen solle, sie hole sich Cracker, sie sei völlig ausgehungert, da sie seit dem Frühstück nichts gegessen habe. Nein, nein, die Männer wollten nichts, aber natürlich müsse sie sich etwas holen. Die Salsa sei ganz ordentlich, behaupteten sie, und es würde sicher noch eine Stunde dauern, bis man etwas

anderes zu essen bekäme. Ob sie das Restaurant kenne? Als sie sich von ihnen abwandte, dachte sie, daß ihr vor einem oder vielleicht zwei Jahren einer der Männer zum Büfett gefolgt wäre und den Anlaß als Gelegenheit genutzt hätte. Das ist die Ironie des Alters, dachte sie. Als die Aufmerksamkeit noch allgegenwärtig war, hatte es sie gestört.

Bei den kleinen bunten Schälchen blieb es den Gästen überlassen zu erraten, womit sie gefüllt waren: das Grüne mochte kalte Avocadosuppe sein, das Rote war zweifellos die ordentliche Salsa und das Rosafarbene möglicherweise ein Shrimp- oder Krabbendip. Das Grau-Beigefarbene fand sie verblüffend, da es sich beim besten Willen nicht um eine ansprechende Farbe für

ein Nahrungsmittel handelte. Sie griff nach einem kleinen Pappteller – das Management hatte sich nicht auf großen Appetit eingerichtet – und nahm das Leiserwerden der Geräusche wahr, bevor es ihr tatsächlich zu Bewußtsein kam, ganz so, als habe jemand die Lautstärke um ein oder zwei Stufen heruntergedreht. Aus der Ecke hörte sie einen geflüsterten Namen. Das war

doch nicht möglich, dachte sie, selbst als sie realisierte, daß es doch so war. Sie drehte sich um, damit sie den Grund des ehrfurchtsvollen Schweigens betrachten konnte.

Er stand in der Tür, als würde ihn das Unbekannte blenden. Als müßte er nach einer Verletzung den passenden Schlüssel zur Realität wiederfinden: Gruppen von Männern und

Frauen mit Drinks in den Händen, ein Raum, der vorgab, etwas zu sein, was er nicht war, Gesichter, die vielleicht vertraut oder fremd waren. Sein Haar war jetzt silbern, der ganze dichte Schopf, und schlecht geschnitten, tatsächlich grauenvoll schlecht geschnitten, zu lang an den Seiten und im Nacken. Wie sehr er dies hier hassen

würde, dachte sie, bereits Partei für ihn ergreifend. Sein Gesicht war tief zerfurcht, aber man konnte nicht sagen, daß er unattraktiv war. Die blauen Augen waren sanft, und er blinzelte, als wäre er aus einem dunklen Raum hereingetreten. Eine Narbe, eine alte Narbe, die genauso zu ihm zu gehören schien wie sein Mund, verlief über die ganze linke Wange. Er wurde

begrüßt wie ein Mann, der lange im Koma gelegen hat; wie ein König, der jahrelang im Exil war.

Sie wandte sich ab, weil sie nicht die erste Person sein wollte, die er im Raum wahrnahm.

Andere begrüßten ihn jetzt, eine Wolke stiller, aber angespannter Aufmerksamkeit schien ihn zu umgeben. War dies sein erster

öffentlicher Auftritt nach dem Unfall, der ihn bewogen hatte, sich von der Welt zurückzuziehen? Möglich, durchaus möglich. Mit dem Teller in der Hand stand sie bewegungslos da und atmete mit knappen, kontrollierten Zügen. Langsam hob sie die Hand zum Haar und strich eine Strähne hinters Ohr. Vorsichtig rieb sie sich mit dem Finger die Schläfe. Sie

nahm einen Cracker und versuchte, ihn mit dem bröckeligen Käse zu bestreichen, aber der Cracker brach auseinander und zerbröselte zwischen ihren Fingern. Sie warf einen prüfenden Blick auf eine Schale mit Erdbeeren und Trauben, letztere waren schon leicht bräunlich.

Etwas zu devot sagte jemand: »Ich werde Ihnen

einen Drink holen.« Ein anderer krächzte: »Ich freue mich so sehr.« Und wieder andere murmelten: »Sie wissen gar nicht ...« und: »Ich bin so ...«

Es bedeutete nichts, sagte sie sich, als sie nach einem Glas Wasser griff. Jahre waren vergangen, und das ganze Leben hatte sich inzwischen verändert.

Sie spürte, wie er auf sie

zukam. Wie entsetzlich, daß sie sich nach der langen Zeit vor Fremden begrüßen mußten.

Er sagte ihren Namen, ihren so gewöhnlichen Namen.

»Hallo, Thomas«, sagte sie im Umdrehen, sein Name war genauso gewöhnlich wie ihrer, aber seinem haftete die Bedeutung von Geschichte an.

Er trug ein

elfenbeinfarbenes Hemd und einen marineblauen Blazer, dessen Schnitt schon lange aus der Mode war. Um die Mitte wirkte er fülliger, was vielleicht zu erwarten war, aber wenn man ihn ansah, dachte man dennoch: ein großer Mann, ein schlanker Mann. Sein Haar fiel in die Stirn, und er strich es mit einer Geste fort, die ihr seit Jahren vertraut war.

Er trat auf sie zu und küßte sie auf den Mundwinkel. Zu spät hob sie ihre Hand, um seinen Arm zu berühren, denn er hatte sich schon zurückgezogen, und ihre Hand hielt mitten in der Bewegung inne.

Das Alter hatte ihn gezeichnet. Sie beobachtete, wie er sie betrachtete, sie, die das Alter offensichtlich nicht weniger gezeichnet hatte.

Dachte er: ›Ihr Haar ist strohig, aber ihr Gesicht ist nicht alt geworden?‹

›Das ist sehr seltsam‹, sagte er.

›Man wundert sich bereits über uns.‹

›Es ist tröstlich, sich vorzustellen, daß wir für eine Geschichte herhalten.‹

Seine Hände schienen nicht zu ihm zu gehören; es waren blasse, weiche

Schriftstellerhände mit einem Hauch von Tinte, die sich für immer in den Falten des Mittelfingers der rechten Hand festgesetzt hatte. »Ich habe deine Karriere verfolgt«, sagte er.

»Soweit es eine gegeben hat.«

»Du hast dich gut gemacht.«

»Erst in letzter Zeit.«
Die anderen traten

allmählich zurück. Es erhöhte ihren Status, daß er sie kannte, ganz ähnlich, wie die gute Kritik den australischen Schriftsteller auszeichnete. Ein Drink wurde Thomas gereicht, der ihn dankend annahm, aber er enttäuschte den Spender, der auf eine Unterhaltung gehofft hatte.

»Ich habe so was seit Jahren nicht mehr gemacht«, begann er und brach ab.

»Wann liest du?«

»Heute abend.«

»Ich auch.«

»Konkurrieren wir
miteinander?«

»Ich hoffe doch nicht.«

Es ging das Gerücht, daß Thomas nach vielen fruchtlosen Jahren wieder schrieb und daß seine Arbeit außerordentlich gut sei. Unerklärlicherweise war er in der Vergangenheit bei Preisen

nicht berücksichtigt worden, obwohl man allgemein der Ansicht war, daß er, wenn er sich in Höchstform befand, der Beste war.

»Bist du heute angekommen?« fragte sie.

»Gerade eben.«

»Und woher?«

»Aus Hull.«

Sie nickte.

»Und du?« fragte er.

»Ich bin am Ende einer

Lesereise.«

Er neigte den Kopf zur Seite und setzte zu einem Lächeln an, als wollte er Beileid sagen.

Ein Mann wartete ungeduldig an Thomas' Seite, um zu Wort zu kommen. »Sag mir«, fuhr Thomas fort, ohne den Mann neben sich zu beachten, und beugte sich vor, damit nur sie ihn hören konnte. »Bist du meinewegen

Schriftstellerin geworden?«

Sie erinnerte sich, daß Thomas' Fragen oft verblüffend direkt und fast beleidigend waren, obwohl man ihm immer verzieh. »So haben wir uns kennengelernt«, erinnerte sie ihn.

Er nahm einen tiefen Schluck aus seinem Glas. »Das stimmt.«

»So war ich eigentlich

nicht. Wie damals in dieser Klasse.«

»Du warst durchaus so, finde ich. Der Rest war Schwindel.«

»Der Rest?«

»So zu tun, als seist du leicht zu haben.«

Leicht zu haben. Seit Ewigkeiten hatte sie diesen Ausdruck nicht mehr gehört.

»Du bist jetzt mehr du selbst«, sagte er.

»Woher willst du das wissen?« fragte sie herausfordernd.

Er hörte den scharfen Unterton in ihrer Stimme.
»Dein Körper und deine Gesten vermitteln den Eindruck, daß du mehr zu deinem Selbst gefunden hast, oder zu dem, was ich für dein Selbst halte.«

»Es sind nur die mittleren Jahre«, sagte sie, gleichzeitig

sich und ihn abwertend.

»Sie stehen dir gut.«

Sie wandte sich ab angesichts des Kompliments. Der Mann neben Thomas gab nicht auf. Hinter ihm standen andere, die dem zurückgezogen lebenden Dichter vorgestellt werden wollten. Sie entschuldigte sich und ging durch die Schar der Bewunderer und Schmeichler hindurch, die an ihr natürlich

nicht interessiert waren. Es war nichts, sagte sie sich erneut, als sie die Tür erreichte. Jahre waren vergangen, und das Leben hatte sich inzwischen verändert.

Sie stieg in den Aufzug, der Ewigkeiten zu brauchen schien, bis er ihr Stockwerk erreichte. Sie schloß die Tür ihres Zimmers, ihres

vorübergehenden Zufluchtsorts. Das Paket mit den Festivaldrucksachen lag unter ihrem Mantel, achtlos hingeworfen wie eine ausgelesene Zeitung. Sie saß auf dem Bett und sah die Liste der Festivalteilnehmer durch, und da war er, sein Name, der plötzlich fetter gedruckt wirkte als die Namen der anderen. In der Lasche, hinter dem weißen Plastikanstecker

mit ihrem Namen, fand sie einen Zeitungsausschnitt mit der Ankündigung des Festivals. Das Foto, mit dem der Artikel illustriert war, zeigte Thomas, zehn Jahre jünger. Er hatte das Gesicht zur Seite gedreht, um die Narbe zu verbergen. Dennoch war etwas Kühnes in seinem Ausdruck – ein anderer Thomas als der, den sie einst kannte, ein anderer Thomas

als der, den sie jetzt gesehen hatte.

Sie erhob sich vom Bett und vertrieb die leichte Panik durch Bewegung. Ihre Begegnung nach so vielen Jahren hätte ein großes Ereignis sein können, obwohl sie wußte, daß alle wichtigen Ereignisse in ihrem Leben schon geschehen waren. Sie überlegte, ob sie einfach im Hotelzimmer bleiben und

nicht an dem Abendessen teilnehmen sollte. Sicherlich hatte sie dem Festival gegenüber keine andere Verpflichtung, als pünktlich zu ihrer Lesung zu erscheinen, und dafür konnte sie sich ein Taxi rufen. Susan Sefton würde sich vielleicht Sorgen machen, aber Linda konnte in dem Restaurant eine Nachricht hinterlassen: Sie fühle sich nicht wohl, sie

brauche Ruhe nach dem langen Flug. Was plötzlich zutraf: Sie fühlte sich nicht wohl; sie brauchte Ruhe. Obwohl der Schock, Thomas nach all den Jahren wiedergesehen zu haben, für ihr Unwohlsein verantwortlich war. Das und ein damit verbundenes Schuldgefühl, ein fast unerträgliches Schuldgefühl inzwischen, daß sie in ihrem

Leben Ordnung gekannt
hatte, Verantwortung, und
daher einsehen mußte, wie
unverzeihlich ihre
Handlungen gewesen waren.
Vor Jahren waren die
Schuldgefühle von
beschämend unerträglichem
Schmerz überdeckt gewesen –
und von Begierde und Liebe.
Liebe hätte sie vielleicht
großzügig und selbstlos
werden lassen, aber sie war

weder das eine noch das andere geworden.

Sie ging ins Badezimmer und hielt das Gesicht nahe an den Spiegel. Ihr Eyeliner war unter dem linken Auge zu einem peinlichen Rand verschmiert. Es war eine Sache, Kunstgriffe anzuwenden, dachte sie, aber eine ganz andere, sie schlecht zu beherrschen. Ihr Haar hatte in der Feuchtigkeit seine Fülle

verloren und sah zusammengefallen aus. Sie bückte sich und zerzauste es mit den Fingern, aber als sie sich wieder aufrichtete, fiel es in seine vorherige Form zurück. Das Licht im Badezimmer war wenig schmeichelhaft. Sie weigerte sich, die Schäden zu registrieren.

War sie wegen Thomas Dichterin geworden? Es war

eine berechtigte, wenn auch unverschämte Frage. Oder hatte eine gemeinsame Sichtweise sie zueinander hingezogen? Thomas' Gedichte waren kurz und schlicht, mit brillanten Nebeneinanderstellungen, so daß man nach dem Lesen eines Bandes den Eindruck hatte, durchgerüttelt worden zu sein. Als wäre man über eine Straße mit vielen

Windungen und Kurven gefahren; als hätte ein Mitfahrer ins Steuer gegriffen und einen Unfall riskiert. Wohingegen ihre Arbeit langsam undträumerisch war, elegischer, eine ganz andere Form.

Sie wanderte ins Schlafzimmer zurück, eine Frau, die für kurze Zeit vergessen hat, wo sie ist, und sah das Telefon, die

Lebensader zu ihren Kindern. Sie las die Anweisung für Ferngespräche. Sie müßte entsetzlich hohe Zuschläge zahlen, aber darum konnte sie sich jetzt nicht kümmern. Sie setzte sich auf den Bettrand, wählte Marias Nummer und war enttäuscht, als Maria sich nicht meldete. Linda öffnete den Mund, um eine Nachricht zu hinterlassen – Leute, die anriefen, ohne eine Nachricht

zu hinterlassen, fand sie ärgerlich –, aber obwohl sie unbedingt etwas zu ihrer Tochter sagen wollte und noch dringender die Stimme ihrer Tochter hören wollte, fiel ihr nichts ein. Ein Mann, den ich dir gegenüber nie erwähnt habe, hat plötzlich an meiner Fassade gekratzt. Unlogisch oder nicht, Linda dachte an Ovum und Sperma und an eine einzelne Zelle, die

eine zarte Membran durchstieß. Sie legte den Hörer auf und fühlte sich sprachlos und frustriert. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Sie stellte sich ihre Kinder vor, das eine kräftig, das andere nicht, und seltsamerweise war es der Junge, der zarter war. Als sie an Maria dachte, fielen ihr lebhafte Farben und Klarheit

ein (wie ihr Vater sagte Maria offen ihre Meinung und machte sich nur selten klar, daß die Folgen verhängnisvoll sein könnten), doch wenn sie an Marcus dachte, fielen ihr verblaßte Farben ein, einst leuchtend, jetzt aber matt, obwohl er erst zweiundzwanzig war. Der arme Junge hatte Lindas irisches Aussehen geerbt, während Vincents robusteres

italienisches Blut für Marias dunkle Augenbrauen und das blauschwarze Haar verantwortlich war, das die Leute veranlaßte, sich nach ihr umzudrehen. Und obwohl Vincent zuweilen Schatten im Gesicht hatte, vor allem unter den Augen (und wenn diese Schatten frühe Anzeichen von Krankheit gewesen wären, hätte man sie nur als solche erkannt, wenn man Bescheid

gewußt hätte?), war Marias Haut rosig und glatt, nachdem die glücklicherweise vorübergehenden Entstellungen der Pubertät vorbei waren. Wie schon so oft, fragte sich Linda erneut, ob ihre Reaktion auf das Aussehen ihrer Kinder deren Persönlichkeit mitgeprägt hatte; wenn sie ihren Kindern nicht ständig zu verstehen gegeben hätte, daß Maria

immer gerade heraus wäre, während sich unter Marcus' äußerer Schale etwas Untergründiges ausformte. (Wie unpassend Marcus all die Jahre seinen Namen empfunden haben mußte – Marcus Bertolini widerlegte alle Erwartungen, die jemand an ihn stellte, da er so viel mehr wie ein Phillip oder Edward aussah.) Sie hielt diese Gedanken über ihre

Kinder nicht für unfair; sie liebte beide gleich stark. Sie hatten nie miteinander konkurriert, da sie schon in frühester Kindheit gelernt hatten, daß kein Wettstreit gewonnen werden konnte.

Die Ziffern auf der Uhr leuchteten, als es im Raum dunkler wurde. Dichter und Schriftsteller würden sich jetzt vor dem Hotel versammeln wie Schulkinder, die sich auf

einen Ausflug begaben. ›Ich werde hinuntergehen, entschied sie plötzlich. ›Ich werde mich nicht davor fürchten.‹

Am Horizont waren die Wolken aufgerissen, das rosafarbene Licht versprach einen schöneren Tag. Linda registrierte alles: die Art, wie eine Frau, die in den Bus stieg, ihr rechtes Knie nicht belasten

konnte und sich am Geländer festhielt; die gewollt abgewetzte Aktenmappe eines Dichters mit modisch schwarzgeränderter Brille; die Art, wie alle in Regenmänteln dastanden, die Hände in die Taschen gesteckt, und sich leicht vorwärts drängten oder geschoben wurden, bis sie ein dichtes Knäuel bildeten. Aber sie zwang sich, nicht nach Thomas Ausschau zu halten,

der entweder hinter ihr stand oder nicht gekommen war. So daß sie, als sie im hinteren Teil des Busses saß und ihn beim Einstiegen beobachtete, gleichermaßen überrascht wie verlegen war, verlegen, weil er plötzlich seiner Männlichkeit beraubt war und wie ein Schulkind im Bus fahren mußte. Sein Trenchcoat war zu ausladend, er hielt die Arme vor sich

verschränkt, und über seinem Rumpf wölbten sich seine Schultern. Robert Seizek, der betrunkener war, als sie seit Jahren einen Mann gesehen hatte – sein Gesicht wirkte, als müßte es Wasser sprühen, wenn man darauf drückte –, brauchte Hilfe, um die Stufen hinaufzukommen. Die Autoren, die an diesem Abend lesen mußten, wirkten geistesabwesend und aufs

äußerste bemüht, sich entspannt zu geben.

Sie fuhren durch trüber werdende Straßen, die um diese Zeit verlassen waren und einen eher nüchternen als charmanten Eindruck machten. Linda versuchte, nicht auf Thomas zu achten, was schwierig war. Er sah verlottert aus, ganz anders als Vincent, der das Talent besaß, makellos zu erscheinen,

genauso adrett und gepflegt wie sein Körper. Sie mochte es, wie sich die Hemden ihres Mannes eng an seine Schultern schmiegten, wie er seinen Bart stützte, der immer perfekt in Form war. Er hatte italienische Ledergürtel und maßgeschneiderte Hosen getragen, was bei Vincent keine Eitelkeit war, sondern vielmehr das Erbe seiner eingewanderten Eltern, die

ängstlich darauf bedacht waren, daß ihre Kinder es in der neuen Welt schafften. Was bei anderen geckenhaft gewirkt hätte, war bei Vincent Gewohnheit und hatte Stil; Vincent, der nichts davon hielt, die harmlosen Wünsche seiner Eltern zu mißachten; Vincent, den die allgemeine Unverschämtheit der Freunde seiner Kinder oft verblüffte.

Der Bus hielt an, und Linda

war entschlossen, als letzte auszusteigen. Sie würde sich im Restaurant einfach einen freien Platz suchen und sich einem Fremden vorstellen. Aber als sie ausstieg, stand Thomas in der Nähe der Tür und wartete auf sie.

Er brachte es fertig, zwei Plätze abseits von den anderen zu finden. Es war tatsächlich ein kleines Bistro, möglicherweise echt

französisch. Die Festivalteilnehmer waren in einem schmalen Raum mit zwei langen Tischen und Bänken untergebracht. Linda und Thomas saßen an dem Ende, das sich am nächsten zur Tür befand, und auch das schien ganz nach Art des Mannes zu sein, an den sie sich erinnerte, ein Mann, der immer an schnelle Fluchtwege gedacht hatte. Sie bemerkte,

daß das Papiertischtuch, das bereits halbmondförmige Rotweinflecken aufwies, nicht lang genug war. Thomas kritzelt gedankenverloren mit seinem Stift darauf herum. Es herrschte entsetzlicher Lärm im Raum, und sie hatte das Gefühl, in einem Meer aus Stimmen und unverständlichen Worten zu ertrinken. Dies zwang sie, sich näher, geradezu

verschwörerisch einander entgegenzubeugen, um sich zu unterhalten.

»Es ist eine Art Wiederaufleben, nicht wahr? Dieses Interesse an Lyrik?«

»Aber keine Renaissance«, antwortete sie nach einer Weile.

»Mir wurde gesagt, es gebe hier zehn von unserer Sorte. In einer Gesamtzahl von sechzig. Das sieht doch nach

einem Rekord aus.«

»Im Ausland ist es noch besser.«

»Hast du das getan? Hast du an ausländischen Festivals teilgenommen?«

»Gelegentlich.«

»Also bist du eine Weile auf Lesereisen gewesen?«

»Kaum.« Sie ärgerte sich über die spitze Bemerkung. Sie gab die verschwörerische Haltung auf und lehnte sich

zurück. Er beugte sich näher zu ihr und sah von seinem Gekritzeln auf. »Du verkünstelst dich zu sehr bei deinen Gedichten. Du solltest deine Geschichten als Geschichten erzählen. Deinem Publikum würde das gefallen.«

»Meinem Publikum?«

»Deine Gedichte sind beliebt. Du mußt dein Publikum doch kennen.«

Sie schwieg, verletzt wegen des versteckten Tadels.

»Ich halte dich im Kern für eine Romanschriftstellerin«, sagte er.

Sie wandte sich ab. ›Was für eine unverschämte Boshaftigkeit‹, dachte sie. Sie erwog, aufzustehen und zu gehen, aber eine so theatralische Geste würde offenbaren, wie verletzlich sie war, würde ihn vielleicht an

andere theatralische Gesten erinnern.

»Ich habe dich verletzt.« Zu seinen Gunsten mußte man sagen, daß er reumütig aussah.

»Natürlich nicht«, log sie.

»Du brauchst weder mich noch jemand anderen, um zu wissen, was du wert bist.«

»Nein, das brauche ich wirklich nicht.«

»Du bist eine wundervolle

Schriftstellerin, in welcher Gattung auch immer.«

Und er meinte das Kompliment ernst, tatsächlich hielt er es gar nicht für ein Kompliment, sondern für die reine Wahrheit.

Das Essen wurde auf Tellern gebracht, die so groß waren, daß man am Tisch auseinanderrücken mußte. Linda versuchte, sich eine Spülmaschine vorzustellen, in

die die übergroßen Teller paßten. Wozu dienten sie überhaupt, fragte sie sich, da sie das Essen darauf zu Zwergenportionen schrumpfen ließen: indonesisches Huhn für sie, Lachs mit Grillstreifen für Thomas. Seizek, der mit rotunterlaufenen Augen von der Bar zurückkam, stieß an den Tisch, so daß Wasser- und Weingläser ins Wanken

gerieten. Linda sah die verstohlenen und offenen Blicke der anderen, die auf sie gerichtet waren. Welch vorrangigen Anspruch hatte Linda Fallon auf Thomas Janes?

Thomas nahm einen Bissen und tupfte sich die Lippen ab. Das Essen interessierte ihn nicht, und auch darin erkannte sie, daß er sich nicht geändert hatte: eine halbe Stunde

später würde er sich nicht mehr erinnern, was er gegessen hatte.

»Bist du immer noch Katholikin?« fragte er und starrte auf den V-förmigen Ausschnitt ihrer elfenbeinfarbenen Bluse. Es war eine Art Uniform, die seidenen Blusen, die engen Röcke. Sie hatte drei davon, die in Plastikhüllen in ihrem Koffer lagen. »Du trägst das

Kreuz nicht.«

»Schon seit Jahren nicht mehr«, sagte sie, ohne hinzuzufügen, seit mein Mann, der seine Bedeutung kannte, mich bat, es abzunehmen. Sie hob ihr Glas und trank und machte sich erst zu spät klar, daß der Wein ihre Zähne verfärben würde. »Man bleibt immer Katholik. Auch wenn man nicht mehr daran glaubt.«

»Damals wurde so viel Schaden angerichtet.« Sein Blick wandte sich nach innen, möglicherweise wurde er an katholische Sünden erinnert.

»Bist du im Moment gläubig?«

»Nur im Flugzeug«, antwortete sie schnell, und er lachte. Er versuchte, wieder einen Bissen zu essen.

»Ich ein bißchen«, gestand er, was sie verblüffte, und sein

Geständnis wirkte fast schüchtern. »Der Pfarrer meiner Mutter blieb nach Billies Tod tagelang bei mir, obwohl ich seine Gegenwart kaum wahrnahm. Sie sind sehr gut in Krisensituationen, nicht wahr? Wir spielen jetzt oft Tennis miteinander, und ich gehe manchmal zur Kirche. Um seine Gefühle nicht zu verletzen, denke ich.«

Ihr Atem war angespannt

und brannte in ihrer Brust.
Diese Erwähnung privaten
Unglücks war zu früh
gekommen. Erneut hörte sie
die Worte: »Nach Billies
Tod ...«

Er fuhr fort:
»Wahrscheinlich habe ich das
Gefühl, Dankbarkeit zeigen zu
müssen. Ich dachte allerdings,
sie müßten wissen, daß es am
Ende nicht hilft. Letztlich hilft
gar nichts. Drogen vielleicht.«

»Ja.«

Er beugte sich vor. »Geht's dir genauso? Ich denke an das, was wir getan haben, und kann einfach nicht glauben, daß wir so grausam waren.«

Sie konnte nicht antworten. Er hatte teurer bezahlen müssen, als es irgend jemand verdiente. Und sie? Womit hatte sie bezahlt? Sie hatte Liebe und Kinder gehabt, und ihre Kinder lebten. Entgegen

allen Erwartungen war sie belohnt worden. Was war gerecht dabei?

Sie legte die Gabel hin, unfähig, so zu tun, als würde sie essen. Auf eine solche Art von Unterhaltung war sie nicht vorbereitet. Sie faltete die Finger unterm Kinn. Sie war nicht in der Lage, das Gespräch fortzusetzen, weil sie nicht wußte, wieviel sie ertragen konnte. Sie würde

sich von Thomas die Stichworte geben lassen, keine Fragen stellen.

Die riesigen Teller wurden durch kleinere ersetzt. Der Kellner füllte ihre Gläser.

»Hast du die Briefe noch?« fragte er.

»Ich habe sie verloren«, sagte sie, erleichtert, auf sichereren Boden zu wechseln. »Sie sind aus einem Karton herausgequollen. Das habe ich

vom Fenster im zweiten Stock eines Hauses beobachtet, in das mein Mann und ich einzogen. Er trug den Karton. Ich hielt den Atem an, als er ihn hochhob. Es hätte ihn verletzt, auch wenn ...«

(Obwohl ich dich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, wollte sie hinzufügen.)

»Keinem Mann gefällt der Gedanke, daß es einen anderen gegeben hat, der

wichtig war«, sagte Thomas nüchtern.

»Und dann, Wochen später, als ich danach suchen wollte, waren sie verschwunden. Nirgendwo zu finden. Ich versuchte, indirekt nachzufragen, aber er schien zu wissen, wovon die Rede war. Es ist ein Rätsel. Bis zum heutigen Tag weiß ich nicht, was mit ihnen geschehen ist.«

»Er hat sie vernichtet«,

warf Thomas ein.

Eine solch heimtückische Tat konnte sich Linda nicht vorstellen. Vincent hatte weder den Wunsch noch die Fähigkeit zu hinterhältigem Handeln. Wohingegen sie und Thomas absolute Experten darin waren.

Arme wurden über Stuhllehnen gelegt. Essen wurde verschlungen oder ignoriert. Spiegel an den

Wänden reflektierten die Essenden und zeigten Gesichter, die vorher verborgen waren. Eine Kohorte kleiner Männer in fleckigen Schürzen schlängelte sich wie Tänzer an den schmalen Tischen vorbei. Da es keine Fenster gab, die an den Regen erinnert hätten, herrschte eine traute Atmosphäre im Raum. Diejenigen, die keine

Begabung für Konversation
hatten, litten.

»Wann hast du geheiratet?«
fragte Thomas leichthin.

Gespräche über die
Vergangenheit riefen wieder
Schmerz hervor, dachte sie,
obwohl es töricht war,
anzunehmen, sie könnten eine
Unterhaltung fortführen, ohne
auf das Schlimmste zu
sprechen zu kommen, das
zwischen ihnen geschehen

war.

»1976«, sagte sie.

»Vor vierundzwanzig Jahren.«

Sie nickte, und im nächsten Moment wußte sie, woran er dachte: an sie, wie sie sich auf die Hochzeit vorbereitete. An sie, die leidenschaftliche körperliche Liebe für einen anderen empfand.

»Und du hast Kinder, nicht wahr?« fragte er. »Das habe

ich, glaube ich, gelesen.«

»Ich habe eine
dreiundzwanzigjährige
Tochter und einen
zweiundzwanzigjährigen
Sohn.«

Und damit war es heraus:
die Erwähnung ihrer Kinder.

Sie beobachtete Thomas,
der sich bemühte, seine
Gesichtszüge unter Kontrolle
zu bringen. Wie abgrundtief
mußte der Schmerz sein, der

sich fast ein Jahrzehnt später
in unaufhaltsamen Tränen
ausdrückte.

»Wie heißen sie?«

»Maria und Marcus.«

»Maria und Marcus ...?«

»Bertolini.«

»Der Name deines
Mannes.«

»Vincent«, sagte sie, ohne
hinzuzufügen, daß er
gestorben war.

»Damit ich's mir vorstellen

kann.«

Sie nickte.

»Du kleidest dich inzwischen wirklich wundervoll.« Thomas hielt den Blick auf ihr Gesicht gerichtet, als er das sagte, obwohl sie wußte, daß er sie bereits taxiert hatte.

»Danke«, sagte sie einfach.

»Billie wäre dieses Frühjahr zwölf geworden«, sagte Thomas.

Laut ausgesprochen, klang der Name überaus traurig und herb. An der Anspannung seiner Lippen konnte sie ablesen, was es ihn kostete.

»Das Boot war mit Wasser vollgesogen und morsch. Die Toilette im Bug stank. Man konnte Rich in der vorderen Kabine vögeln hören ...«

Einen Moment lang konnte er nicht weitersprechen.

»Wir waren auf dem Weg

nach Maine«, sagte er und hatte jetzt das Zittern in seiner Stimme besser unter Kontrolle. »Rich und seine Freundin waren an Bord. Und Jean, meine Frau.« Er sah zu Linda auf. »Und unsere Tochter Billie.«

»Thomas, hör auf«, sagte sie ruhig. »Du mußt das nicht tun. Ich habe damals über den Unfall gelesen.« Tatsächlich konnte sie sich nur allzugut

erinnern, wie sie damals, wie jeden Morgen, den Boston Globe durchblätterte (Vincent mit der Times am anderen Ende des Tisches; ihre Hand war von Marmelade klebrig) und wie die Worte THOMAS JANES und TOCHTER und ERTRUNKEN ausgesehen hatten, die unmöglichen, schreienden Großbuchstaben, alle in einer Schlagzeile. Wie Vincent sofort seine Zeitung

weggelegt und gesagt hatte:
›Linda, was ist los?‹

Ein Kellner, der Teller balancierte, erzeugte eine künstliche Pause.

»Es war nicht Jeans Schuld, obwohl ich ihr die Schuld daran gab.«

Linda beobachtete, wie Thomas' Finger den Stiel ihres Glases umklammerten. Natürlich konnte sie nicht bestimmen, wie er diese

Geschichte erzählen sollte.

»Gott, wie ich sie verfluchte. Ich hätte sie umgebracht auf dem Boot, wenn ich die Kraft oder den Mut dazu aufgebracht hätte.«

Linda drückte die gefalteten Hände auf den Mund. ›Wie sehr wir uns bemühen, nicht auszusprechen, was uns auf der Zunge liegt‹, dachte sie.

Sie sah sich im Raum um,

blickte in all die begierigen und angespannt neugierigen Gesichter, die ihnen zugewandt waren. Es war schrecklich. Hier konnten sie nicht bleiben.

»Thomas«, sagte sie und stand auf. »Komm mit.«

Sie gingen auf einem Quai entlang, der sich in den See hinaus erstreckte. Der Sprühregen spann ein Netz

um ihr Haar und ihr Gesicht. Thomas ging mit leicht hängenden Schultern, die Hände in den tiefen Taschen seines Trenchcoats vergraben. Seinen Gürtel hatte er locker geknotet, eines der Enden hing länger herunter als das andere. Seine Schuhe waren seit längerem nicht geputzt worden. Er war nicht aus Armut so ungepflegt, das wußte sie; es war einfach

mangelnde Aufmerksamkeit.
Aufmerksamkeit eines
anderen oder die eigene.

»Du lebst noch immer in
Hull«, sagte sie.

»Ja.«

»Und wie geht's Rich?«

»Ihm geht's gut. Er ist
verheiratet und hat zwei
Jungen. Er hat übrigens eine
Ärztin geheiratet. Die Jungen
sind großartig.«

Sie konnte sich nicht

vorstellen, wie Thomas es schaffte, mit den Kindern anderer Leute zu spielen oder auch nur mit ihnen zu reden. War der Schmerz noch immer gegenwärtig? Gäbe es eine oder fünf gemeinsame Stunden, während deren er einfach – und wohltuenderweise – vergessen würde?

»Ich sehe deine Tante gelegentlich«, sagte Thomas.

»Sie versucht immer, so zu tun, als würde sie mich nicht kennen.«

»Kannst du ihr das verübeln?«

»Nein, natürlich nicht. Ich mache inzwischen niemanden mehr verantwortlich, nur noch mich selbst.

Wahrscheinlich ist das ein Fortschritt.«

Der Wind war eisig an ihrem Hals. Sie hielt die

Revers ihres Regenmantels zusammen. »Ich werde dich nicht nach deiner Frau fragen«, sagte sie. »Obwohl ich es gern täte.«

»Du meinst Jean?«

Sie nickte und wußte, daß sie nicht über Regina sprechen konnten. Vielleicht nie.

»Oh, ich kann über Jean sprechen.« Er schien sich von seiner Erregung im Restaurant erholt zu haben. Linda stellte

sich vor, daß der Schmerz möglicherweise in ganz willkürlichen Formen auftrat: in manchen Momenten unerträglich, dann wieder nur in Form einzelner Teile einer schrecklichen Geschichte. »Ich gebe ihr heute keine Schuld mehr«, fügte er hinzu. »Ich sagte es schon. Sie war eine gute Frau. Wahrscheinlich ist sie das immer noch.«

»Du siehst sie nicht?«

»O Gott, nein. Ich glaube,
das könnte keiner von uns
ertragen. Nach etwa einem
Jahr ist sie ins Landesinnere
gezogen, nach Indianapolis,
wo sie ursprünglich
herstammt. Dort ist es
sicherer, denke ich. Weit und
breit kein Ozean. Ich schätze,
sie ist immer noch allein. Ja,
ich weiß, daß sie es ist. Sie
schreibt Rich gelegentlich.«

Und warum quälte sich

Thomas noch immer mit dem Ozean ab? hätte sie fragen können.

Sie waren an einem Industriepark oder etwas Ähnlichem angelangt. Sie erinnerte sich an einen Weihnachtstag vor Jahren, als sie und Thomas durch die leeren Straßen von Boston geschlendert waren, die einzigen Menschen in einem verlassenen Universum. Aber

dann kam ihr ein
bedrückender Gedanke:
Obwohl sie sich an den Tag
erinnern konnte – an das
Gefühl endloser verfügbarer
Zeit, an eine verheißungsvolle
Zukunft, die scheinbar hinter
jeder Ecke wartete, an die
Klarheit der Luft –, spürte sie
nichts davon. Und sie stellte
fest, daß diese Unfähigkeit,
die Vergangenheit zu spüren,
sie sehr störte. Es war

tatsächlich beunruhigend, von der realen Struktur seines Lebens so weit entfernt zu sein.

Ihr Rock engte sie beim Gehen ein. Sie ruinierte ihre Schuhe. Neben sich konnte sie Thomas' Hitze spüren, sogar in dieser unwirtlichen Kälte. Seine physische Gegenwart war ihr vertraut und gleichzeitig doch fremd. All seine Zellen waren inzwischen

anders, hatten sich dreimal erneuert.

»Unterrichtest du«, fragte er.

»Ja.« Sie nannte das College. »Teilzeit. Mein Mann ist vor zwei Jahren gestorben und hat Geld von einer Lebensversicherung hinterlassen.«

»Das wußte ich nicht. Tut mir leid.« Er, der besser als jeder andere wußte, wie

nutzlos Mitleid ist. »War er lange krank?«

»Nein. Es kam ganz plötzlich.«

Thomas neben ihr schien eher zu springen als zu gehen.

»Nach seinem Tod habe ich angefangen, viel häufiger auf Lesereisen zu gehen«, sagte sie. »Ich habe festgestellt, daß ich in Hotelzimmern nicht so oft an Vincent denke.«

Sie waren an einer Bank

angelangt. Er machte ein Zeichen, sie sollte sich setzen. Ihre Hände steckten in den Taschen ihres Regenmantels, und sie zog sie nun heraus und faltete sie im Schoß. Das Wochenende lag vor ihr, deutlicher umrissen als noch ein paar Stunden zuvor. Sie wußte, in einem Jahr dächte sie vielleicht: ›Das war das Wochenende, als ich ...‹ Schließlich war es bedeutsam,

daß sie sich nach all den Jahren getroffen hatten. Bedeutsam einfach wegen dieses Austauschs von Geschichte, wegen der Bestätigung der eigenen Vergangenheit. Gedanken an etwas Größeres waren ihr unmöglich; sie gingen ihr in letzter Zeit gegen den Strich, gegen die Natur.

»War deine Ehe gut?« fragte er.

Niemand stellte ihr heute noch solche Fragen. Es hatte unbestreitbar etwas Erfrischendes an sich, sie beantworten zu müssen.

»Ich glaube, es war eine wundervolle Ehe.« Sie wußte nichts über Thomas' zweite Ehe mit der Frau namens Jean, nur von dem entsetzlichen Ende und von den Nachwirkungen. »Wir hatten viel Spaß miteinander.

Ich erinnere mich, daß ich nach Vincents Tod dachte:

›Wir hatten viel Spaß.‹ Und kaum unglückliche Zeiten.«

»Das freut mich.«

»Aber niemand kommt unbeschadet durchs Leben«, sagte sie. Und sie fragte sich: Stimmte das? Hat man mit zweiundfünfzig ein unbeschadetes Leben?

»Vincent schien nie zu leiden, und ich fand das ansteckend.

Das Leben war normaler,
weniger belastend als früher.«

Als mit dir, hätte sie
hinzufügen können.

»Grund genug, jemanden
zu lieben.«

»Wir waren gerade von
unserem zukünftigen
Sommerhaus in Maine
zurückgekommen. Wir waren
für einen Tag hinaufgefahrene,
um den Bauunternehmer zu
treffen. Es sollte ein tolles

Haus werden – zu toll für uns. Nach jahrelangem Sparen sollte es endlich Wirklichkeit werden. Wir bedauerten nur, daß wir es nicht gebaut hatten, als die Kinder noch kleiner waren, aber wir dachten bereits an die Enkelkinder.« Sie hielt inne, als müßte sie Atem holen, aber tatsächlich deswegen, um den Ärger niederzukämpfen, der sie plötzlich gepackt hatte.

»Ich ging zum Strand und ließ ihn im Haus zurück. Als ich zurückkam, lag er auf dem Boden, von Orangen umgeben.«

»Ein Herzschlaganfall?«

»Ein schwerer Schlaganfall.« Sie stockte. »Es hatte keine Anzeichen dafür gegeben. Er war erst fünfzig.«

Thomas legte seine Hand auf die ihre, die sich beim Erzählen der Geschichte

bewegt hatte. Seine Hand war kalt, die Handfläche wie rauhes Papier, trotz der Schriftstellerfinger. Er berührte sie unbeholfen, mit der Geste eines Mannes, der nicht daran gewöhnt ist, andere zu trösten.

»Es ist eine so große Überraschung, dich zu sehen«, sagte sie. »Ich wußte von nichts. Ich hatte das Programm nicht gelesen.«

»Wärst du gekommen,
wenn du es gewußt hättest?«

Die Frage war wie ein
Tunnel mit einem Dutzend
versteckter Abteile. »Die
Neugier hätte mich vielleicht
mutig gemacht.«

Thomas ließ ihre Hand los
und nahm eine Packung
Zigaretten heraus. Mit einer
Reihe von Bewegungen, die
Linda zugleich uralt und
vertraut vorkamen, zündete er

eine Zigarette an, zupfte sich einen Tabakbrösel von der Lippe und stieß den dünnen blauen Rauch aus, der in der feuchten Luft stehenblieb wie eine sich langsam auflösende Schrift. Es wäre natürlich sinnlos, seine Gesundheit anzusprechen. Thomas würde höchstwahrscheinlich antworten, er habe bereits zu lange gelebt.

»Bist du jetzt erstaunt,

wenn ich dir sage, daß ich
deinetwegen gekommen
bin?« fragte er.

Sie war mehr als
überrascht, und deshalb
schwieg sie.

»Ja, es hat auch mich
überrascht«, sagte er. »Aber
so war's eben. Ich habe deinen
Namen gesehen und gedacht
... Nun, ich weiß nicht, was
ich dachte.«

Hinter ihnen ertönte das

Pfeifsignal einer Fähre oder eines Schleppkahns.

»Ich habe eigentlich Hunger«, sagte Thomas.

»In einer halben Stunde beginnt deine Lesung.«

»Damit muß ich für das Vergnügen bezahlen.«

Linda sah ihn an und lachte.

Thomas, der Gentleman, stand auf und nahm ihren Arm. »Ich denke, wir schulden uns danach noch ein

Abendessen.«

»Zumindest das«, sagte Linda freundlich.

Wie Menschen, die ganz von Liebe oder Angst gefangengenommen sind, gingen sie los, ohne sich an den Weg zu erinnern, und als das Theater in Sicht kam, rannten sie fast. An der Tür trennten sie sich – mit den üblichen guten Wünschen von

Lindas Seite und der obligatorischen Grimasse von seiten Thomas' –, und tatsächlich schien er leicht zu erbleichen, als Susan Sefton auf ihn zukam und ihm eindringlich klarmachte, daß die Lesung in zehn Minuten begänne.

Es war ein steil ansteigender Raum, der früher vielleicht als Vorlesungssaal gedient hatte, mit Sitzreihen,

die sich von einem Podium aus wie Radspeichen ausbreiteten. Linda zog ihren Regenmantel aus und drückte ihn auf ihrer Lehne zusammen, so daß aus dem Stoff ein schwacher Geruch von Synthetik aufstieg. Allein jetzt, anonym zwischen zwei Fremden, die sich neben sie gesetzt hatten, erlaubte sie sich, über Thomas' Behauptung nachzudenken, er

sei ihretwegen zu dem Festival gekommen. Das entsprach wohl nicht ganz der Wahrheit – es war wohl auch das Bedürfnis, wieder in eine Welt einzutauchen, die er hinter sich gelassen hatte –, aber der Anteil, der vielleicht der Wahrheit entsprach, beunruhigte sie. Sie wollte kein so übertriebenes Vorspiel.

Das Publikum tröpfelte

spärlich herein und füllte die Reihen der Galerie nur lückenhaft, was, von der Bühne aus gesehen, entmutigend wirken konnte, wie Linda wußte. Inbrünstig hoffte sie auf ein volles Haus für Thomas. Es gab Studenten mit Rucksäcken, einige Liebespaare, einige Frauen wie sie selbst, die in fröhlichen kleinen Gruppen beisammensaßen. Die

zukünftigen Dichter kamen einzeln herein, Bittsteller, die nach Inspiration suchten, oder zumindest nach einem Agenten. Aber dann ging eine bislang unbemerkte oder verschlossene Seitentür auf, durch die Leute hereinströmten, so daß sich Reihe um Reihe füllte und die Lücken auf der Galerie geschlossen wurden. Seltsamerweise verspürte

Linda mütterlichen Stolz (oder war es der Stolz einer Ehefrau? Sie hatte wenig Übung darin; Vincent war bereits beim Gedanken an eine öffentliche Rede in Panik geraten). Der beachtliche Zustrom entwickelte sich zu einer Flut, und Türen wurden von Menschen gehalten, die nicht weiter vorwärts kamen. Thomas' Jahre des selbsterklärten und

notwendigen Rückzugs hatten die Neugier angefacht. Es war sozusagen ein historischer Augenblick, wenn auch von provinzieller und begrenzter Art.

Neben ihr tuschelte ein jüngeres Paar über das berühmte Schweigen des Dichters.

»Seine Tochter ist auf einem Boot umgekommen.«
»O Gott. Ist das wahr?«

»Sie wurde über Bord
gespült. Sie war erst fünf.
Oder vielleicht sechs.«

»Mein Gott.«

»Man sagt, er habe danach
einen Zusammenbruch
erlitten.«

»Das habe ich gelesen,
glaube ich.«

Das Saallicht ging aus, und
jemand hielt eine gelehrte
Einführungsrede, in der auf
den Rückzug, wenn auch nicht

auf dessen Ursache, angespielt wurde. Die Einführung wurde Thomas nicht gerecht, doch sie unterstellte eine einzigartige Leistung, die zu würdigen sei, selbst wenn er seit Jahren nichts mehr veröffentlicht habe. Der Scheinwerfer zeichnete wenig schmeichelhafte Schatten auf das Gesicht des Redners am Podium. Bald würde sie selbst dort stehen.

Als Thomas aus der Seitenkulisse trat, senkte sich Stille übers Publikum. Thomas bewegte sich mit bewährter Autorität, sorgsam darauf bedacht, nicht zu den Hunderten von Gesichtern hinaufzusehen. Als er das Podium erreichte, griff er nach einem Glas Wasser, und sie merkte (und hoffte, daß es den anderen entging), daß seine Hand zitterte, während

er das Glas langsam zum Mund führte. Hinter ihr sagte jemand: »Wow, ist der alt geworden«, Worte (welche Kraft), die selbst die Besten von ihnen klein machten.

Thomas patzte schrecklich am Anfang, was sie vor Mitgefühl erröten ließ, eine Röte, die sich, das fühlte sie, über ihren Hals bis hinter die Ohren ausbreitete. Er wirkte unvorbereitet. In der

zunehmenden Stille blätterte er umständlich mit dem Zeigefinger die Seiten um, so daß das Papier wie Zwiebelschalen raschelte. Linda vernahm ein erstautes Gemurmel aus dem Publikum, einen leisen Unmut der Enttäuschung. Doch das Blättern ging weiter. Und dann, als sie dachte, sie hielte es nicht mehr aus, als sie den Kopf beugte und die Finger an

die Augen legte, begann Thomas zu lesen.

Seine Stimme war tief und volltönend, unbeschadet der Jahre, die sein Gesicht verwüstet hatten. Es hätte die Stimme einer feierlichen Verkündigung sein können, der Baß eines Opernsängers. Das Publikum schien den Atem anzuhalten, um kein Wort zu verpassen. Sie strengte sich an, die

verblüffenden Sätze zu verstehen, um anschließend in einen Abgrund von Bildern zu taumeln, die seltsam wohltuend waren, auch wenn ihre schreckliche Bedeutung nicht zu erkennen war:

»Wasser wie Seide«, las er, und »Bett aus Sand«. »Die Mutter gebeugt, ein zertretener Halm.« Das Haar in Lindas Nacken sträubte sich, und Kälteschauer liefen

ihr über die Haut. Sie schlang die Arme um sich und vergaß das Publikum. Diese Mischung aus verwirrtem und ergebenem Schmerz war kaum zu fassen. Noch nie war ihr so deutlich zu Bewußtsein gekommen – und den Menschen um sie ging es sicherlich nicht anders –, daß sie sich in der Gegenwart von Größe befand. Er las aus den Magdalenen-Gedichten. Eine

Reihe von Gedichten über ein Mädchen, das nicht zur Frau wurde. Eine Elegie über ein ungelebtes Leben.

Thomas hielt inne und nahm erneut einen tiefen Schluck Wasser. Man vernahm das Geräusch von mehreren hundert Zuhörern, die die Hand an die Brust legten und Oh sagten. Der Applaus, der darauf folgte – man konnte es nicht anders

sagen –, war tosend. Thomas blickte auf und schien erstaunt zu sein über den Tumult. Er lächelte nicht, weder in sich hinein noch in Richtung des Publikums, worüber Linda unglaublich erleichtert war: Thomas war nicht leicht verführbar.

Die Fragen nach der Lesung waren die üblichen (eine bezog sich auf seine Schuld, entsetzlich). Er

antwortete geduldig; und glücklicherweise hatte er nichts routiniert Glattes an sich. Linda war sich nicht sicher, ob sie es ertragen hätte, wenn seine Antworten oberflächlich gewesen wären. Er wirkte erschöpft, seine Stirn glänzte, fahl inzwischen von echtem Lampenfieber.

Die Fragen hörten auf – es war nicht klar, aufgrund von wessen geheimem Signal –,

und der Applaus, der folgte,
ließ die Stuhlreihen erzittern.
Einige Zuhörer standen sogar
auf wie im Theater.

Ungeschickt und ungeübt in
der Annahme von Lob,
verließ Thomas die Bühne.

Sie hätte ihn vielleicht
hinter der Bühne treffen und
im gemeinsamen
Überschwang umarmen
können. Und vielleicht
erwartete er sie, wäre

enttäuscht über ihre Abwesenheit. Aber dann sah sie ihn im Foyer, umringt von Bewunderern, die quälenden Worte in seinem Kopf waren beiseite gedrängt, und sie dachte: ›Ich werde nicht um seine Aufmerksamkeit buhlen.‹

Sie brauchte Luft und ging in die Nacht hinaus. Leute standen in Gruppen umher, eher angeregt als still. Sie

wollte nicht lauschen, konnte aber nicht umhin, die Worte »erschütternd« und »brillant« aufzuschnappen, obwohl eine Frau empört darüber zu sein schien, daß ein Dichter aus dem Tod seiner Tochter Kapital schlug.

»Geschmacklos«, hörte Linda, »Ausbeutung des Lebens anderer Menschen«. Ein Mann antwortete herablassend: »Dana, das nennt man Kunst«,

und Linda wußte sofort, daß die beiden verheiratet waren.

Sie ging um den Block, sie hatte es nötig nach diesem Erlebnis. Das Nieseln war in heftigen Regen übergegangen, der ihr Haar und ihren Mantel durchnäßte, bevor sie umkehren konnte. Sie trat in ein kleines Studiotheater und lauschte einer Frau aus Ruanda, die Greueltaten aufzählte. Benommen saß

Linda da, ohne etwas zu
fühlen, bis es Zeit für ihre
eigene Lesung war.

Sie wurde hinter die Bühne
geführt, wo endlose
Schlangen von Elektrokabeln
herumlagen. Daß sie sich
nicht schnell genug an die
Dunkelheit gewöhnen konnte,
machte sie linkisch und
übergewichtig, und sie wußte,
daß der junge Organisator
nichts als eine Frau in

vorgerücktem Alter in ihr sah. Seizek tauchte neben ihr auf, sein Atem kündigte ihn an, bevor sein massiger Leib erschien. Er legte besitzergreifend die Hand auf ihren Rücken und ließ sie tiefer gleiten – um das Gleichgewicht zu halten oder männliche Überlegenheit zur Schau zu stellen, sie war sich nicht sicher. Blinzelnd wurden sie auf die Bühne geführt, die

tatsächlich viel zu grell beleuchtet war. Sie ließen sich zu beiden Seiten des Podiums nieder. Seizek, der alle Höflichkeitsregeln mißachtete und nicht einmal seine eigene Vorstellung abwartete, taumelte als erster aufs Podium. Obwohl er fast zu betrunken war, um zu stehen, lieferte er eine tadellose Lesung ab, eine Tatsache, die bemerkenswerter war als

seine Prosa, die verwässert klang, als habe der Autor um der Länge willen Absätze gestreckt, als sei er wegen eines Abgabetermins fahrlässig geworden.

Der Applaus war beachtlich. Einige verließen das Theater, nachdem Seizek gelesen hatte (gelangweilt von Seizeks Lesung? Keine Liebhaber von Lyrik? Nicht interessiert an Linda Fallon?),

und in den Reihen öffneten sich noch breitere Lücken. Sie bemühte sich angestrengt, ihre anscheinend fehlende Popularität (wahrscheinlich war es eher ihr Wunsch nach Anonymität) zu überspielen, als sie aufs Podium stieg; und nachdem sie das Mikrophon zurechtgerückt hatte, war es ihr größtenteils gelungen, obwohl sie nicht umhin konnte, festzustellen, daß

Thomas nicht anwesend war. Sie las den Wortlaut ihrer Verse, Worte, auf die sie durchaus stolz sein konnte, Zeilen, die für sie zwar nicht mehr neu, aber sorgfältig gearbeitet waren. Doch während sie las, begannen ihre Gedanken abzuschweifen, und sie dachte an Thomas' Vorschlag, ihre Lyrik in Prosa umzuwandeln. Und sie bemerkte, daß sogar während

des Vorlesens der Verse ein anderer Teil ihres Gehirns Sätze formulierte, so daß sie in Panik geriet, als hätte sie den Faden verloren, wenn sie durch ein vereinzeltes Wort aus ihrer Träumerei gerissen wurde.

Der Applaus war der eines Publikums, das aufgrund der Aussicht, bald ins Bett oder zum Abendessen zu gehen, entsprechend nachsichtig

geworden war. Es folgten Fragen, deren eine der übellaunigen Klage jener Frau seltsam ähnelte, die es für geschmacklos hielt, das Leben eines anderen zu Kunstzwecken auszubeuten (warum das so schlimm sein sollte, konnte Linda nicht begreifen, da es doch nicht um das Leben der Fragenstellerin ging). Die Zahl der Leute im Foyer, die Lindas Bücher

kaufen wollten, lag gerade mal bei zwanzig, aber sie war sogar für die zwanzig dankbar. Sie schaffte es, länger zu bleiben, als sie vielleicht geblieben wäre, wenn sie nicht insgeheim auf Thomas und das Abendessen spekuliert hätte, das sie sich ihrer beider Meinung nach schuldeten. Aber sie blieb nicht so lange, um sich blöd vorkommen zu müssen, wenn

er endlich auftauchte. Als sie das Theater verließ, trat sie in die Nacht hinaus. Ein weißer Streifen am Himmel, tiefhängende Wolken, die die Lichter der Stadt widerspiegeln, ließ sie innehalten.

›Wasser wie Seide‹, dachte sie. ›Zertretener Halm.‹

Es war tröstlich, sich vorzustellen, daß das

Schlimmste vorbei war. Sie war siebenundzwanzig und mit einer Flutwelle hoch hinauf an den Strand gespült worden, um in der Sonne zu verdorren oder von einer anderen, schwächeren Welle wieder fortgetragen zu werden. Sie war in Cambridge gestrandet, wo sie unablässig durch die Straßen wanderte, ihr Körper nur Arme und Beine in den

Blusen und Röcken, und ein Minirock war in dieser Saison und in diesem Jahr nicht außergewöhnlicher als ein Dashiki oder eine Bell-Bottom-Hose.

Außergewöhnlich war ihr Haar: wild, ungebändigt und ohne Schnitt, obwohl damals keine bestimmte Frisur Mode war. In Afrika hatte es zahllose Farbtöne angenommen, so daß es jetzt

in einem Spektrum von Mahagoni bis gebleichte Föhre schimmerte. Vom Herumwandern, und weil sie sich nicht groß mit Essen aufhielt, war sie auch schlank und drahtig geworden. Sie bewegte sich völlig frei, sei es bei Regen oder Sonnenschein, wie sie es früher nicht gekannt und auch nicht gewollt hatte. Jeden Morgen zog sie ihre Sandalen an,

befühlte ihr goldenes Kreuz und bereitete sich auf einen weiteren Tag voller Schuldgefühle und Gegenanklagen vor, ohne den Wunsch zu haben, das Ereignis auszulöschen, das ihr diese Last aufgebürdet hatte. Manchmal lehnte sie sich erschöpft gegen eine Wand, preßte den Kopf gegen die kühlen Steine und rang nach Atem, erneut von der

Schwere des Verlusts
getroffen, und der Schmerz
war so stechend, als wäre alles
erst am Tag zuvor passiert.

Sie kannte die Stadt nicht,
wie man es von ihr erwartet
hätte. Sie lebte nicht, wie es
erwartet wurde. Erwartet
wurden ausgiebige
Spaziergänge unter den
Platanen, ohne zu vergessen,
daß dies geheiligter Boden
war. Erwartet wurden

Gespräche, die bis tief in die Nacht hinein dauerten und unter den wachsamen Augen bleicher Gelehrter und ärgerlicher Pedanten stattfanden. Ohne berechtigten Anspruch darauf zu haben, kehrte sie in trübselige Räume zurück, wo ein Bett stand, dessen Anblick sie kaum ertragen konnte. Für sie war Cambridge Erinnerung daran, daß

schäbige Küsse hinter einer Bürotür einst in den Status eines Sakraments erhoben worden waren (für sie, die jetzt exkommuniziert war); oder es war das herbe Vergnügen eines Sonnenuntergangs, der die Ziegel und Steine der Stadt und selbst die Gesichter auf den Straßen (jene rechtmäßigen Gelehrten) mit einem rosig zarten Schimmer

überzog, der die Farbe der Liebe selbst zu sein schien. Cambridge bedeutete, in der Badewanne eines gemieteten Appartements zu sitzen und sich Schnitte an den Handgelenken beizubringen, Schnitte, die sofort bereut wurden, wegen des Wirbels, die sie in der Notaufnahme verursachten. (Und die demütigend waren, da sie nur eine von so vielen war, die

dazu Zuflucht nehmen mußten.) Die Röcke hingen ihr an den Hüften herunter wie Wäsche an der Leine, und im September, wenn es kalt wurde, trug sie kniehohe Stiefel, die furchtbar unbequem aussahen, es aber nicht waren.

Sie wohnte in der Fairfield Street, in einer Reihe von Räumen, wo in der Küche eine Badewanne auf einem

Podest stand (ein erhabener Ort für Opferrituale). Sie besaß zusammenpassendes Porzellan und teures Kristall von einem anderen tödlichen Ritual und der darauffolgenden Ehe, die von innen nach außen korrodiert war, wie sich unter der glänzenden Lackschicht eines Autos langsam Rost bildet. (Obwohl sie dieses Auto schließlich zuschanden

gefahren hatte.) Das Geschirr hatte sie in ein Fach im Küchenschrank gestellt, wo es verstaubte, ein stummes Relikt der einstigen Erwartungen. Wenn überhaupt, aß sie von einem Plastikteller, den sie bei Lechmere's gekauft hatte, einem Teller, der sie an nichts erinnerte, den kein Liebhaber oder Ehemann je berührt hatte. Am Morgen, als die

Schule wieder begann, stand Linda an der Tür, nahm ein Instant-Frühstück zu sich und freute sich darüber, daß man vieles in so kurzer Zeit erledigen konnte. Sie ging in ihrem Minirock und ihren Stiefeln hinaus (ungeheuerlich, sich vorzustellen, in diesem Aufzug vor siebzehnjährige Jungen zu treten), stieg in ihren Wagen und tauchte in

den Verkehr ein, der sie zu einer High-School nördlich der Stadt führte. In der Abgeschiedenheit, die nur das Innere eines Wagens zu bieten hat, weinte sie über ihren anhaltenden und schier unersetzlichen Verlust. Oft mußte sie im Rückspiegel ihr Gesicht wieder in Ordnung bringen, bevor sie das Klassenzimmer betrat.

In den Ferien ging sie nach

Hull, als beträte sie ein
Minenfeld – voller Angst am
Anfang, stumm vor
Dankbarkeit, wenn die Fahrt
hinter ihr lag. Und manchmal
gelang ihr das nicht. Wider
besseres Wissen fuhr sie
manchmal an Thomas'
Familienwohnsitz vorbei – in
den Anfangsjahren, um einen
Blick auf den Skylark zu
werfen, und später, um sich
vorzustellen, welcher Wagen

ihm gehörte (der VW? der Fiat? der Volvo?), denn genauso wie sie, mußte er während der Ferien nach Hause zurückkehren. Aber so sehr sie sich davor fürchtete, oder insgeheim darauf hoffte, sie trafen sich nie zufällig, nicht einmal im Schnellimbiß oder an der Tankstelle. (Wenn sie sich vorstellte, wie sehr sie zittern würde, wenn sie auf den Parkplatz des

Schnellimbisses einböge,
kaum in der Lage zu atmen
vor Aufregung.)

Um Männer abzuhalten, die
allgegenwärtig zu sein
schielen, selbst an dieser
hauptsächlich weiblichen
Fakultät, gab sie vor,
verheiratet zu sein (der
Einfachheit halber mit einem
Jurastudenten, der kaum je zu
Hause war). Es war ein Leben,
das sie sich gut vorstellen und

in allen Einzelheiten sofort wieder vor sich erstehen lassen konnte: den fiktiven (einst sehr realen) Ehemann, der nach einem aufreibenden Arbeitstag im Gericht nach Hause kam; eine wilde Party am Wochenende, bei der ihr Mann von Bourbon und Cidre todkrank geworden war; ein Geschenk, das für die Hochzeit eines Kollegen besorgt werden mußte.

Cambridge bedeutete, diese Lügen zurückzulassen und wieder in stille Zimmer zu kommen, wo es Zeit und Raum für Erinnerung gab, und dieser Raum und diese Zeit waren anscheinend genauso notwendig wie das Valium, das sie in der Hausapotheke griffbereit hielt (das Valium – ein unerwarteter Segen nach dem Aufenthalt in der Notaufnahme).

Sie war eine gute Lehrerin, und manchmal fanden das auch andere (Mir wurde das von Ihren Klassen gesagt; Sie sind meine Lieblingslehrerin), aber es schien dennoch ein verkümmertes Leben zu sein. Wahrscheinlich gab es Ereignisse, die ihr Denken geprägt hatten. Später erinnerte sie sich, daß sie einen Monat lang Marxistin gewesen war und daß es

einen politisch engagierten und beharrlichen Mann gegeben hatte, mit dem sie in einem Kellerraum geschlafen und eine Vorliebe für Marihuana entwickelt hatte, die erst nach Marias Geburt wieder vergangen war. Eine Zeitlang hortete sie eine umfangreiche Sammlung von Ölgemälden in einer Holzkiste, die Erinnerung an einen Versuch, sich der

Malerei zu widmen.

Seltsamerweise versuchte sie sich nicht im Schreiben, aus Angst, einen Brand zu entfachen, als wäre das Papier selbst entflammbar.

Meistens aber wanderte sie allein umher, die Massachusetts Avenue hinunter und auf die Irving Street. Die Charles Street entlang und zum Porter Square. An Samstagen ging

sie nach Somerville oder zum Fenway. Sie hatte kein Ziel, der Weg war das Ziel, und manchmal, wenn es sehr schlimm war, zählte sie rhythmisch, was für sie dem Singen eines Mantras am nächsten kam. Was sie am meisten beeindruckte, war die Dauerhaftigkeit des Leidens: Es schien unglaublich, daß einem der Verlust eines Menschen so nahe gehen

konnte. Beim Betrachten von Gesichtern fragte sie sich, ob Leute, an denen sie vorbeiging, Überlebende großer Katastrophen waren, obwohl sie es beschämend fand, wenn auch nur in Gedanken, endlos über persönliches Leid nachzugrübeln, wo doch so viele tatsächlich litten. (Beschämender noch, da diese Nachrichten aus Entebbe oder

über Aufstände in Ghettos nur für Momente Leid ins Blickfeld rückten und man anschließend wieder auf sich selbst zurückgeworfen wurde. Manchmal machten Nachrichten von Kriegen, ob im In- oder Ausland, das Leiden nur noch schlimmer: Schließlich sehnte man sich nach jemandem, mit dem man diese Bulletins aus der Hölle teilen konnte.)

Eines Tages im September – mehr als ein Jahr des Herumwanderns war vergangen – betrat Linda ein Café, in dem, parallel zu einer Theke mit Süßigkeitenvitrine, Holztische aufgestellt waren. Sie bestellte Kaffee und Erdnußbutterplätzchen, das Mittagessen hatte sie auf ihrer Wanderung verpaßt, und brachte beides an ihren Tisch, wo sie Unterlagen für ihre

Stundenvorbereitung ausgebreitet hatte. Es half ihr über die Langeweile des Jobs hinweg, in einem Café zu arbeiten, und eine Zeitlang vertiefte sie sich in die Erläuterungen zu Ethan Frome und der Glasmenagerie. Draußen hatte die Sonne die Mauern erwärmt, aber nicht die Menschen, die sich in Erwartung des Winters mit

hochgezogenen Schultern in ihre Jacken hüllten. Geräusche aus einer Ecke zogen ihre Aufmerksamkeit an, und sie ließ sich bereitwillig ablenken. Kaum zu glauben: Eine Frau hatte für ihre beiden Pudel Kindersitze auf Stühle gestellt, um die Tiere mit teuren Makronenstückchen aus der Glasvitrine zu füttern. Sie redete mit ihren Lieblingen wie eine Mutter mit ihrem

Baby, wischte ihnen mit einem Spitzentaschentuch die Schnauze ab und tadelte einen der Hunde, weil er gierig war.

Ungläubig beobachtete Linda die Szene.

»Sie wird die Asche von den beiden in einer Keksdose aufbewahren«, sagte eine Stimme hinter ihr.

Linda drehte sich um und sah einen Mann mit lebhaften Zügen und buschigen

Augenbrauen. Ein leicht sarkastischer Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Ein unbändiges Lachen brach aus ihr hervor, in dem sich die Monate von Trauer und Frust Luft machten. Ein Stapel Papiere fiel vom Tisch, und sie versuchte, ihn aufzufangen. Hilflos legte sie die Hand auf die Brust.

Sie stellten sich einander vor, und ihr gewaltiges

Lachen verebbte in kleinen Glucksern, die sie nicht kontrollieren konnte. Das Lachen selbst war ansteckend, und der Mann gluckste ebenfalls von Zeit zu Zeit. Sie legte die Hand auf den Mund, und das Mädchen hinter der Theke sagte: »Was ist denn so komisch?« Einer von ihnen setzte sich mit an den Tisch des anderen (später stritten sie sich darüber, wer), und

Vincent sagte mit Bezug auf das hemmungslose Lachen:
»Das haben Sie gebraucht ...«

Er hatte große braune Augen und glatte Haut, gebräunt vom Sport oder von einer Fernreise. Sein Haar glänzte wie das Fell eines gesunden Tieres.

Beim Herumdrehen stieß ihr Fuß gegen das Tischbein, und Kaffee schwappte auf seine polierten Schuhe. Sie

beugte sich hinunter, um die Flüssigkeit mit einer Papierserviette abzuwischen.

»Vorsicht«, sagte er. »Ich bin leicht erregbar.«

Sie sah auf und lächelte. Ganz einfach so. Und spürte, wie sie endlich von einer kleineren Welle ergriffen wurde.

All das erzählte sie Thomas auf der Fähre zu einer Insel im

See.

»Er war gut zu dir?«

»Sehr. Ich kann mir nicht vorstellen, was passiert wäre, was aus mir geworden wäre.«

»Meinetwegen.«

»Nun. Ja. Auch meinetwegen.«

»Ich habe in Cambridge gelebt«, sagte er. »In der Irving Street. Jahre später allerdings.«

»Das wußte ich nicht.«

Sie fragte sich, wie oft sie durch diese Straße gegangen war, in welchem Haus er gewohnt hatte. Sie lehnte sich gegen ein Schott und beobachtete, wie der nördliche Teil der Stadt verschwand. Wind peitschte ihr Haar, das ihr die Sicht nahm, und sie schüttelte es sich aus der Stirn. Sie trug, wie fast jeden Tag, an dem nichts Eleganteres gefordert

war, eine weiße Bluse und Jeans. Und heute den Regenmantel, der wegen des Windes geschlossen war. Thomas hatte noch immer seinen marineblauen Blazer an, als hätte er darin geschlafen. Schon bevor sie aufgewacht war, hatte er angerufen, aus Angst, sagte er, sie würde tagsüber ausgehen, und er könnte sie nicht erreichen. Mutig fragte sie

ihn, warum er nicht zu ihrer Lesung gekommen sei.

»Es war zermürbend, dich in meiner Lesung zu sehen. Es ist immer schwieriger, wenn jemand im Publikum ist, den man kennt. Ich wollte dir das ersparen.«

Und damit hatte er natürlich recht.

»Deine Arbeit«, sagte sie auf der Fähre. »Ich weiß nicht, wann ich je ...«

Thomas' Gesicht zeigte einen Ausdruck, den sie von sich selbst kannte: Freude, mangelhaft durch Bescheidenheit getarnt.

»In zehn Jahren werden deine Werke Unterrichtsstoff sein«, fügte sie hinzu.

»Vielleicht auch schon eher. Dessen bin ich sicher.«

Sie wandte sich ab und gönnte ihm die Freude ohne ihren eindringlichen Blick.

»Warum nennst du sie die Magdalenen-Gedichte«, fragte sie nach einer Weile.

Er zögerte. »Das solltest du wissen.«

Natürlich wußte sie es und wünschte, sie hätte nicht gefragt. Denn die Frage ermutigte zu Geständnissen und rief Erinnerungen wach, die sie nicht wollte. »Du schreibst es Magdalene«, sagte sie, »mit ›e‹.«

»So wird es in der Bibel geschrieben. Aber oft wird es Magdalen geschrieben, ohne ›e‹. Es gibt viele Versionen des Namens: Maria aus Magdala, Madeleine, Mary Magdalena. Wußtest du, daß Prousts Madeleines nach ihr benannt sind?«

»Du hast lange an den Gedichten gearbeitet.«

»Ich konnte damit nicht weitermachen. Nach Afrika.«

Es entstand eine peinliche Stille zwischen ihnen.

»Sie gehen über jedes Thema hinaus«, sagte sie schnell. »Gute Dichtung tut das immer.«

»Es ist ein Mythos, daß sie eine gefallene Frau war. Das nahm man bloß deswegen an, weil sie zum ersten Mal gleich nach einer gefallenen Frau erwähnt wird, einer Sünderin.«

»In der Bibel, meinst du.«

»Ja. Es spielt aber eigentlich keine Rolle. Wir interessieren uns nur für den Mythos.«

»Und sie waren Liebende?«

»Jesus und Maria

Magdalena? ›Maria salbte die Füße Jesu‹, heißt es bei Johannes. Mir gefällt der Gedanke, daß sie Liebende waren. Aber die meisten Gelehrten wollen allenfalls so weit gehen, zuzugestehen, daß

sie Ihn sein ließ, was Er als Mann war. Ich verstehe das als einen Code für Sex.«

»Warum auch nicht«, fragte sie.

»Alles, was wir über sie wissen, ist, daß sie einfach eine Frau war, die weder als Ehefrau noch als Mutter ausgewiesen ist – schon an sich interessant. Und tatsächlich wird sie jetzt als eigenständige Person

verkauft. Als eine Frau, die für Jesus wichtig genug war, sie als eine Art Jüngerin anzusehen. Wichtig genug, um als erste die Botschaft von der Auferstehung zu überbringen. Das ist ohnehin die feministische Interpretation.«

»Was war mit dem Hinweis auf die sieben Teufel?«

»Einladung zur Spekulation. Lukas sagt: ›Maria, genannt Magdalena, von welcher

waren sieben Teufel ausgefahren.« Wir wissen es nicht. Litt sie an einer Krankheit wie Epilepsie? War es eine emotionale, eine spirituelle oder eine psychische Krankheit, von der sie geheilt werden mußte? War sie einfach verrückt?«

»Deine Gedichte jedenfalls sind hervorragend.«

Auf der Hafenseite sah Linda, wie Robert Seizek die

Reling umklammerte, als wäre er der Kapitän des Schiffs. Vielleicht behielt er den Horizont im Auge, wie Leute es tun, die im Begriff sind, seekrank zu werden. Sie bezweifelte, daß er sich an seine Lesung am Abend zuvor erinnerte, oder daran, daß sie ebenfalls anwesend war. Auf den Bänken der Fähre saßen Teenager, zu leicht bekleidet für den Ausflug in dieser

Kälte; kleine Silberringe ließen Sonnenlicht an ihrem Nabel aufblitzen. Ihre Gegenwart erinnerte sie daran, daß Samstag war. Alle Mädchen trugen das Haar in der Mitte gescheitelt und straff zu einem Pferdeschwanz gebunden. Entsprechend ihrem Namen, wippten die Pferdeschwänze im Wind. Ihre eigene Frisur war zeitlos, weil sie mit dem Föhnen nicht

zurechtkam.

»Was ist mit Peter geschehen?« fragte Thomas und zündete eine Zigarette an. Die Frage überraschte sie.

»Ich weiß nicht genau. Er ist nach London zurückgegangen. Als ich einmal dort war, habe ich im Telefonbuch nachgesehen, aber es gab niemanden unter diesem Namen in der Stadt.«

Thomas nickte, als wäre es

ganz alltäglich, daß jemand, mit dem man einst verheiratet war, aus dem Leben des ehemaligen Partners verschwand. Das vom Wasser reflektierte Sonnenlicht war unbarmherzig und entblößte jeden Makel in seinem Gesicht, das selbst in der Jugend nicht makellos war. Über ihr eigenes Gesicht wollte sie nicht nachdenken und bekämpfte den Drang,

sich in den Schatten zurückzuziehen.

»Bist du je wieder dort gewesen?« Er meinte Afrika.

»Nein. Ich wäre gern mit meinen Kindern hingefahren. Aber es war immer zu teuer, und irgendwie kam es nie dazu.«

»Es ist jetzt ein gefährliches Land.«

»Uns kam es damals schon gefährlich vor.«

»Es war damals gefährlich. Aber jetzt ist es noch schlimmer. Mir wurde gesagt, Touristen müßten bewaffnete Begleiter haben.«

Unerwarteterweise war es wärmer auf der Insel, und sie mußten die Mäntel ausziehen, als sie an Land waren. Thomas zog seinen Blazer aus, und sie ertappte sich dabei, daß sie seine eckigen Schultern in dem weißen

Hemd betrachtete. Sie war sich ihrer Bluse bewußt, des Gewichts ihrer Brüste, der vertrauten Schwere. In letzter Zeit hatte sie gelegentlich das Gefühl, es trete Milch aus. Wahrscheinlich spielten irgendwelche Hormone verrückt.

Zwischen Holzkaten gingen sie eine Straße hinauf, Thomas mit seinem zusammengelegten Blazer

über dem Arm wie ein in der Hitze unpassend gekleideter Kolonialherr. Sie hätten auch in Nairobi oder auf Lamu sein können. Sie hatte den Mantel über die Schultern gehängt, weil sie diese maskuline Geste nicht nachahmen wollte.

»Gab es ein Kind?« fragte sie.

»Falscher Alarm.« Einen Moment lang geriet die Straße vor ihr ins Wanken,

und sie bemühte sich, ihr Gleichgewicht wiederzufinden.

»Was für eine Ironie«, flüsterte sie.

»Was?«

»Oh, nichts«, sagte sie ausweichend. Sie wollte ihm keinesfalls von dem Martyrium in dem katholischen Krankenhaus erzählen. Von der Feindseligkeit der Nonnen.

Von der Freundlichkeit des belgischen Arztes, der die Abtreibung für notwendig erklärt hatte. Auch nicht von der unverstellten Boshaftigkeit von Schwester Mary Patrick, die Linda den Fötus in einem Glas gebracht hatte, damit sie ihn ansähe. Sie würde Thomas keinen weiteren Schmerz zufügen.

»Du mußt weiterschreiben«, sagte sie

nach einer Weile atemlos.

»Wie schwierig es auch sein mag.«

Thomas schwieg eine Zeitlang. »Es ist ein Kampf, den ich öfter verliere als gewinne.«

»Hilft die Zeit?«

»Nein.« Die Überzeugung schien sich langer Erfahrung zu verdanken.

Sie gingen einen Hügel hinauf und verließen die

Straße, um sich auf einen Fels zu setzen. Sie war für den Anlaß passender gekleidet als Thomas, und sie dachte, daß sie beide den großen amerikanischen Trend zur Freizeitmode hatten verstreichen lassen. Sie hatte ihn nie in einem T-Shirt gesehen, und da sie ihn nie darin gesehen hatte, konnte sie es sich auch nicht vorstellen. Sein Hemd war

steif, wie sie sah, und von hervorragender Qualität. Plötzlich überkam sie das Verlangen, das allerdings sofort unterdrückt wurde, ihre Hand auf seinen Rücken zu legen. Manchmal überkam sie Begierde in der Nacht, unvermittelt und ungewollt – aufdringlich präsent in ihrem Bett. Es machte sie unruhig und gereizt und zwang sie, mit neuerlicher Endgültigkeit

festzustellen, was sie verloren hatte.

(Vincent und sie, im Liegen das Gesicht einander zugekehrt, während sich ihre Körper an mindestens einem Dutzend Stellen berührten wie Elektroden. Maria und Marcus verbrachten den Samstagnachmittag mit Freunden; der Luxus von Zeit und Sonnenlicht auf dem Bett. Vincent, dessen Augen dunkel

und ernst sind, sagt, als sei ihm gerade der Gedanke an die Sterblichkeit gekommen: »Ich hoffe, ich sterbe vor dir.« Sie sieht ihn mit großen Augen an. Das sagte Vincent, der kein Romantiker war. »Ich müßte das Bett zerstören«, sagte er. »Ich könnte es nicht ertragen.«

Und sie, die einst Romantikerin war, schlief allein in ebendiesem Bett und

könnte sich nicht vorstellen, es zerstören zu wollen.)

»Warum hast du es getan?« fragte Thomas.

Er sah entschlossen auf die Skyline der nördlichen Stadt. Die Frage hätte er schon vor Jahren stellen wollen. Seit fünfundzwanzig Jahren, um genau zu sein.

Sie konnte ihm zunächst nicht antworten. Wie in einem Film beobachteten sie die

Ausflugsboote und Tanker,
die in den Hafen einfuhren.

»Welchen Unterschied hätte es gemacht«, fragte sie. »Am Ende?«

Er sah sie scharf an. »Wir hätten es zusammen schaffen können.«

»Wie denn?«

»Vielleicht mit der Zeit, wir hätten einen Weg gefunden.«

»Du machst dir was vor.«

»Aber die Art, wie es

geschehen ist«, sagte er. »Du hast keinen Ausweg zugelassen.«

Vielleicht glaubte er, der Tod seiner Tochter berechtige ihn zu Vorwürfen, dachte sie.

»Ich war betrunken«, sagte sie. Sie, die normalerweise nicht nach Ausreden suchte.

»Nun, ja«, sagte er. »Aber es war mehr als das. Du wolltest verletzen.«

»Wen?« fragte sie scharf.

»Mich? Regina?«

»Regina natürlich.«

Aber sie hatte niemanden verletzen wollen; sie hatte nur vermitteln wollen, was ihr als große Wahrheit erschien, die auf ihre Art genauso gewaltig war wie das Lachen, das sie Jahre später erbeben lassen sollte. Daß sie damals so entsetzlich grausam war, hatte sie immer schockiert.

»Es war der selbtsüchtigste

Moment in meinem Leben, Thomas. Ich kann mir nur vorstellen, daß ich damals wünschte, es wäre vorbei. Alles.«

»Verzeih mir«, sagte er. »Natürlich bin ich genauso schuld wie alle anderen.«

Ihr Gesicht brannte, als sie sich an den furchtbaren Abend erinnerte. »Es ist schwer zu glauben, daß etwas so viel Bedeutung gehabt

haben konnte», sagte sie.

Sie hatte Scotch pur getrunken. An einer Wand hatte Peter gestanden, ohne zunächst zu verstehen, was der ganze Aufruhr sollte, aber wohl wissend, daß Worte gefallen waren, die nicht wiedergutzumachen waren. Er schien damals ein Nebendarsteller zu sein, nur Zeuge eines größeren Dramas. Auch das war

unverzeihlich gewesen von ihr. Nicht erkannt zu haben, wie beschämmt er war. Wie anständig es von ihm war, sich nicht selbst zum Mittelpunkt zu machen. Bis er später in der Nacht in der Abgeschiedenheit des Hotelzimmers wegen ihres Betrugs, der so absolut, so öffentlich war, geweint hatte. Und sie saß stumm neben ihm und spürte nur Entsetzen, weil

sie ihren Liebhaber verloren hatte.

Es war besser, sich nicht zu erinnern.

»Ein Komödienschriftsteller würde eine Farce daraus machen«, sagte Thomas. »Die Geständnisse in verschiedenen Zimmern und so weiter.«

»Der Komödienschreiber wäre vielleicht kein Katholik«, sagte sie.

Sie folgten einem Weg, der durch niedriges Gebüsch führte. Die Katen waren mit Brettern vernagelt und warteten darauf, daß ihre Besitzer im Sommer zurückkehrten. Auf der Insel waren Autos verboten, und sie fragte sich, wie man die Häuser gebaut hatte. Waren Wände, Kacheln und Kamine auf Schiffen herübertransportiert worden?

»Inseln erinnern mich immer an die Isles of Shoals«, sagte Thomas. »Ein höllischer Ort.«

Es dauerte einen Moment, bis sie sich erinnerte und verstand. Die Erkenntnis ließ sie stehenbleiben.

Er drehte sich um, um zu sehen, wo sie geblieben war. »Es spielt keine Rolle mehr. Ich war inzwischen viele Male wieder dort.«

Es war tapfer, dachte sie, fähig zu sein, dem Schlimmsten ins Auge zu sehen. Gab es ein Grab dort, einen Grabstein? Wie war ein solcher Anblick zu ertragen?

»Was ist mit Regina geschehen?« fragte sie beim Weitergehen.

»Sie ist jetzt in Auckland und hat zwei Kinder.«

»Auckland, Neuseeland?«
»Wir schreiben uns

gelegentlich. Sie arbeitet für eine pharmazeutische Firma.«

Die Unterschiedlichkeit der Themen, die Last des Unheilvollen und die Leichtigkeit des Plaudertons lösten bei Linda leichtes Schwindelgefühl aus.

»Ihr Mann hat eine Schafffarm«, fügte Thomas hinzu.

»Also sind keine bleibenden Narben zurückgeblieben.«

Thomas krempelte die Hemdsärmel hoch. »Nun, wer weiß?«

Sie blieben vor einem kleinen weißen Haus mit leuchtendblauen Läden stehen, das jetzt ein Teehaus war für diejenigen, die zu Fuß über die Insel wanderten. Linda, die überrascht war, daß sie und Thomas so weit gegangen waren, schwitzte unter ihrer seidigen Bluse; bei

der für die Jahreszeit ungewöhnlichen Hitze erwies sich das synthetische Material als nicht besonders günstig. Sie zog die Bluse aus dem Bund und ließ sie locker über die Jeans fallen. Sie spürte eine kühle Brise um die Taille. Ihr Haar klebte im Nacken zusammen, und sie löste es mit einer schwungvollen Handbewegung.

»Hungry?« fragte Thomas.

Zur Wahl stand ein Tisch mit Tischtuch im Innern des Lokals oder ein roher Holztisch draußen. Sie nahmen letzteren und beschwerten die Servietten mit Gläsern und einer Ketchupflasche. Sie saßen nebeneinander und sahen aufs Wasser hinaus, das glänzte, abgesehen von den Schatten, die ein paar harmlos wirkende Wolken warfen. Thomas

rückte näher zu ihr, entweder absichtlich oder weil er kein Gespür für Privatsphäre hatte. Ihre Arme berührten sich da und dort, an den Ellbogen, an den Schultern, eine Nähe, die sie sehr verwirrte. Sie sah das Innere eines Wagens vor sich, eines Buick Skylark Cabrios mit roter Lederausstattung. Sie konnte nicht sagen, in welchem Jahr es war. Das Verdeck war geschlossen, die

Fenster waren beschlagen, und ein Polizist leuchtete mit einer Taschenlampe durch die undurchsichtigen feuchten Scheiben. Hatte jeder Teenager dieser Jahrgänge solche Erinnerungen?

»Eigentlich sollte ich an einer Diskussion teilnehmen«, sagte Thomas. »Im Moment schwänze ich gerade ein Interview.«

Sie, die keine Interviews zu

geben hatte, abgesehen von einem Anruf am Morgen.

»Wann ist deine Diskussion?«

Thomas sah auf seine Uhr.

»Um vier.«

»Es gibt eine Fähre um 14 Uhr 30«, sagte sie. »Worum geht's bei der Diskussion?«

»Das phänomenale Ego des zeitgenössischen Dichters.«

Sie sah ihn an und lachte.

Er drehte sich leicht herum,

stellte einen Fuß auf die Picknickbank und legte den Arm aufs Knie. Thomas hatte immer Haltungsprobleme gehabt und litt an Rückenschmerzen, schon als Junge. Es hatte mit dem Verhältnis seiner Größe zur Länge seiner Knochen zu tun. Sein latschiger Gang hatte ihm immer etwas anziehend Schlaksiges verliehen.

Ein Mädchen im

Teenageralter kam scheu an den Tisch, um die Bestellung aufzunehmen. Die Auswahl war begrenzt. Cheeseburger, Fischburger und Hot dogs. Linda traute dem Fisch nicht. Sie bestellte einen Cheeseburger. »Ich hab seit Jahren keinen mehr gegessen«, sagte sie.

»Wirklich«, fragte Thomas, ehrlich überrascht.
»Hast du je wieder

Hummer gegessen?«

»Oh, sicher. In Maine ist man dazu mehr oder weniger verpflichtet.«

Sie wollte von ihm abrücken, einfach um die bestehende Spannung aufzulösen. Sie nahm die äußerlichen Makel wahr: ihre eigenen, über die es sich nicht nachzudenken lohnte; Kerben im Tisch; ein Tischbein, das ein wenig wackelte; eine

Kruste vertrockneten
Ketchups unter den weißen
Plastikbechern. Boote, die um
die windabgewandte Seite der
Insel gekommen waren,
warf en hohe Wellen auf,
Gischt prasselte und zischte.
Sie bemerkte, daß sich
irgendwelche Raubvögel
sogar vor ihren Augen zu
paaren schienen und sich in
taktvoller Entfernung
aufreih ten, um auf Krümel zu

warten. Schlaue Vögel mit
gutem Gedächtnis.

»Wenn du über deine Tochter reden möchtest«, sagte Linda und war sich des Risikos der Aufforderung wohl bewußt. »Ich würde gern mehr über sie erfahren.«

Er seufzte. »Tatsächlich wäre das eine Erleichterung. Das ist eines der Probleme, wenn man nicht mit der Mutter des Kindes zusammen

ist. Es gibt niemanden, der sie zum Leben erweckt. Es gab Rich, aber sein Gedächtnis haben wir überstrapaziert.«

Linda rückte weg, unter dem Vorwand, ihre Beine übereinanderzuschlagen.

»Aber was gibt's zu erzählen?« Plötzlich wirkte er niedergeschlagen, noch bevor er angefangen hatte.

Sie sah auf seinen langen Rücken, das Hemd

verschwand im Halbmond
seines Gürtels. Einen
Augenblick lang sehnte sie
sich danach, mit den
Fingernägeln über den Stoff
zu streichen, das Rückgrat
hinauf und hinab. Sie war
sicher, daß er vor
Wohlbehagen stöhnen würde,
unfähig, sich dessen zu
erwehren. Möglicherweise
würde er den Kopf
vorbeugen, als Aufforderung,

seine Nackenwirbel zu kraulen. Das Wissen um die körperlichen Freuden des anderen blieb immer erhalten.

Thomas nahm den Fuß herunter und griff in seine Gesäßtasche. Er zog eine Lederbrieftasche heraus, die an den Kanten abgeschabt war.

»Das ist Billie.«

Linda nahm das Bild und betrachtete es eingehend.

Dunkle Locken umrahmten das Gesicht. Die dunkelblaue Iris der Augen, groß wie Murmeln, war von dichten, glänzenden Wimpern gesäumt. Ein rosafarbener, perfekt geformter Mund, weder lächelnd noch schmollend (obwohl der Kopf argwöhnisch oder kokett – das war schwer zu sagen – zur Seite geneigt war). Die Haut war strahlend, ein rosiger

Hauch lag auf den runden Wangen. Bei einem Gemälde hätte man es nicht für naturgetreu gehalten, aber auf diesem Foto mußte man es. Wie war es möglich, daß dieses Bild kein Loch durch die abgewetzte Lederbrieftasche gebrannt hatte?

Sie sah Thomas erneut prüfend an. Daß Thomas in dem Mädchen vorhanden

war, daran bestand kein Zweifel, auch wenn die Schönheit des Vaters von ganz anderer Art war. Neugier, die fast schon an Eifersucht grenzte, ergriff Besitz von ihr, als sie versuchte, sich die Mutter vorzustellen: Jean war ihr Name. Thomas' erste Frau Regina, eine Frau, die sie gekannt hatte, war groß und üppig gewesen, voller Sinnlichkeit, aber irgendwie

keine Bedrohung. Nie eine Bedrohung.

Linda schüttelte den Kopf. Wie konnte sie auf eine Frau eifersüchtig sein, die alles verloren hatte.

»Es wurde im Hinterhof unseres Appartements in Cambridge aufgenommen.« Thomas schien nicht in der Lage zu sein, das Bild anzusehen, obwohl die abgeschabten Ecken von

häufigem Anfassen zeugten.

Thomas sah zu ihr hin, dann schnell wieder weg, als wäre jetzt sie diejenige, die für sich sein mußte. Die Cheeseburger kamen, ein monumentales Nichts. Sie reichte Thomas das Foto zurück.

»Sie war sehr intelligent«, sagte Thomas. »Nun, das behaupten alle Eltern, nicht wahr. Und vielleicht haben sie recht. Verglichen mit uns,

meine ich.«

Der Appetit war ihr vergangen. Die Cheeseburger sahen widerlich aus in dem Fettsee, der die Papierteller aufweichte.

»Sie konnte stur sein.« Thomas lächelte über eine Erinnerung, die er nicht mitteilte.

»Und ungewöhnlich tapfer. Sie weinte nie, wenn sie sich verletzt hatte. Obwohl sie

durchaus quengeln konnte,
wenn sie etwas haben wollte.«

»Das tun alle Kinder.«

Thomas aß seinen Cheeseburger und hielt dabei seine Krawatte fest. Nun, er mußte ja schließlich essen, dachte Linda. Sonst wäre er schon vor Jahren verhungert. Er sah auf ihren unberührten Teller, sagte aber nichts.

»Sie war eine gute kleine Sportlerin«, sagte Thomas.

»Ich setzte mich immer auf einen Gartenstuhl und sah ihr beim T-Ball-Spielen zu. Die meisten Kinder waren im Außenfeld und pflückten Löwenzahn. Einige setzten sich einfach hin.« Er lachte.

Linda lächelte. »An die kann ich mich erinnern. Jemand schlug einen Ball ins Aus, und alle Kinder liefen los, um ihn zu holen.«

»Sie sagen, es habe weniger

als eine Minute gedauert. Das Ertrinken. Ein Kind schluckt schneller Wasser als ein Erwachsener. Außerdem bestand durchaus die Möglichkeit, daß sie einen Schlag erhalten hatte und bewußtlos war. Ich habe Jahre damit verbracht zu beten, daß es so war. Daß sie einen Schlag erhalten hat und nicht ertrunken ist. Erstaunlich, nicht wahr? Viele hundert

Stunden von Gebeten, nur um ihr diese eine Minute zu ersparen.«

Keineswegs erstaunlich, dachte Linda. Sie hätte das gleiche getan.

»Der Gedanke, ich würde allmählich vergessen, ist schrecklich«, sagte er. »Und dennoch tue ich es. Ich erinnere mich nicht mehr an so viele Einzelheiten wie früher. Ich weiß noch nicht

einmal, woran ich mich nicht mehr erinnere.«

Daraufhin berührte sie seinen Arm. Es wäre unmenschlich gewesen, es nicht zu tun. »Es gibt einfach keine Worte dafür, Thomas.«

»Nein, die gibt es nicht, und ist das keine Ironie? Wir, die wir glaubten, alle Worte zu haben. Jean mit ihrer Kamera hat uns bedeutungslos gemacht.«

Ein Motorboot mit einer jungen blonden Frau am Steuer raste um die Ecke. Das Bewußtsein der eigenen Schönheit und der erste warme Tag im Jahr schienen das Mädchen vor Freude übersprudeln zu lassen.

Thomas beugte den Kopf leicht nach vorn. »Kratz mich zwischen den Schultern«, sagte er.

Auf dem Weg zur Fähre ging Thomas, entweder weil ihm ungewöhnlich warm war oder weil er sich reinwaschen wollte, ins Wasser. Linda saß auf einem kleinen Hügel und beobachtete, wie er eintauchte und sich wieder erhob, schwankend wegen des Kälteschocks. Er schüttelte den Kopf wie ein Hund und zog seine Boxershorts zur Taille hinauf. Sie hingen weit

über die Schenkel hinab, als er herauskam, und zeichneten seine Genitalien ab, die im Lauf der Jahre länger geworden waren.

»Es ist wie eine Elektroschocktherapie«, sagte Thomas, als er sich mit seinem Hemd abtrocknete.

Er fröstelte auf der Fähre, trotz Jacke und Mantel. Später erfuhren sie, daß der See verseucht war. Sein Hemd

hatte er zu einem Knäuel zusammengeballt. Sie stand dicht neben ihm, um ihn zu wärmen. Aber das Frösteln kam tief aus seinem Innern und wollte nicht nachlassen. Die neugierigen Blicke auf dem Boot und am Hoteleingang schien er nicht wahrzunehmen. Sein Haar war durch das Wasser und vom Wind auf der Fähre zu einem komischen Gebilde auf

seinem Kopf getrocknet. Er stieg in ihrem Stockwerk aus, begleitete sie zu ihrem Zimmer und sah für alle Welt wie ein Überlebender einer Katastrophe aus (und das war er auch, dachte sie). Er stand an der Tür und kämmte sich mit den Fingern durchs Haar.

»Ich werde dich nicht hereinbitten.« Sie meinte das scherhaft, als hätten sie ein Rendezvous gehabt. Aber

Thomas nahm es, wie immer, ernst.

»Was kann es schaden?«

»Was es schaden kann?«

fragte Linda ungläubig.

»Die Vorgeschichten«, sagte er. »Findet das hier unabhängig von dem Gewesenen statt, oder nur aufgrund des Gewesenen?«

»Aufgrund dessen, was vorher war, glaube ich.«

Er sah sie eindringlich an.

»Was für ein großes Drama wird uns deiner Meinung nach diesmal trennen?«

»Es muß überhaupt kein Drama geben, Thomas. Wir sind zu alt für Dramen.«

Er wandte sich zum Gehen und hielt dann inne.

»Magdalene«, sagte er.

Der Name, der alte Name. Fast eine Zärtlichkeit.

Wider bessere Einsicht suchte

sie nach Spuren von Vorgängern und fand ein einzelnes Haar, beunruhigenderweise ein Schamhaar, auf den weißen Fliesen unter dem Waschbecken. Sie war inzwischen weitsichtig und konnte ihr Spiegelbild verschwimmen lassen, wenn sie wollte, was sie manchmal tat, wenn sie in Eile war. Aber heute wollte sie sich ansehen:

nüchtern und objektiv.

Sie knöpfte die Bluse auf wie eine Frau, die nicht beobachtet wird, öffnete den Reißverschluß ihrer Jeans, ließ sie fallen und stieß sie mit den Füßen beiseite. Die Unterwäsche, die nicht zusammenpaßte, behielt sie an. Sie legte die Hände auf die Hüften und sah in den Spiegel. Es gefiel ihr nicht, was sie sah.

Sie war, was sie nie für

möglich gehalten hätte: eine zweiundfünfzigjährige Frau mit dünner werdendem blondem Haar; nein, nicht einmal das, nicht blond, eher farblos, grau, eher in Richtung zum Unsichtbaren. Unsichtbar an den Wurzeln und in schmutziges Gold übergehend, das es von Natur aus nicht gab. Sie betrachtete die eckigen Hüften und die füllige Taille, deren Zustand

sie noch vor einem Jahr für vorübergehend gehalten hatte. Sie hatte über Mädchen gelesen, die sich für dick hielten, obwohl sie in Wirklichkeit erschreckend dürr waren (Marias Freundin Charlotte war so eines gewesen), wohingegen sie, Linda, sich eigentlich für schlank hielt, obwohl sie etwas Übergewicht hatte. Und natürlich waren da ihre

Hände, deren Haut seit langem rauher geworden war und noch vieles andere.

Abrupt wandte sie sich vom Spiegel ab, unwirsch wie ein Arzt, der sich über einen Patienten ärgerte. Sie nahm den Frotteebademantel vom Haken, wollte ihn anziehen, behielt ihn dann aber über dem Arm und blieb wie erstarrt stehen. War sie verrückt? Was hatte sie

gedacht? Niemand würde ihren Körper sehen. Wozu also dieser prüfende Blick eines Liebhabers?

Sie versuchte noch einmal, ihre Tochter zu erreichen, diesmal über das Handy. Linda hatte angeboten, die Gespräche zu bezahlen, aber Maria hatte abgelehnt, und ihr Wunsch nach Unabhängigkeit war selbst angesichts hoher Studentendarlehen nicht

überraschend. Anders Marcus. Marcus brauchte Fürsorge, er hatte Charme entwickelt, um fehlenden gesunden Menschenverstand zu kompensieren, Charisma, das immer dann zum Einsatz kam, wenn es jemanden zu gewinnen galt, der ihn behüten würde. Wie etwa David, Marcus' Liebhaber, der zuweilen ausgesprochen fürsorglich war und Marcus'

Eß- und Schlafgewohnheiten überwachte, wie sie es in Jahren nicht getan hatte. Marcus war brillant, ohne je Gebrauch davon zu machen; tatsächlich machte er es sich zum Prinzip, aus diesem Vorteil keinen Nutzen zu ziehen.

Linda legte sich mit dem Telefon aufs Bett in der Hoffnung, ihre Tochter würde abnehmen und dabei lächeln.

»Stör ich gerade?« fragte Linda.

»Nein, ich schreibe Laborberichte fertig.« Maria war am glücklichsten, wenn sie zwei Sachen gleichzeitig tun konnte.

»Ich bin auf einem Literaturfestival«, sagte Linda. Und dachte sogleich: Es ist nicht nötig, die Wahrheit zu sagen. Die Wahrheit war, daß etwas Unerwartetes sie aus

dem Gleichgewicht gebracht hatte.

Die Vorzüge der nördlichen Stadt wurden besprochen.

»Ich habe gerade an deinen Vater gedacht«, fügte Linda hinzu. Was zum Teil stimmte, wenn es auch nicht die Gedanken an Vincent waren, die sie aus dem Gleichgewicht gebracht hatten. Diese Unaufrechtheit versetzte ihr einen Stich.

»Du vermißt ihn«, sagte Maria.

Linda konnte sich in dem Spiegel über der Kommode sehen. Im sanften Licht des Schlafzimmers sah sie besser aus – schlanker, vielleicht sogar begehrenswert in dem weichen Hotelbademantel.

»Hast du diesen Sommer irgendwann frei?« fragte Linda.

»Eine Woche. Vielleicht

zehn Tage, wenn ich Glück habe.«

»Könnte ich dich überreden, nach Maine raufzukommen?«

Es folgte ein kurzes Zögern, lange genug, um Pläne aufzugeben, die bereits gemacht oder erhofft worden waren. Linda registrierte die winzige Pause und ärgerte sich, daß sie gefragt hatte. Sie erinnerte sich, wie Maria und

Marcus als Kinder gebettelt hatten, in die Stadt gebracht zu werden oder Freunde nach Hause einladen zu dürfen. Und an ihr eigenes Zögern, wenn elterliche Tagespläne überdacht und verworfen werden mußten. ›Natürlich kann ich das. Natürlich werde ich das tun.‹ Wann war die Natur aus dem Gleichgewicht geraten und hatte die Mutter in die Lage gebracht, das Kind

um einen Gefallen zu bitten?

Als es zwanzig war?

Zweiundzwanzig?

»Nur für ein paar Tage«, fügte Linda schnell hinzu, ihre Bitte einschränkend. »Ich erwarte nicht, daß du deine ganzen Ferien opferst.«

»Nein, ich würde sehr gern kommen.« Es war Maria hoch anzurechnen, daß sie begeistert klang. »Den genauen Zeitpunkt machen

wir noch ab.«

Aber Linda entband ihre Tochter von dem Versprechen; sie ließ ihr die Freiheit, ihr eigenes junges Leben zu führen. »Kommst du überhaupt zum Schlafen?« fragte die Mutter.

Die Antwort der Tochter ging im Rauschen der Leitung unter. Linda rollte zur Seite und zerrte das Telefon vom Nachttisch. Sie zog den Hörer

an der Schnur hoch. Eines Tages würde Maria Herzspezialistin für Kinder sein. Eine verblüffende Vorstellung. Verblüffend für Linda, die als erste in ihrer Familie ein College besucht hatte.

»Ich habe jemanden kennengelernt«, sagte Maria, offensichtlich zum zweitenmal.

Einen Augenblick lang war

Linda verwirrt, aus Furcht, die Worte wären ihr selbst ent schlüpft.

»Erzähl mir von ihm.«

»Er ist Assistenzarzt. Er heißt Bill.«

Ein Bild formte sich vor Lindas Augen, zweifellos unzutreffend, zweifellos aus anderen Bills zusammengesetzt, obwohl sie sich im Moment an keinen einzigen erinnern konnte.

»Und du magst ihn«, sagte Linda vorsichtig.

Wieder ein kurzes Zögern auf Marias Seite, möglicherweise, um der Sache Nachdruck zu verleihen. »Ja. Er sieht gut aus.«

»Das spricht für ihn«, sagte Linda, die männliche Schönheit nie geringgeschätzt hatte.

»Vielleicht bringe ich ihn mit nach Maine.«

Und Linda dachte: ›Es ist etwas Ernstes.‹

›Woran hast du dich bei Dad erinnert?« fragte Maria.

›An seine weißen Hemden. An die Art, wie sie sich um seine Schultern schmiegten.«

Die Tochter erwiderte nichts angesichts einer Erinnerung, die zu intim war, als daß ein Kind sie hätte teilen können. »Sind auf dem Festival Leute, die du

kennst?« fragte sie statt dessen.

»Inzwischen schon«, sagte Linda, die nicht bedauernswert erscheinen wollte.

»Gut«, sagte Maria leichthin. »Ich muß jetzt Schluß machen. Wenn ich die Laborberichte bis sechs nicht fertig habe, bringt mich der Assistenzarzt um.«

Linda bezweifelte es und

dachte, daß ein Opfer, das von jemandem gefordert wurde, der Arzt werden wollte, atavistisch war. Fehler wurden aus Schlafmangel begangen. In einem Tränenausbruch hatte Maria eines Tages den ihren gestanden.

Linda legte auf, verwirrt über die Mischung aus Wahrheit und Lüge im Gespräch mit dem eigenen

Kind. Mehr Lügen als Wahrheit diesmal, obwohl es oft so war. Man konnte ein Kind nicht auf die Zukunft vorbereiten; derlei Einsichten wären unerträglich.

Es herrschte vollkommene Stille im Raum. Selbst die Klimaanlage hatte zu summen aufgehört. Es war, als stünde plötzlich der Verkehr still, als wären alle Radios verstummt. Wie spät war es? Fast vier?

Sie stellte sich vor, wie Menschen zu Ehren eines großen Helden die Straßen der Stadt säumten.

Sie ging in den Sonnenschein hinaus, nur um sich davor zurückzuziehen. In dieser nördlichen Stadt, hatte man ihr gesagt, gebe es Geschäfte, die sie aufsuchen sollte (der Wechselkurs war gut), aber als sie das berühmte Kaufhaus

betrat, bedrückte sie der Anblick von Leuten, die Dinge kauften, die sie glücklicher, schlanker oder dem Tod gegenüber unempfindlicher machen sollten. Sie befühlte einen Seidenschal, strich über die Schulterpolster von Kostümen, die, zum Beweis für erste Qualität, besonders akkurat und in bestimmten Abständen voneinander

aufgehängt waren. Sie bewunderte ein Negligé und erinnerte sich an Nächte mit anderen Negligés, und dennoch ließ sich die Wolke der Traurigkeit nicht vertreiben. Sie fuhr mit der Rolltreppe hinauf, höher und höher, und zog das Vorbeigleiten an den Stockwerken dem mühelosen Hinaufschweben im Fahrstuhl vor. Sie sah einen

zitronengelben Pullover mit zarter Borte in der Kinderabteilung und versuchte sich zu erinnern, ob sie jemanden mit einem Baby kannte, und dann fiel ihr ein, daß dies jetzt ein Enkelkind sein müßte. Sie stand vor dem Eingang eines Cafés, heißhungrig und ungeduldig, an einen Platz geführt zu werden, aber als man sie an ihren Tisch gebracht hatte,

überkam sie plötzlich das Gefühl, im Kaufhaus sei es stickig. Sie roch Chemikalien in den Stoffen, die schwadenweise Männerhemden entströmten, als sie floh. Was hatte sie getan? Sie hatte eine Familie gegründet. Man würde sich nicht an sie erinnern. Sie kam von Tag zu Tag weiter herunter. Sie konnte ihren Körper nicht mehr zeigen. Sie

würde nie unbekleidet an einem Strand sitzen. Gewisse Dinge waren nicht zurückzugewinnen. Sogar ihre Erinnerungen an Vincent wurden schwächer: Auf Fotos war er inzwischen gegenwärtiger als vor ihrem geistigen Auge, wie bei Kindern, nachdem sie groß geworden waren.

Sie ging hinaus, überaus bewußt, eine Frau in mittleren

Jahren zu sein, die trotz der Hitze einen vernünftigen Regenmantel trug. Als wären sie programmiert worden, drehten sich keine Männer nach ihr um. Vincent hingegen, ihr Bewunderer, ihr Geliebter, hatte sie sogar am Morgen, als er starb, noch als schön bezeichnet.

»Du bist schön«, hatte er gesagt.

»Ich bin fünfzig. Niemand

ist schön mit fünfzig.«

»Du überraschst mich.

Natürlich hast du unrecht.«

Erstaunlich, wie sehr man sich danach sehnte, als schön bezeichnet zu werden, wie allein das Wort bezaubern konnte. Sie sah ein Paar in teurer Kleidung, das sich im Gehen stritt. Er hatte blondes Haar und einen Bart und ging ein Stück vor der Frau, die ärgerlich gestikulierte und

sagte: »Ich kann nicht
glauben, daß du das gesagt
hast.« Er behielt die Hände in
den Taschen und antwortete
nicht. Er würde bei dem Streit
gewinnen, dachte Linda.

Sie stand vor einem
Gebäude mit gotischen
Türmchen und geschwärzten
Steinen, aber sie war wie
immer nicht in der Lage, eine
katholische Kirche nur als
Gebäude anzusehen. Ihre

Unverfälschtheit wirkte anziehend angesichts des ausschweifenden Übermaßes der schicken Boutiquen zu beiden Seiten. (Aber waren die Türmchen nicht auch ein Ausdruck von Übermaß?) Sie betrat eine muffige Vorhalle und erinnerte sich, daß sie als Kind nicht hatte glauben wollen, daß der Geruch schlicht das Ergebnis von Staub und Moder war. Sie

hingegen war überzeugt, daß das Becken mit Weihwasser für diesen irgendwie beklemmenden Mief verantwortlich sein mußte. Einen Augenblick lang war es ihr peinlich, die Messe zu stören (sie, die nur samstags zur Beichte in die Kirche ging), und sie begab sich leise in eine der Bankreihen, ohne die Knie zu beugen, ohne sich zu bekreuzigen, obwohl ihr

Körper dies gewohnheitsmäßig tun wollte.

Das Innere der Kirche kühlte den Schweiß in ihrem Nacken. Sie ließ den Mantel von den Schultern gleiten und war froh, keine raschelnden Tüten dabeizuhaben. Es war noch nicht so lange her, daß ihr die Worte fremd geworden wären, dennoch lauschte sie der Liturgie mit einem gewissen heimlichen

Staunen. Und während sie das tat, kam ihr ein ebenso einleuchtender wie bestürzender Gedanke: Ihre eigenen Gedichte imitierten diesen Sprechrhythmus.

Warum war ihr das nicht schon früher aufgefallen? Warum hatte dies kein anderer, ein Kritiker etwa, ebenfalls bemerkt? Die Ähnlichkeit im Rhythmus konnte einem doch nicht

entgehen. Es war eine verblüffende Entdeckung, als fördere man einen Brief zutage, der einem endlich die eigene Kindheit erklärte.

Eine ältere Frau vor ihr weinte hemmungslos (welcher Kummer oder welche Sünde hatte diesen Tränenstrom verursacht?), aber Linda konnte die Gesichter der anderen Gemeindemitglieder nicht

sehen, die etwa zehn Reihen vor ihr saßen. Sie sprach ein schnelles Gebet für Marcus, der es am meisten brauchte, und als sie fertig war, sah sie zu den dunklen Mosaikfenstern hinauf (es gab so wenig Sonnenlicht zwischen den hohen Gebäuden auf beiden Seiten) und versuchte, Maria Magdalena zu finden. Sie fand Johannes den Täufer und ein

Bild des Letzten Abendmahls, aber nicht die Frau, nach der sie suchte.

Maria salbte die Füße Jesu. Daraufhin, wie fast immer, wenn sie früher in der Kirche war, ließ sie ihre Gedanken schweifen. Und mit dem Schweifenlassen stiegen Bilder auf. Als sie ein Mädchen war, hatten die Bilder etwa mit dem Kirschbaum im Hinterhof

angefangen, waren dann zu einem Glas mit Kirsch-Cola übergegangen, um schließlich bei Knien und Beinen eines Jungen zu enden, den sie, mit einer Lederjacke bekleidet, im Schnelllimbiß eine Kirsch-Cola hatte bestellen sehen. Aber an diesem Nachmittag sah sie Gesichter (die von Vincent und Thomas), dann zerwühltes Bettzeug (von ihr und Vincent an dem Tag, als

er gestorben war), dann ein kleines ordentliches Paket frischer Bettwäsche aus der Belmont-Wäscherei, das monatelang ungeöffnet auf einem Stuhl in ihrem Schlafzimmer gelegen hatte. Jedes Bild führte zum nächsten, als hingen sie an einem feinen Faden, einem unsichtbaren Faden, dessen Knoten sowohl beweglich wie labyrinthisch waren. Die

Bilder waren manchmal verstörend und zuweilen angenehm, Zeugnisse eines gelebten Lebens, wenn auch einige Erinnerungen nur von Dummheit und entsetzlicher Naivität zeugten.

Aber dann, fast unmerklich, schlich sich ein ungebetenes und unerwünschtes Bild zwischen die andern, und sofort versuchte sie, es abzuwehren. Sie spürte, daß

es sie hinabzog, aber sie konnte sich nicht gleich losreißen. Sie hörte ein gedämpftes Geräusch – ein Wort? Nein, eher ein Keuchen oder ein Flüstern, der Mund eines Mannes preßte sich auf ihr Schlüsselbein, sein Gewicht lastete schwer auf ihrem Schenkel. Hatte er sich verletzt, oder war dies (wahrscheinlich) ein weiterer Ausdruck der neuen Sprache,

die er sie lehrte, jener
seltsame Dialekt, der ohne
Vokabeln und Sätze auskam,
aber dennoch voller
Bedeutung zu sein schien –
voller Bedürfnis, stummen
Flehens und stiller, sogar
außergewöhnlicher
Dankbarkeit?

Ihr blaßblaues Kleid fühlte
sich trocken an auf ihrer Haut
und glitt wie Seidenpapier
über die Höhlung ihres

Bauchs. Die Sonne schien auf die Bettcouch und auf ihr Gesicht. Es war etwa zehn oder halb elf Uhr morgens.

Seine Bartstoppeln waren nicht weich, sondern stachlig wie der Pelz der Disteln, die auf dem leeren Grundstück am Ende der Straße wuchsen. Nach dem ersten Mal, als sie sich, wie von Mittagssonne benommen, im Spiegel betrachtete, hatte sie gesehen,

daß sein Bart die zarte Haut an ihrem Schlüsselbein rot gescheuert hatte; und diese Wundheit, zusammen mit der anderen, hatte sie den ganzen Tag und den Tag danach an die schreckliche Sache erinnert, die ihr widerfahren war. Aber sie hatte keine Angst, weder vor dem Mann, der zwar nicht ganz bedeutungslos erschien, aber auch ihre Gedanken nicht

beherrschte, noch vor dem Ereignis selbst, das sie viermal hatte geschehen lassen. Denn etwas in ihr sehnte sich nach dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit – freute sich tatsächlich darüber.

Sie hörte ein weiteres Un-Wort, ebenfalls eindeutig in seinem Sinn. Er wollte an ihre Brust, fummelte jetzt sogar an den Knöpfen ihres Kleids und schob den Stoff beiseite. Er

drückte seinen Mund auf ihre Brust, die jetzt neu und immer in Veränderung begriffen war. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, wollte es auch nicht – seine Augen waren fest zusammengekniffen, der Nacken war faltig, in den Falten hatte sich Schmutz festgesetzt. Denn was sie beide taten, wurde am besten heimlich getan, mit weggedrehtem Gesicht und

geschlossenen Augen.

Ihr Körper entspannte sich, sie hatte ein flaues Gefühl im Magen. Sie war feucht zwischen den Beinen, angeschwollen. Ruckartig zog er sich über ihren Körper hinauf und kämpfte einen Moment lang mit ihrem Rock. Das Lecken war wie Blutsaugen, dachte sie, und Bilder von Blutegeln unter Glasglocken fielen ihr ein, und

die Gläser hinterließen
kreisrunde Wülste auf dem
Rücken einer Frau. Er schob
einen Finger in sie hinein,
dann zwei, eiliger jetzt, sogar
irgendwie hektisch. Sie fragte
sich, ob es genauso wäre, als
striche man mit dem Finger
über die glitschige Innenseite
eines Flaschenhalses. Ein
Fingernagel grub sich in ihre
Haut, sie zuckte zusammen,
aber er schien es nicht zu

bemerken. Und jetzt war es nicht sein Finger, sondern das andere Ding (sie hatte das Wort nie ausgesprochen), und sie wußte, daß es bald vorbei wäre.

Sie reckte den Kopf, so daß sie durch das Fenster auf das Kopfende der Schlafcouch sehen konnte. Ein großer Vogel saß bewegungslos auf dem Dach des Nebenhauses. Der Mann beendete die Sache

wie immer mit konvulsivischem Zittern und einem leichten Schluckauf. Und als er sich zurückzog, spürte sie ein wenig Nässe aus sich herausrinnen, ein kleines feuchtes Rinnensal auf ihrem Schenkel. Sie beobachtete ihn, als er sich ans Bettende setzte, weiß und einen erschütterten Ausdruck um die Augen. Er schloß den Reißverschluß seiner Hose und zog seine

Stiefel an.

Sie hatte weder ein zärtliches Wort für ihn, noch verlangte sie nach einem. Als er aufgestanden war, sagte er nur: ›Sag niemandem, was wir hier getan haben.‹

Als wollte sie das. Als wollte sie das.

In der Bankreihe begann Linda heftig zu zittern bei der Erinnerung, die sie jahrelang

verdrängt hatte, bis Worte – besänftigende und tröstliche Worte – ihr gestatteten, sich zu beruhigen. Es war nicht von ihr ausgegangen, sagte sie sich. Und es hatte ihr Leben nicht zerstört. Das Leben war mehr als Mißbrauch in der Kindheit, mehr als kindliche Siege. Leben war Arbeit, einen Menschen zu lieben und Kinder zu bekommen; Leben waren Vincent, Marcus und

Maria. Aber sobald sie Maria dachte, begann Linda wieder zu zittern. Aus dem Blickwinkel einer Mutter war die Geschichte unentschuldbar und furchterregend. Sie brauchte sich nur Maria auf der Bettcouche vorzustellen und wurde von Zorn gepackt. Neben ihr kamen Leute den Mittelgang hinunter, einige sahen in ihre Richtung. Die Messe war vorbei, und sie

hatte es nicht bemerkt.

Sie holte tief Luft und ließ sie langsam ausströmen. Vincent war das Gegenmittel für die Erinnerungen gewesen. Verlor sie ohne ihn jetzt diesen Schutz? Und warum diese beschämenden Bilder nach so langer Zeit?

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück, brauchte etwas zu essen und eine Tasse Tee, aber

der Anrufbeantworter blinkte. Auf der Bettkante sitzend, immer noch im Mantel, überlegte sie sich Fragen und mögliche Antworten: ›Wie ist deine Podiumsdiskussion gelaufen? Abendessen? Bist du sicher? Glaubst du, es würde den anderen etwas ausmachen?‹ Aber als sie die Nachricht abhörte, war sie nicht von Thomas, sondern von David, Marcus‘

Liebhaber, und er bat sie, zurückzurufen, wenn sie wieder zu Hause wäre. Der anstehende Kummer eines anderen machte sie nervös, sie verwählte sich zweimal, sagte Mist, bevor sie die richtige Nummer hatte. Wie lange war sie unterwegs gewesen? Eine Stunde? Zwei Stunden?

»Marcus wurde wegen Trunkenheit am Steuer festgenommen«, sagte der

Liebhaber ohne Einleitung.

Linda beugte sich vor, als hätte sie nicht richtig gehört.
»Wann?«

»Heute, früh am Morgen.
Gegen fünf.«

Instinktiv sah Linda auf ihre Uhr. Sie hatten zwölf Stunden gewartet, bevor sie sie informierten.

»Und es gab einen Unfall«, fügte David hinzu.

»O Gott«, sagte Linda,

unfähig, Worte mit mehr als einer Silbe herauszubringen:
»Ist er verletzt?«

»Er hat sich das Knie ziemlich schlimm angeschlagen. Er wurde geröntgt. Sie sagen, er hat sich einen Knorpel gequetscht.«

»Wurde sonst jemand verletzt?« fragte Linda schnell und fürchtete sich schon vor der Antwort.

»Nein.«

Sie seufzte erleichtert auf.
Wenn man bedachte, daß sie
erst kurz zuvor ein Gebet für
Marcus gesprochen hatte. »Ist
er da? Kann ich mit ihm
reden?«

Die absichtliche Pause am
anderen Ende war nicht
mißzuverstehen. Sie stellte
sich David vor – genauso
groß wie Marcus, aber
kräftiger; rötliches Haar und
blasse Augen; weich in den

Konturen, obwohl seine Anzüge hervorragend geschnitten waren –, wie er in der Küche des Appartements in Brooklyn stand. Oder war er mit ihrem Sohn im Schlafzimmer?

»Mrs. Fallon«, sagte David (David, der unfähig zu sein schien, sie Linda zu nennen, obwohl sie ihn mehrmals dazu aufgefordert hatte; David, der gesagt hatte, sie könne keine

Lyrik vortragen, hoffe aber, sie würde ihm das nicht verübeln), »ich glaube, Marcus und ich müssen das allein durchstehen.«

Nach dieser Abfuhr schwieg Linda.

»Natürlich«, fügte David schnell hinzu, um den Schlag zu mildern, »gebe ich Ihnen sofort Bescheid, wenn die Sache mit dem Knie schlimmer wird.«

Linda war überrascht, daß sie nicht gereizter reagierte.

»Und ich glaube«, fuhr David nach einer weiteren Pause fort, »ich glaube, wir müssen in Erwägung ziehen, daß Marcus einen Entzug macht.«

»Entzug? Sie meinen, weil er betrunken war? Ist das wirklich nötig?«

»Ich fürchte schon. Marcus hat seit Tagen getrunken. Er

hat mein Konzert gestern abend verpaßt. Er war ohnmächtig und kam erst wieder zu sich, als ich nach Hause kam. Wir haben uns schrecklich gestritten, und er ist abgehauen. Heute morgen hat er mich aus dem Gefängnis von Nashua angerufen.«

»Nashua? New Hampshire? Was hat er dort denn gemacht?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob er das weiß.«

O Marcus, dachte Linda. Ach, mein armer, armer Marcus. Sie hatte ihn an Thanksgiving betrunken erlebt und an Weihnachten wieder, aber sie hatte es nicht wirklich ernst genommen. Oder sich einfach geweigert, es wahrzunehmen?

»Denken Sie an eine umfassende Therapie, die die

Familie mit einbezieht, an eine Intervention? Ist das der Ausdruck dafür?«

»Ich glaube nicht, daß das nötig ist«, sagte David nachdenklich, womit er andeutete, daß er es in Erwägung gezogen hatte.

»Zumindest hoffe ich das. Er braucht bloß einen Tritt in den Hintern. Und den hat er in Nashua gekriegt. Er hat ziemliche Angst.«

»Haben Sie schon einen bestimmten Ort im Sinn?«

»Ich bin nicht sicher. Ich muß ein bißchen herumtelefonieren. Man sagt, Brattleboro sei der beste.«

Linda erschauerte bei dem Gedanken, daß ihr Sohn in eine Anstalt kommen sollte. Sie preßte die Lippen zusammen. Wenn es so schlimm war, wie David sagte – natürlich war es das; Marcus

hatte einen Unfall gebaut –, brauchte eine Mutter noch mehr Beweise?

»Ich würde gern mit Marcus sprechen«, sagte sie erneut.

»Er schläft«, antwortete David. »Man hat ihm im Krankenhaus etwas gegeben.«

»Ich verstehe.« Sie holte tief Luft, um ihren Ärger zu unterdrücken. Es war unnatürlich, eine Mutter von

ihrem Baby fernzuhalten. Obwohl Marcus, um ehrlich zu sein, eigentlich kein Baby mehr war.

»Wenn es so schlimm ist, wie Sie sagen, müssen die letzten Monate schwierig für Sie gewesen sein«, sagte Linda in einem Versuch, großmütig zu wirken.

»Ich liebe ihn.«

Die knappe Erklärung war wie der Anblick eines

Nackten auf der Straße, wie etwas, was eigentlich verhüllt sein sollte. Vincents Tod hatte Marcus befreit. Einen Monat später eröffnete er seiner Mutter und seiner Schwester, daß er schwul sei. Im gleichen Jahr hatte er David kennengelernt.

»Ich hatte keine Ahnung, daß er so unglücklich ist.«

»Ich weiß nicht, inwiefern das mit Glücklichsein zu tun

hat.«

Wie wird man Alkoholiker, fragte sich Linda. Schlechtes Elternhaus? Schlechte Erbanlagen? Ein verhängnisvolles Gen, das sich häufig in irischem Blut findet? Sie hatte ihren Vater kaum gekannt, aber ihre Onkel, die abwechselnd himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt waren, zuweilen gewalttätig. Und wenn sie

daran dachte, wie selbstgefällig, wie stolz sie auf den Erfolg ihrer Kinder gewesen war: Maria in Harvard, jetzt Medizinstudentin an der Johns Hopkins; und Marcus am Brown-College, jetzt im Hauptstudium an der Boston University. Wie oft hatte sie die prestigeträchtigen Namen in Gesprächen fallen lassen? Und jetzt müßte sie sagen:

Mein Sohn ist Alkoholiker.

Mein Sohn Marcus ist
Alkoholiker.

War auch sie
Alkoholikerin? Ihre eigenen
Trinkgewohnheiten
erschienen ihr jetzt in einem
ganz anderen Licht.

»Der Wagen hat einen
Totalschaden«, sagte David.
»Er wurde abgeschleppt.«
Wieder eine Pause. »Er wird
seinen Führerschein

verlieren.«

»Oh, ich weiß, das ist so.«

Sie unterdrückte ein aufkeimendes Schluchzen.

»Wir müssen einen Anwalt nehmen.« Zu spät bemerkte sie das ›wir‹.

David wartete geduldig, er sprach jetzt von Elternteil zu Elternteil. »Wir haben einen, Mrs. Fallon. Ein Freund von uns. Er ist sehr gut.«

Auf dem Bett sitzend, legte

Linda eine Hand an die Stirn, die kalt geworden war bei den Neuigkeiten. »Sie geben mir Bescheid.« Sie versuchte, nicht hysterisch zu klingen. »Sie lassen mich wissen, wie es ihm geht und was Sie unternommen haben. Was Sie entschieden haben.«

Sie war sicher, ein Seufzen zu hören. »Natürlich mache ich das«, sagte David.

Linda legte sich aufs Bett zurück. Marcus litt, er schämte sich und hatte ein verletztes Knie. Und würde noch mehr leiden, vor Gericht und sicherlich im Entzug, über den sie nichts wußte. War der Entzug physisch schmerhaft? War er quälend eintönig? Sie versuchte, sich an all die Gelegenheiten zu erinnern, bei denen sie Marcus hatte trinken sehen. Im Brown-

College hatte Bier in seinem Kühlschrank gestanden. Am Strand hatte er manchmal nachmittags um drei mit Gin-Tonics angefangen. Doch sie hatte gedacht, das Trinken sei fröhliches Feiern, bloße Ausgelassenheit in den Ferien. Aber sie hatte Bescheid gewußt, nicht wahr? Sie hatte Bescheid gewußt. Und hatte ihrem Sohn schon verziehen, noch bevor das Wort Problem

überhaupt ins Bewußtsein treten konnte, fast genauso schnell, wie sie versucht hatte, ihre Erwartungen anzupassen, als sie erfuhr, daß er schwul war. Und das war ihr damals auch schon vorher klar gewesen. Natürlich war es ihr klar gewesen.

Verzweiflung und Zorn wuchsen gleichermaßen an. Sie sah sich in dem leeren Zimmer um, der Luxus

verblich angesichts der Nachricht von zu Hause. Sie stand auf und begann, mit verschränkten Armen auf und ab zu gehen. Sie redete mit sich selbst und mit Marcus und Vincent, die nur blasse Abbilder dessen waren, was sie eigentlich brauchte. Sie ging auf und ab, bis sich all ihre Gedanken und Worte erschöpft hatten und sie dachte: ›Ich muß dieses

Zimmer verlassen. Sonst
werde ich wahnsinnig.<

Die Empfangssuite machte
diesmal einen anderen
Eindruck auf sie, als sie
verspätet bei der
Veranstaltung eintraf. Es war
fast Zeit, sich zum
Abendessen zu versammeln.
Der Lärm war größer als am
Abend zuvor – wurde am
letzten Abend des Festivals

mehr getrunken? Nein, es war etwas anderes: Die festliche Stimmung im Raum hatte zugenommen, und ein Gefühl von Wichtigkeit war zu spüren, die zuvor nicht vorhanden war. Eine Frau, winzig und mausgrau, stand in der größten Gruppe. Ein Flaschenkorken knallte, und Linda bemühte sich, genauer hinzusehen, aber sie hatte keine Lust, sich der Gruppe

anzuschließen, ihre angeborene Schüchternheit siegte über ihre Neugier. Sie ging zur Bar und bestellte sich ein Bier, aber dann fiel ihr Marcus ein, und sie besann sich anders. Sie aß Käse und Crackers statt dessen, und Pickles von einem Beilagenteller. Sie hatte den Mund voller Brie, als der Australier, der jetzt nicht beachtet wurde, neben ihr

auftauchte und sie ansprach.

»Sie haben die Neuigkeit gehört?«

»Welche Neuigkeit?« Sie tupfte sich den Mund mit einer Serviette ab.

Er sah von allen im Raum am gesündesten aus: fit und gebräunt, eher wie jemand, der sich mit Pferden rumquälte, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, nicht mit Worten. In seinem

Land war jetzt Herbst.

Die Neuigkeit überraschte sie tatsächlich: Während sie und Thomas auf der Fähre waren, hatte die winzige mausgraue Frau den renommierten Preis gewonnen.

»Was für ein Glück für das Festival, würde ich sagen«, meinte der Australier freundlich. Linda drehte sich um und sah die

Champagnerflaschen in den Kübeln auf dem Tisch, die ihr vorher nicht aufgefallen waren.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich zuvor von ihr gehört habe.«

»Da sind Sie nicht allein. Man hat sie tatsächlich aus dem Nichts hervorgezaubert. Angeblich soll sie sehr gut sein. Nun, das muß sie ja wohl, nicht wahr? Ich wette,

es gibt keine zwei Leute hier im Raum, die etwas von ihr gelesen haben.«

Linda beugte sich ein wenig vor, um eine bessere Sicht zu haben. Inzwischen waren weitere Fotografen aufgetaucht, die die anderen baten, zur Seite zu gehen.

»Sie benutzt den Ausdruck ›fuck‹ sehr oft«, sagte der Australier.

Plötzlich meinte sie, sich zu

erinnern. Vielleicht hatte sie doch etwas von dieser Dichterin gelesen. ›Es ist das Jahrhundert des Ficks‹, zitierte sie, obwohl sie selbst das Wort sonst nicht benutzte.

»Es sind bereits so viele Blumen in ihrem Zimmer, daß sie den Pagen bitten mußte, sie zur Rezeption zu bringen.«

Linda spürte einen Anflug von Neid. Sie und der

Australier lächelten sich an, jeder wußte, was der andere dachte. Man konnte nicht zugeben, neidisch zu sein, aber man konnte es stillschweigend anerkennen. Es wäre unauffrichtig, das nicht zu tun.

Das Lächeln des Australiers verblaßte. Linda spürte eine massive Gestalt neben sich.

»Wie schade, daß Ihr Junge den Preis nicht bekommen hat.« Robert Seizeks

Unterlippe war dick und naß, seine Zischlaute waren scharf und bedrohlich.

»Er gehört nicht mir, und er ist kein Junge«, sagte Linda.

»Das komische ist«, sagte der Australier, »auf ihrer Lesung gestern war nicht einmal ein Dutzend Leute. Jetzt versucht man, sie heute abend zu einer Extra-Vorstellung zu bewegen.«

»Ich freue mich für sie«,

sagte Linda und versuchte, Seizek zu ignorieren.

»Sie ist Bibliothekarin im bürgerlichen Leben. Aus Michigan.« Der Australier stärkte ihr den Rücken.

»Sie sind ja dick befreundet mit Thomas Janes«, sagte Seizek laut und wollte sich nicht abwehren lassen.

Der Zorn, der sich noch ein paar Minuten zuvor so erfolgreich hatte zähmen

lassen, reckte die Glieder in ihrer Brust – ein Käfigtier im Vergleich zu Seizeks Löwenhaftigkeit. Sie wandte ihm das Gesicht zu und war (einen Moment lang) eingeschüchtert von seinem riesigen Kopf.

»Thomas Janes hat jahrelang keine Arbeit veröffentlicht.« Sie sprach so beherrscht, wie sie konnte.
»Und kann daher wohl kaum

die Aufmerksamkeit eines Preisrichters auf sich gelenkt haben. Obwohl ich sicher bin, wenn Sie gestern abend bei seiner Lesung gewesen wären, würden Sie mir zustimmen, daß seine künftigen Veröffentlichungen in unzähligen Ländern Preise erringen können.«

»Und wenn Sie heute nachmittag bei Mr. Janes' Podiumsdiskussion gewesen

wären«, sagte Seizek, ohne zu zögern, »bin ich sicher, Sie würden mir zustimmen, daß Ihr Junge einen vollkommenen Narren aus sich gemacht hat.«

Linda sah den Australier an, der den Blick abwandte.

Sie wußte, daß sie sich wie ein Schulmädchen verhielt, dessen Freund auf dem Schulhof beleidigt worden ist. Aber jetzt konnte sie nicht

mehr zurück, sie war schon zu weit gegangen.

»Mir jedenfalls«, sagte Linda, »sind die brillanten Gedichte eines Mannes, der sich in der Öffentlichkeit blamiert oder nicht blamiert hat, lieber als die verwaschene Prosa eines Möchtegernschreibers, der auf einen Streit mit mir aus ist, auf den ich mich nicht einlassen werde.«

Und Seizek antwortete sotto voce, womit er ihr gleichzeitig bedeutete, daß sein Kampfstil dem ihren überlegen war: »Ich wußte gar nicht, daß jemand zu solcher Leidenschaft fähig ist, dessen langweiliges Äußeres nur in der Trübseligkeit seiner Gedichte Entsprechung findet. Ich nehme an, es gibt Frauen, die dieses Zeug lesen? Die Art von Frauen vermutlich, die

gewöhnlich Kitschromane verschlingen. Wahrscheinlich kann man damit ordentlich Kohle machen, oder?«

Linda antwortete ebenfalls sotto voce. »Von Ihnen lasse ich mich nicht ficken«, sagte sie, das Wort an einem Fremden ausprobierend.

Seizek sah verdattert aus, wenn auch nur einen Moment lang, was Linda dennoch als Sieg verbuchte.

Mit bewußt langsamem
Bewegungen, damit es nicht
nach Flucht aussah, wandte
sich Linda um und ging in
Richtung Tür.

Das Wort gefiel ihr, dachte
sie, als sie den Raum verließ.
Es hörte sich gut an. Es fühlte
sich gut an.

Den Rest ihres Ärgers
reagierte sie am
Bedienungsknopf des

Fahrstuhls ab, der sich zu rächen schien, indem er einfach nicht kam. Ein älteres Ehepaar tauchte auf und stellte sich neben sie. Aus einem Zimmer irgendwo im Gang waren

Beischlafgeräusche zu hören: das rhythmische Stöhnen einer Frau, angestrengt und gedehnt. Das ältere Ehepaar erstarrte vor Verlegenheit. Linda empfand Mitleid und

wünschte, ihr wäre eine originelle Bemerkung eingefallen, um dem Ehepaar die Befangenheit zu nehmen, aber die Verlegenheit erwies sich als ansteckend. Als sie zur Treppe ging, dachte sie: ›Welches riesige Gefäß von Schuld hat Thomas angezapft?‹

Vincents Appartement in Boston unterschied sich von

allem, was sie vorher gesehen hatte – schmucklos und klar wie ein Schulraum, mit einer Werkbank in der Mitte, die sich mit einer Kurbel in verschiedene Schrägstellungen bringen ließ. An den Wänden hingen Schwarzweißfotos, einige von seiner großen Familie (es sollte Monate dauern, bis sie alle Namen gelernt hatte), andere von Fenstern, die seine

Phantasie angeregt hatten:
strenge koloniale
Kassettenfenster; große,
vielfach gegliederte
Dachfenster, tief in
Ziegelmauern gesetzt,
einfache Seitenlichter neben
einer getäfelten Tür. Seine
Räume wirkten klar und
makellos, merkwürdig
erwachsen und seltsam
calvinistisch in ihrer heiter-
strengen Rechtwinkligkeit.

Manchmal, wenn er am Wochenende kurz weg war, saß sie mit einem Stoß Papier und einem Stift an seiner Werkbank und schrieb kurze Prosastücke, Briefe an sich selbst, Briefe, die Vincent nie zu Gesicht bekam. Er wußte nichts von ihren Schwierigkeiten, denn er hatte sie lachend kennengelernt, und sie hatte entdeckt, daß sie das Glück, das sie bei ihm

gefunden hatte, nicht durch schmutzige Geschichten aus ihrer jüngsten Vergangenheit trüben wollte. Und folglich – teils auch, weil es so von ihr erwartet wurde – entsprach sie allmählich dem Bild, das er von ihr hatte: vernünftig und praktisch (was größtenteils zutraf), verträumt und unbeschwert im Bett, immer bereit, über die eigenen oder die Schwächen der anderen zu

lachen. Am ersten Abend, als er sie in sein Appartement mitnahm, kochte er für sie – Spaghetti mit roter Soße – und machte ihr nachdrücklich klar, daß er italienischer Herkunft war, im Kontrast zu ihrer irischen. Die Soße war glatt und dick und hatte wenig mit den Tomatensoßen zu tun, die sie bislang gesehen oder gegessen hatte. Doch sie, die achtlos gehungert hatte,

aß gierig und förderte den Eindruck, eine Frau mit Appetit zu sein, ein Eindruck, der im Bett nicht widerlegt wurde, wenn sie (auch auf diesem Gebiet ausgehungert) auf ihren neuen Liebhaber mit fast animalischer Lust reagierte. (War es Vincents glänzender Pelz, der sie an Seehunde erinnerte?) Und es war keine Lüge, wenn sie sich als gesund präsentierte, denn

bei Vincent wollte sie es sein und war es daher auch. Und sie hielt es für gar nicht so unwahrscheinlich, bei einem anderen Mann eine andere Frau zu sein, denn all diese Anlagen schlummerten in ihr und warteten nur darauf, von einem anderen Menschen oder anderen Umständen erweckt zu werden. Es gefiel ihr, diese Entdeckung zu machen, und zwar so sehr,

daß sie, als sie nach Ablauf dieses ersten herrlichen Wochenendes in ihr Zimmer in der Fairfield Street zurückkehrte, beim Anblick der Badewanne auf dem Podest und dem einzelnen Plastikteller auf dem Geschirrständer zurückschreckte. Sofort ging sie los und kaufte Teller, um sie auf den Geschirrständer zu stellen, sowie eine

Marimekko-Decke für ihr Bett, um Vincent nicht in die Flucht zu schlagen und sich selbst keine Gelegenheit zu geben, wieder dem alten Sog zu verfallen. Als Vincent zum erstenmal kam, in der Tür ihres Appartements stehenblieb und sich umsah, fügte er die Einzelteile so zusammen, daß sie zu der Person paßten, die er kannte (als entwürfe er ein Haus,

dachte sie später, nur umgekehrt). Und auch sie begann, ihre Umgebung wahrzunehmen – eher schmucklos als schäbig.

Maria war leicht zur Welt gekommen, aber Marcus (prophetischerweise) unter schmerzvollen Komplikationen. Inzwischen lebten sie in einem Haus in Belmont, das für Vincent wegen seines banalen Designs

und seiner schlechten handwerklichen Verarbeitung eine Herausforderung darstellte. (Vincent, der Sohn eines Bauunternehmers, war ein Mann, der schlechte Fugenarbeit auf den ersten Blick erkannte.) Linda unterrichtete nicht, Vincent hatte ein eigenes Geschäft eröffnet und steckte alles Geld, das er verdiente, wieder in die Firma (was sie richtig

fand), und es blieb ihnen wenig zum Leben; doch wenn sie je anstrengende Zeiten hatten, dann nur damals, als ihnen Babys und unbezahlte Rechnungen die Ruhe nahmen. Aber im großen und ganzen empfand sie diese ersten Jahre als eine schöne Zeit. Wenn sie in Belmont in ihrem kleinen Garten hinterm Haus saß (der Grill, die Schaukel, das

Plastikplanschbecken) und Vincent und den Kindern beim Pflanzen der Tomaten zusah, war sie zutiefst erstaunt, daß ihr dies entgegen aller Erwartung geschenkt worden war, daß sie und Vincent diese Familie gegründet hatten. Sie konnte sich nicht vorstellen, was aus ihr geworden wäre, wenn das nicht geschehen wäre, denn die Alternative hierfür sah sie

nur in anhaltend quälenden Kopfschmerzen, für die es wenig Erleichterung gegeben hätte. Eines Morgens, als Marcus schlief und Maria in der Montessori-Schule war, setzte sich Linda an den Küchentisch und schrieb keinen Brief an sich, sondern ein Gedicht, eine andere Art von Brief. Das Gedicht handelte von Fenstern, Kindern, Glasscheiben und

zarten, gedämpften Stimmen, und während der nächsten Tage stellte sie fest, daß, wenn sie schrieb und an Sprachbilder und Sätzen feilte, die Zeit wie im Flug verging, so daß sie oft verblüfft war, wenn sie auf die Uhr sah und bemerkte, daß sie zu spät dran war, um Maria abzuholen oder Marcus rechtzeitig zu wecken. Ihre Phantasie begann, in Schwung zu

kommen, und selbst wenn sie nicht schrieb, brachte sie oft rasch Verszeilen oder ungewöhnliche Wortverbindungen zu Papier. Und war im allgemeinen geistesabwesend. So sehr, daß Vincent es bemerkte und sie darauf ansprach, und sie, die monatelang im Geheimen geschrieben hatte, holte den Stapel Papiere heraus und zeigte sie ihm. Sie verging fast

vor Angst, während er las, denn die Gedichte offenbarten eine Seite von ihr, die Vincent nicht kannte und vielleicht nicht kennenlernen wollte (schlimmer noch, er könnte wissen wollen, mit wem diese Linda zusammen war, denn einige Gedichte handelten von Thomas, selbst wenn es nicht deutlich wurde). Aber Vincent fragte nicht, sondern sagte, sie seien seiner Meinung nach

sehr gut; und er schien aufrichtig beeindruckt zu sein, daß seine Frau dieses Talent besaß, von dem er nichts gewußt hatte. Für sie war dies ein Geschenk, und sie schrieb mit doppelter Energie weiter, und nicht nur, wenn die Kinder aus dem Haus waren oder schliefen, sondern bis spät in die Nacht hinein; sie füllte die Seiten mit Worten und formte diese zu kleinen

Gegenständen, die im Geist festgehalten werden konnten.

Und Vincent sagte nie:

»Schreib nicht diese Worte über einen anderen Mann« (oder später dann, über ihn selbst), und befreite sie damit von der schärfsten Zensur, die es gibt, der Angst, andere zu verletzen.

Abends besuchte sie einen Lyrik-Workshop und war verblüfft (und heimlich

ermutigt) von der öden und allzu selbstbekenntnishaften Arbeit der anderen. Dadurch bestärkt, schickte sie ihre ersten Beiträge an kleine Literaturzeitschriften, die in den ersten Monaten alle ihre Arbeiten ablehnten (einmal erreichte sie aus Versehen ein Brief, der an jemand anders gerichtet war, so daß sie scherzend behaupten konnte, man lehne bereits Gedichte

ab, die sie gar nicht geschrieben habe). Um das Gefühl des Versagens abzuwehren, sagte sie, sie könne ihr Bad tapezieren mit den Ablehnungsschreiben, die sie allerdings nicht als Aufforderung zum Aufhören ansah, sondern als Einstieg zum Erfolg. Bis eines Nachmittags ein Brief von einem Redakteur eintraf, dem ein Gedicht gefiel, das er

veröffentlichen wollte. Er könne ihr zwar nichts zahlen, fügte er hinzu, aber er hoffe, sie erweise ihm die Ehre, der erste zu sein, der dieses Gedicht abdrucke. Weit entfernt, sich von der fehlenden Bezahlung stören zu lassen, war Linda so begeistert, daß sie kein Wort herausbrachte; und als Vincent an diesem Abend nach Hause kam, hielt sie den Brief noch

immer an die Brust gedrückt.
Monate später, als ein Gedicht
von einer Zeitung
angenommen wurde, die ein
Honorar zahlte, feierten Linda
und Vincent dies bei einem
Essen, und Vincent sagte, der
Scheck des Magazins reiche
gerade für die Cocktails.

Danach strömten die
Gedichte aus ihr heraus und
überfluteten das
Schlafzimmer, in dem sie

schrieb. Es war, als wäre ihr Inneres verriegelt gewesen, als müßten jahrelang angestaute Gedichte sich den Weg nach draußen bahnen. Ihre Dichtung wurde mit einiger Regelmäßigkeit publiziert (die Auflistung früherer Publikationen hatte einen positiven Effekt), und als Maria zwölf war, schrieb jener erste Redakteur, mit dem sie freundschaftlich

korrespondierte, er wechsle zu einem Verlag in New York und bitte sie, ihm zu erlauben, einen Band mit ihren Gedichten zu verlegen.

»Du hast es geschafft«, sagte Vincent, als sie ihn bei der Arbeit anrief und davon berichtete.

»Ich glaube, ich habe gerade erst angefangen«, sagte sie.

An all das erinnerte sie sich, als sie die Hoteltreppe hinunterging. Sie öffnete die Tür zum Treppenhaus (das nach Zigarettenrauch stank; Zimmermädchen, die hier ihre Pause verbrachten?) und war sich nicht sicher, welche Nummer Thomas' Zimmer hatte. Sie glaubte, es sei im siebten Stock, hatte Thomas 736 gesagt? Aber vielleicht verwechselte sie die Nummer

mit einem Hotelzimmer, das sie selbst einmal gehabt hatte? Sie konnte natürlich einfach in ihr Zimmer zurückgehen und anrufen. Nein, das würde nicht genügen. Sie wollte Thomas sehen, wenn sie mit ihm sprach. Sie klopfte bei 736 an, ein beherztes Klopfen, obwohl sie sich auf einen verwirrten, halbbekleideten Geschäftsmann gefaßt machte, der öffnete, um dem

Zimmermädchen zu sagen,
daß er keine Dienste benötige.
Eine große Frau in
hochhackigen Schuhen und
mit einer Perlenkette um den
Hals ging im Flur an ihr
vorbei und wich ihrem Blick
aus: Wirkte Linda wie eine
Frau, die von ihrem zornigen
Ehemann ausgesperrt worden
war? Linda klopfte erneut,
aber noch immer antwortete
niemand. Sie kramte in ihrer

Tasche und fand einen winzigen Block und einen Stift. Diese Botschaften, dachte sie, als sie schrieb – welch alte Gewohnheiten, welche Erinnerungen. Und dennoch könnte Thomas, der keine Nachricht erwartete, vielleicht einfach auf den Zettel treten, der unter seiner Tür durchgeschoben worden war?

»Mein Sohn ist

Alkoholiker«, schrieb sie.

»Und was ist die
Vorgeschichte dafür?«

Wieder ließ sie sich mit der Herde in den Bus drängen und bei einem Restaurant absetzen – diesmal bei einem japanischen, die einzige Art von Essen, für die sie sich nicht interessierte, da sie nie Geschmack an Sushi oder Gemüse im Teigmantel

gefunden hatte. Dennoch, auswärts zu essen war besser, als im Hotelzimmer zu bleiben und der Versuchung widerstehen zu müssen, entweder Marcus oder Thomas anzurufen, obwohl sie außerordentlich neugierig war, wo die beiden sich gerade befanden. War Marcus bereits nach Brattleboro gegangen? War Thomas nach Hause gefahren? Sie wollte

Mary Ndegwa fragen, mit der sie zusammen zu Abend aß, ob sie wisse, was Thomas während der Podiumsdiskussion getan habe, um das Publikum so zu empören, das sich ihrer Meinung nach durch nichts mehr empören ließ. Aber sie hatte Bedenken, daß eine solche Frage ein Gespräch über Thomas' Vergangenheit heraufbeschwören könnte,

über die sie im Moment nicht sprechen wollte. Mary Ndegwa und sie waren einander zwar nie offiziell vorgestellt worden, aber sie teilten ein Stück gemeinsamer Geschichte und verbrachten nun ein nostalgisches Abendessen zusammen. Linda genoß die erinnerungsträchtigen Rhythmen des Kikuyu-Akzents sogar dann, als sie

über die Freilassung von Marys Mann aus dem Gefängnis sprachen, über das Verbot ihrer Arbeit in Kenia, über die entsetzlichen Nachwehen der Wahlen 1997 und die grauenvolle Bombardierung der amerikanischen Botschaft. Kenia sei gefährlicher geworden, sagte Mary Ndegwa, und obwohl sich Linda lieber an die

schimmernden grünen Teeplantagen im Hochland und an die weißen Dhaus von Lamu erinnerte, konnte sie sich genauso an die Askaris, die grau uniformierten Polizisten mit ihren Macheten und die kümmerlichen, aus Pappkarton bestehenden Elendssiedlungen von Nairobi erinnern.

»Sie müssen wiederkommen«, sagte Mary

Ndegwa. »Sie sind zu lange fortgeblieben.« Die Afrikanerin lachte plötzlich und versteckte ihre Zahnlücke hinter der Hand. Wie immer fand Mary Ndegwa die Amerikaner schrecklich komisch.

Während des Abendessens bemerkte Linda, daß sich Seizek auf Distanz hielt, was sie ungemein freute. Der Australier lächelte zweimal in

ihre Richtung, nachdem die Verschwörung sie einander nähergebracht hatte und sie jetzt mehr als bloße Bekannte waren. Es gab einen Moment während des endlos langen Abendessens (das ihr Schmerzen in den Beinen verursachte, weil sie es nicht gewohnt war, im Schneidersitz auf dem Boden zu sitzen), als sie darüber nachdachte, daß sie für eine

kurze Affäre zu haben gewesen wäre und vielleicht mit dem cowboyhaften Schriftsteller eine hätte haben können. Aber kurze Affären hatten sie nie interessiert (zu wenig Investition, trotz des momentanen Profits; und es war doch schließlich die Investition, die zählte, oder?), und dann dachte sie über den Begriff zu haben und dessen Bedeutung nach: War sie

wirklich nicht zu haben? Und wenn nicht, an wen oder was war sie gebunden? An die Erinnerung an Vincent? An die Geschichte mit Thomas? An sich selbst, als die ausschließliche Besitzerin ihres Körpers?

Auf der Rückfahrt machte der Bus mehrmals halt, und nur sie und ein älterer kanadischer Biograph stiegen am Hotel aus, wobei Linda

(beschämenderweise) leichtes Unbehagen empfand bei dem Gedanken, mit dem älteren Mann aussteigen zu müssen. Vielleicht hüpfte sie deshalb etwas beschwingter aus dem Bus, als es angebracht war.

Er saß in einem Sessel gegenüber vom Eingang, als sie durch die Drehtür kam. Er stand auf, und sie sahen sich eine peinliche Sekunde lang an, während deren sie sich

leicht hätten umarmen können. Aber nachdem sie den entscheidenden Moment verpaßt hatten, konnten sie es nicht mehr nachholen. Hinter ihnen kamen beständig Paare in Abendkleidung durch die Drehtür.

»Ich weiß, es ist vielleicht ungehörig«, sagte Thomas.
»Aber hättest du Lust auf einen Drink?«

»Ja«, sagte sie einfach.

»Große sogar.«

Das Mahagoni glänzte, ohne Fingerabdrücke darauf. Linda registrierte weiße Stoffservietten, die auf einem Regal aufgestapelt waren. Der Barmann war ein Profi mit routinierten Bewegungen, fließend wie die eines Tänzers. Er mixte einen funkelnden Martini, der ihr wie ein Geschenk erschien, das sie durch Auspacken nicht

kaputtmachen wollte. Flüchtig erwog sie, einen Scotch zu bestellen, der alten Zeiten wegen, aber sie wußte, daß sie das starke Zeug nicht mehr vertrug. Während sie so dasaß, sann sie darüber nach, daß sie es vor Jahren wie Orangensaft runtergekippt hatte. (Ihre ganze Trinkerei sah sie jetzt unter dem Aspekt ...) Die Männer an der Bar hatten sie taxiert, als sie

mit Thomas eintrat, aber sie fragte sich, ob ihre Blicke tatsächlich ihr galten. War es nicht Thomas, der ihre Aufmerksamkeit erregt hatte? (Den Männern wäre nicht einmal bewußt gewesen, daß sie aufgeblickt hatten, so sehr war ihnen das Bedürfnis zu schauen in Fleisch und Blut übergegangen.)

»Du hast dir die Haare schneiden lassen«, sagte sie

und sah ihn ebenfalls abschätzend an.

Er strich sich über die kurzen grauen Stoppeln, als fühlte sich sein ganzer Kopf ungewohnt an.

»Es ist hübsch«, sagte sie.
»Nicht einmal in der High-School hattest du einen Bürstenschnitt.«

»Ich dachte, ich würde dir damit besser gefallen«, sagte er unumwunden.

»Du möchtest mir gefallen?« Sie wagte es, ein bißchen zu flirten.

»Ja, tatsächlich.«

Sie stießen miteinander an, wie es sich gehörte.

»Möchtest du über deinen Sohn sprechen?«

»Ein bißchen später«, sagte sie. »Ich brauche eine Minute. Einfach bloß Leere.«

Thomas, der verstand, daß man einfach bloß Leere

brauchte, saß neben ihr auf dem Barhocker. Sie tauschten in dem Spiegel über der Bar Blicke aus.

»Man sollte annehmen, daß deine Tante dir nach all den Jahren vergeben würde«, sagte Thomas. »Ist es nicht das, was die katholische Kirche lehrt? Vergebung?«

»Meine Tante geht zur Messe. Ich wüßte nicht, was sie zu vergeben hätte.«

Ihre Tante verbrachte ihre Tage in einem vollgestopften dunklen Raum, den die Familie immer als Wirtschaftsraum bezeichnet hatte, saß dort auf einem Sofa, das mit rauhem Karostoff bezogen war. Vor den beiden Fenstern hingen Stores; der Fernseher bildete den Mittelpunkt des Raums. Ein Beutel mit Häkelarbeit und ein Meßbuch lagen auf dem

Ahorntisch neben dem Sofa. Linda war dankbar für den täglichen Gang zur Messe: zumindest mußte ihre Tante dafür das Haus verlassen und sich bewegen.

»Es stört mich, denn wenn ich sie sehe, möchte ich sie fragen, wie es dir geht, und das kann ich nicht«, sagte Thomas.

Linda schwieg.

»Und wie geht's Michael

und Tommy und Eileen und all den anderen?« fragte Thomas, nachdem ihm Auskunft über sie selbst verweigert worden war. Er griff nach einer kleinen Schale mit Nüssen. Ihre Cousins und Cousinen waren für ihn hauptsächlich Namen, die er mit bestimmten Gesichtern in Verbindung brachte, obwohl er mit Michael Hockey gespielt und Jack sehr

gemocht hatte. Aber wie sollte man sechs komplizierte Leben, sechs verschiedene Leben voller Sorge, Sieg und Scham in sechs Sätze pressen. Sie dachte einen Moment nach und zählte dann mit Hilfe der Finger auf:

»Michael lebt in Marchfield mit einer Frau, die zwei Jungen hat. Sie haben finanziell schwere Zeiten hinter sich. Tommy, der nicht

aufs College ging, kaufte Aktien von Cisco, als sie bei siebzehn Dollar standen, und hat jetzt Millionen. Er ist nicht verheiratet. Eileen ist vermutlich am glücklichsten von allen. Ihr Mann ist Anwalt in Andover.« (»Das macht sie glücklich?« warf Thomas ein.)

»Vincent und ich haben ihre Familie oft gesehen«, fügte Linda hinzu. »Sie hat drei

Kinder, alle sind jetzt mit der Schule fertig. Patty ist Bankerin in New York. Sie ist ledig, was meine Tante ihr übelnimmt. Erin ist in Kalifornien. Sie hatte Drogenprobleme. Sie war sogar einige Zeit im Gefängnis.« Linda hielt inne, als sie merkte, wie geschockt Thomas reagierte. Er hatte Erin nur als kleines hübsches Mädchen in einem rosa

Kleidchen gekannt.

»Ich schätze, du hast auch die Sache mit Jack nicht erfahren«, sagte sie ruhig.

Er drehte den Kopf, um sie anzusehen. Er, der jetzt wahrscheinlich immer das Schlimmste erwartete. Oder vielleicht hatte er gehört, daß ihre Stimme stockte.

»Er ist gestorben ...« Sie brach ab, überrascht von den Tränen, die wieder

aufzusteigen drohten. »An Leukämie, mit vierzig. Meine Tante ist nie darüber hinweggekommen. Er war ihr Liebling.« Linda griff nach einer Serviette, für den Fall, daß sie sie brauchte. »Sich vorzustellen, daß der Jüngste von uns als erster gehen mußte. Er hat eine Frau und zwei Babys zurückgelassen, Zillinge.«

Thomas schüttelte den

Kopf. »Ich habe Jack Eislaufen beigebracht«, sagte er fassungslos.

»Ich erinnere mich.« Sie blinzelte und andere Erinnerungen stiegen in ihr auf. »Es war ein schrecklicher Tod. Manchmal bin ich froh, daß Vincent auf diese Weise gestorben ist. So schnell. Vielleicht hat er gar nicht gewußt, was mit ihm geschah.« Sie hielt inne, und

Thomas' Gebete für Billie fielen ihr ein. Sie schneuzte sich und richtete sich auf.

»Also, jetzt weißt du Bescheid.«

Thomas nickte nachdenklich.

»Wie stehen die Chancen, daß sechs Kinder ein hohes Alter erreichen?« fragte sie.
»Wahrscheinlich nicht sehr gut.«

»Besser als früher.«

»Ich habe mit der Gruppe zu Abend gegessen«, sagte sie.

»Aber hast du gegessen?«

»Nein. Ich bin nicht hungrig.«

»Was hast du heute auf der Podiumsdiskussion angestellt? Alle reden nur davon.«

Thomas legte beschämt die Hand über die Augen. »Ich habe verloren«, sagte er, nur vermeintlich beschämt.

»Was ist passiert?«

»Irgendeine Frau im Publikum hat mir vorgeworfen, ich würde Billie ...« Er brach ab. »Was in Ordnung war, finde ich. Aber dann griff dieser Robert Seizek, der mit mir auf dem Podium saß, das Thema auf, und mich schüttelte es fast bei dem Gedanken, daß ein Romanschriftsteller, ein verdammter Romanschriftsteller, solchen

Mist von sich gibt. Und dann, nun ...« Er brach wieder ab.

Thomas' Hemdkragen war offen, die Krawatte gelöst. Sein Hemd bauschte sich über dem Gürtel, der tiefer saß als früher.

»Du wirkst sehr selbstzufrieden«, sagte sie.

»Es war eine langweilige Diskussion.«

Sie lachte.

»Ich habe heute eines

deiner Bücher gekauft und beim Friseur ein paar Stellen wiedergelesen«, sagte er. »Ich habe sogar den Klappentext noch einmal gelesen.«

»Wirklich?« Das Eingeständnis berührte sie mehr, als sie zu zeigen bereit war. Wann hatte Thomas Zeit dafür gefunden? Ihre Finger strichen nervös über ihr Glas. Obwohl der Wodka zu wirken begann und ihren Magen

langsam aufwärmte.

»Unterrichtest du Literatur oder Schreiben?« fragte er.

»Ich halte hauptsächlich Workshops.«

Thomas gab ein anteilnehmendes Stöhnen von sich. »Ich habe das versucht. Aber ich war nicht gut. Ich konnte einfach meine Verachtung für die meisten Arbeiten nicht verbergen.«

»Das ist allerdings ein

Problem.« Sie wandte sich ihm ein wenig zu und schlug die Beine übereinander. Sie trug heute abend eine anders geschnittene Bluse, aber denselben Rock. Er würde die Uniform als das erkennen, was sie war.

»Wie sieht das College aus?« fragte er. »Ich war nie dort.«

Sie erklärte ihm, daß es ein Bau in Form eines Kreuzes sei,

mit einer Kapelle an einem Ende und, groteskerweise, einem Hotel am anderen. Es gebe Steingebäude, Arkaden und bleiverglaste Fenster, die dieser Oxford-Cambridge-Kopie, die erst während der letzten beiden Jahrzehnte erbaut worden war, ein ehrwürdiges Gepräge verleihen sollten. Es sei ein College ohne alle Extravaganz und

Häßlichkeiten, ohne all das bemüht Neue, das jedes College, das eine wirkliche Entwicklung hinter sich hatte, herausstellen würde. Es sei ein Universum, das fix und fertig auf der Bildfläche erschienen sei, ohne den Preis des Alterns bezahlt zu haben. (»Wie Amerika«, sagte Thomas.) Manchmal komme es ihr vor wie eine Bühnenkulisse, sagte sie, obwohl die Dramen, die

dort aufgeführt würden, durchaus real seien: man verzeichne eine ungewöhnlich hohe Zahl von Liebesaffären zwischen Professoren und Studentinnen, Alkoholmißbrauch bei Verbindungsfesten, eine fast epidemische Ausbreitung bewußter Schnittverletzungen (hauptsächlich bei Frauen) und die leidigen Intrigen zwischen eifersüchtigen

Talente. »Ich sehe meine Aufgabe hauptsächlich darin, die Studierenden zu ermutigen. Es ist schwierig, jemandem das Schreiben beizubringen.«

»Ermutigst du auch die Unbegabten?«

»Das muß man.«

»Vergeudest du nicht einfach ihre Zeit? Und die deine?«

»Dafür bin ich da. Ich

schätze, wenn ich einen wirklich hoffnungslosen Fall hätte, würde ich Alternativen vorschlagen. Wenn ich den Eindruck hätte, der Student käme überhaupt nicht zurecht. Aber ich bin ein bißchen feige, was Kritik anbelangt. Ich gebe ungern schlechte Noten.«

Er lächelte.

»Ich habe mit Mary Ndegwa zu Abend gegessen«,

sagte sie.

»Ich hatte kaum Gelegenheit, sie zu sehen.«

»Sie schildert sehr anschaulich, was sie verpaßt hat.«

»Nun, das ist die Quintessenz ihres gesamten Schreibens.«

»Ihr Sohn, Ndegwa, arbeitet im Finanzministerium.«

Thomas schüttelte den Kopf

– ein Mann, der sich weitgehend isoliert hatte und deshalb von Veränderungen verwirrt war; ein Mann, dessen Kind mit fünf Jahren das Leben verloren hatte.

»Baby Ndegwa«, sagte er mit einem Anflug von Wehmut.
»Ich war nie in der Lage, über Kenia zu schreiben. Es scheint nicht zu mir zu gehören.«

»Wir waren nur Besucher.«
In einem Nebenraum

begann ein Mann, Klavier zu spielen. Die Bar füllte sich jetzt sehr schnell. Sie und Thomas mußten lauter sprechen, um sich zu verstehen.

»Manchmal denke ich an Peter«, sagte Thomas. »Ich wünsche mir oft, ich könnte ihn einfach anrufen und mich entschuldigen.«

Linda nahm einen Schluck von ihrem Drink. »Ich kann

mich nicht erinnern, wie es war, mit ihm zu schlafen«, sagte sie. »Was wir gemacht haben, meine ich. Ich weiß, daß es passiert ist, aber ich habe keine Vorstellung davon. Und ich kann nicht verstehen, wie ich mit jemandem so intim sein konnte, ohne eine konkrete Erinnerung an die gemeinsamen Nächte zu haben. Ich weiß nicht, ob ich es einfach vergessen habe

oder ob ich bloß nicht besonders aufmerksam war.« Sie hielt inne und schüttelte den Kopf. »Wie schrecklich, so etwas zu sagen. Ich würde sterben, wenn ich mir vorstellen müßte, jemandem so wenig bedeutet zu haben, mit dem ich einmal verheiratet war.«

Thomas schwieg. Vielleicht unterdrückte er mühsam die Frage, ob sie sich an ihre

gemeinsamen Nächte erinnerte.

»Weißt du, daß wir nur viermal miteinander geschlafen haben?« fragte Thomas. »In all den Jahren. Viermal.«

»Genaugenommen«, sagte sie.

»Rich hat meine Frau gevögelt. Das habe ich durchs Fernglas gesehen. Er hat behauptet, es sei nicht wahr,

aber ich habe ihm nie geglaubt. Das war all die Jahre eine quälende Frage zwischen uns. Wenn ich recht habe, könnte ich ihm nie verzeihen, und das weiß er. Wenn ich unrecht habe, wird er mir nie verzeihen, daß ich ihn zu so etwas fähig halte. Wie auch immer, die Lage ist ziemlich verfahren zwischen uns.«

Sie wartete, daß Thomas

mehr über Rich sagte, aber er schwieg. Sie bemerkte, daß Thomas' Lippen ein wenig stärker zusammengepreßt waren, was ihn argwöhnischer aussehen ließ. Sie fragte sich: Gab es so etwas wie menschlichen Anstand?

»Danke für den Drink«, sagte sie. »Aber ich muß in mein Zimmer zurück. Ich mache mir Sorgen um meinen Sohn. Sein Freund bringt ihn

heute abend in eine Klinik, falls Marcus einverstanden ist.« Sie schwieg einen Moment. »Mein Sohn ist schwul.«

Thomas wirkte nicht schockiert, sondern fast ein bißchen ermattet angesichts der Eröffnung, als wären diese Neuigkeiten zuviel, um ertragen zu werden. »War das schwierig für dich?«

»Das? Nein. Nicht

wirklich.« Sie glitt vom Barhocker herunter. »Aber das andere wird schwierig sein.«

Es gab keinerlei Nachricht. Als Linda Marcus' Nummer wählte, sagte eine Stimme, Davids Stimme: »Sie sind mit dem glücklichen Heim von David Shulman und Marcus Bertolini verbunden.« Linda zuckte zusammen vor Scham

für Marcus.

»Das könnte heißen, daß sie auf dem Weg nach Brattleboro sind«, erklärte sie Thomas, der sich in einen Sessel in der Ecke des Zimmers gesetzt hatte. Sie legte sich ein Kissen in den Rücken, streckte die Beine auf dem Bettüberwurf aus und streifte die Schuhe ab.

»Was ist eigentlich aus Donny T. geworden«, fragte

sie plötzlich.

»Wie kommst du jetzt auf Donny?«

»Ich weiß nicht. Er stand immer auf der Kippe.«

»Zum Unheil, meinst du.«

»Oder zum großen Erfolg.«

»Es war der Erfolg. Er ist eine Art Banker und millionenschwer. Inzwischen wahrscheinlich Milliardär.«

Linda lächelte und schüttelte langsam den Kopf.

Sie dachte an Donny T. auf dem Rücksitz von Eddie Merullos Bonneville, wo er im trüben Licht einer einzelnen Laterne am Pier Dollarnoten zählte. Vielleicht war es nicht das Risiko gewesen, das all die Jahre die Attraktion ausgemacht hatte. Sondern einfach nur das Geld.

»Ich möchte dir von Billie erzählen«, sagte Thomas, was sie überraschte, bis sie ihn

ansah und spürte, daß ihm die ganze Zeit nichts anderes durch den Kopf gegangen war. Und sie dachte, daß dieses Bedürfnis, die Geschichte immer wieder zu erzählen, vermutlich nicht so verschieden war von dem einer Frau, die ein Kind geboren hatte und jedem, der es hören wollte, in allen Einzelheiten von dieser Tortur erzählte. Sie selbst hatte es

genauso gemacht.

»Ich spiele es im Kopf immer und immer wieder durch«, begann Thomas. »Ich stelle mir immer vor, wenn ich nur hineingreifen und ein winziges Detail erhaschen würde, nur eine einzige Tatsache, könnte ich ganz leicht alles ändern.« Thomas rutschte in seinem Sessel nach unten und stellte die Füße auf den Bettrand, benutzte ihn als

Schemel. »Es war von vornherein ein Schwindelauftrag. Jean war vom Globe engagiert worden, Fotos von einem Ort zu machen, an dem vor mehr als hundert Jahren zwei Frauen ermordet wurden. 1873. Auf den Isles of Shoals. Kennst du sie?«

Linda nickte. »Ich war allerdings nie dort.«
»Rich hatte diese Idee, daß

wir Jeans Auftrag, da Sommer war, mit ein bißchen Ferien verbinden könnten. Zu den Inseln hinaufsegeln und um sie herum, vielleicht bis nach Maine hinauf.« Thomas schwieg einen Moment. »Ich hasse Segeln. Es war immer Richs Sache.« Thomas schüttelte den Kopf. »Er hatte eine Frau mitgebracht, eine Frau, mit der er ausging und die ich ein paar Monate zuvor

auf einer Party kennengelernt hatte. Sie hieß Adaline, und sie war sehr nett – tatsächlich war sie ganz reizend –, aber vielleicht, ganz unbeabsichtigt, war sie auch gefährlich. Hast du je bei einem Menschen so ein Gefühl gehabt? Daß er oder sie gefährlich ist?«

Linda dachte einen Moment nach. Nur sie selbst war so gewesen, vor Jahren.

»Ich glaube inzwischen, daß

Adaline eine Art Katalysator war. Für irgendeine teuflische Sache, die sich gegen uns drei richtete – gegen mich, Jean und Rich.« Thomas schwieg einen Moment. »Eigentlich hat mich Adaline an dich erinnert. Sie sah so aus wie du in Afrika. Ich hatte dich seitdem nicht mehr getroffen, also warst du in meiner Erinnerung noch dieselbe Person wie damals. Und

unheimlicherweise trug auch sie ein Kreuz.« Er legte die Finger aneinander, während er sich erinnerte. »Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden. Und sie kannte meine Gedichte. Und sagte sehr schmeichelhafte Dinge darüber. Und vor Schmeicheleien war ich noch nie gefeit.«

»Das ist keiner.«

»Jean hat das alles bemerkt

– es war ja auch nicht zu übersehen –, und es quälte sie natürlich, wie es jeden gequält hätte. Ich glaube nicht, daß Jean von Haus aus besonders eifersüchtig war. Bloß auf dem Boot war dem nicht aus dem Weg zu gehen. Was auch passierte auf dem Boot, man mußte damit leben. Es fand direkt vor deinen Augen statt, Stunde für Stunde.«

»Und Rich hat es auch

gesehen?« fragte Linda ruhig.

»Davon muß ich ausgehen. Warum sonst hätte er vorgehabt, auf dieser Fahrt meine Frau zu vögeln? Jean und er kannten sich schon seit Jahren. Ich glaube nicht, daß vorher etwas zwischen ihnen war.« Thomas' Blick war nach innen gerichtet, durchforstete die Vergangenheit. »Nein, sicher nicht. Das hätte ich gespürt, glaube ich jedenfalls.«

Linda nickte.

»Zwischen allen herrschte angespannte Stimmung. Und Jean und ich ...« Er wandte kurz den Blick ab. »Zu sagen, wir hätten Probleme gehabt, klingt banal. Und das war es, es war banal. Aber es waren keine Probleme, die man hätte definieren, für die man eine Lösung hätte finden können, um dann weiterzumachen. Nein, es war eher so, daß

unsere ganze Ehe aus den Fugen geriet.«

Thomas seufzte.

»Also, was soll man tun? Man hat eine wundervolle fünfjährige Tochter. Man kommt einigermaßen miteinander aus. Es gibt keine nennenswerten Krisen. Gibt man eine Ehe auf, weil man das vage Gefühl hat, daß etwas nicht in Ordnung ist? Und natürlich weiß man nicht

sicher, ob die Ehe unwiderruflich zerbrochen ist. Ein Teil in einem gibt die Hoffnung nicht auf, daß es sich wieder kitten ließe.«

»Wie meinst du das?«

»Verstehst du? Das ist ja genau das Problem. In jeder Ehe arbeitet man immer auf etwas hin, aber man ist nie sicher, wann man es erreicht hat. Ob man es schon erreicht hat. ›Gibt es noch mehr?‹

fragt man sich ständig.«

Er zog seine Krawatte unter dem Kragen heraus, faltete sie zusammen und legte sie auf die Sessellehne. »Jean und ich schliefen nicht miteinander. Das hatten wir ohnehin nicht oft getan. Also mußten wir uns auch noch damit auseinandersetzen, weil wir von allen Seiten damit konfrontiert wurden. Mit Sex. Am Morgen konnte man Rich

und Adaline in der vorderen Kabine vögeln hören. Das habe ich ja schon gesagt.«

Vögeln war ein so ordinäres Wort, dachte Linda. Er mußte noch immer eine gehörige Wut haben. Er klang verbittert.

»Ich weiß, Jean war jahrelang der Meinung, ich hätte sie benutzt. Gleich nachdem ich sie kennengelernt habe, gab es

diese unheimliche Periode, als ich nach einer langen fruchtlosen Phase wieder zu schreiben anfing. Jahrelang hatte ich mich mit Schreibblockaden herumgeschlagen. Jean dachte, ich bliebe deshalb bei ihr, weil sie eine Art Muse für mich sei. Ich war nie in der Lage, sie von dieser Vorstellung abzubringen.« Er strich sich über das Haar, das

sich offenbar noch immer ungewohnt anfühlte. »Und alles wurde noch komplizierter durch die Tatsache, daß ich ihr gleich am Anfang – bevor ich Jean richtig kannte und wußte, daß wir heiraten würden – von dir erzählt habe. Sie wußte, daß ich dich liebte.« Er holte Atem. »Das war ein Problem.«

Linda verschränkte die

Arme über der Brust. Warum beunruhigte sie das Wissen darum so sehr?

»Wie löst man diese Unbekannte in der Gleichung?« fragte Thomas.
»Wie löst man ein solches Problem?«

Linda atmete langsam und gleichmäßig. Der Raum war kalt, und sie rieb sich die Arme.

»Am zweiten Tag, als wir

dort angekommen waren, fuhren Jean und Rich zu der Insel, wo die Morde geschehen waren. Wir gingen direkt vor der Insel vor Anker – sie hatte einen phantasievollen Namen: Smuttynose –, und Adaline und ich blieben allein auf dem Boot zurück. Wir unterhielten uns bloß. Sie hatte durch eine üble Scheidung ihre Tochter verloren und erzählte mir

davon.« Er kratzte sich wieder am Kopf. »Was für eine Ironie. Wenn man sich vorstellt, daß ich sie tröstete, und ein paar Stunden später sollte ich derjenige sein, der eine Tochter verlor.« Einen Moment lang legte er den Kopf in die Hände, dann sah er auf. »Zufällig entdeckte ich Leute drüben auf der Insel und dachte, es seien Rich und Jean. Ich wollte ihnen

zuwinken. Ich nahm das Fernglas und sah, wie Rich und Jean sich umarmten. Jean war von der Taille aufwärts nackt.«

Linda hielt den Atem an. Das Bild war schockierend, sogar in einer Welt voller schockierender Bilder.

»Ich sah eine Weile zu, dann ertrug ich es nicht mehr. Ich warf das Fernglas über Bord. Adaline fragte immer

wieder: ›Was ist, Thomas? Thomas, was ist?‹, aber ich konnte nicht sprechen. Und ich weiß nicht, warum es mich so quält, selbst jetzt noch. Nachdem alles andere ...«

Er lehnte sich im Sessel zurück.

»Es war dein Bruder«, sagte Linda. »Sie war deine Frau.«

Er nickte.

»Es war geradezu biblisch«,

sagte sie.

Wieder nickte er. »Was ist Sex eigentlich?« fragte er.

»Vor dem Schwager das Hemd auszuziehen, ist das schon Sex? Genaugenommen? Wo siehst du da die Grenze?«

»Es gibt keine.«

»Eben.« Er holte tief Luft.

»Ich war vollkommen wahnsinnig danach. Ich konnte nicht mehr klar denken. Ich war so verdammt

abwesend. Und dann, als sie zurückkamen ... « Er hielt inne.
» Ein Sturm hatte sich zusammengebraut. Ein schlimmer Sturm. Ich bin kein großer Segler, aber selbst ich wußte, daß er schlimm war. Es war gar keine Zeit, Rich oder Jean zur Rede zu stellen. « Thomas schüttelte beständig den Kopf, während er sprach.
» Und wegen des Sturms und der gespannten Stimmung

paßte keiner von uns richtig auf.«

Er erhob sich plötzlich, als müßte er für den Rest der Geschichte seinen ganzen Mut zusammennehmen. Er ging zum Fenster. »Wir dachten, Billie sei sicher bei Adaline. Adaline war seekrank und lag mit Billie, der es selbst übel zu werden begann, in der vorderen Kabine. Rich, Jean und ich versuchten, das Boot

zu stabilisieren und das Ufer zu erreichen.« Thomas rieb sich die Augen, wie nur ein Mann es tat: energisch, fast wütend. »Adaline ließ Billie auf dem Bett liegen und stieg durch die vordere Luke nach oben, um Luft zu schöpfen. Wahrscheinlich auch, um sich zu übergeben. Ich weiß, sie dachte, Billie würde nicht vom Bett aufstehen.«

Thomas begann, auf und ab

zu gehen. Er ging durch die Glastüren in den Wohnraum hinüber. Er nahm eine kleine Vase und stellte sie wieder hin. Er kam ins Schlafzimmer zurück. »Jean und ich hatten versucht, Billie die Schwimmweste anzulegen. Ich glaube, wir dachten, wir hätten es getan, aber vielleicht wurden wir unterbrochen, ich weiß es nicht mehr. Aber wir hätten es wissen sollen. Billie

wollte sie nicht tragen, und wir wußten besser als jeder andere, wie stur sie sein konnte. Wir hätten sie zwingen müssen, sie anzuziehen, und sie ständig im Auge behalten müssen. Wenn nötig, sie am Boot festbinden müssen.«

Linda schloß die Augen. Es genügte ein Moment der Unaufmerksamkeit. Man fuhr rückwärts aus der Einfahrt

und bemerkte nicht, daß das Kind hinters Auto gelaufen war. Man hatte Streit mit dem Ehemann und sah nicht, daß das Baby auf den Fenstersims geklettert war. Eine Sekunde nur. Mehr brauchte es nicht.

»Adaline fiel über Bord. Ich sprang ihr nach. Rich versuchte, das Boot im Gleichgewicht zu halten. Jean war außer sich. Und dann ... Und dann war es Rich, glaube

ich, der es als erster bemerkte.« Thomas sah zur Decke. »O Gott, das ist unsere Strafe, nicht wahr? Diese Erinnerungen. Es war wie ein Eispickel in der Brust. Der Körper weiß es schon, obwohl der Geist es noch nicht begreifen will. ›Wo ist Billie?‹ rief Rich.«

Thomas hielt inne. Er sah Linda an. »Und das war's«, sagte er. »Das war das Ende

meines Lebens, wie ich es
gekannt hatte.«

»Thomas.«

Sie hatten keine Worte. Sie,
die nach Worten schürften,
Worte erfanden.

»Monatelang war ich
vollkommen wahnsinnig.
Verrückt. Ich wachte mitten in
der Nacht auf, schreiend. Rich
kam ins Zimmer gelaufen – er
blieb die ganze Zeit über bei
mir – und mußte mich aufs

Bett niederdrücken.«

»Thomas.«

Er lehnte am Türpfosten, die Hände in den Taschen, unerklärlicherweise hingen seine Hemdzipfel heraus. »Ich glaube, es war wichtig, daß ich dir diese Geschichte erzählt habe.«

Ihre Blicke trafen sich, keiner sprach. Die Erde hätte sich einmal um sich selbst drehen können, während sie

schwiegen.

»Ich werde nicht mit dir schlafen, solange du auf Nachricht von deinem Sohn wartest«, sagte Thomas schließlich. »Obwohl ich es gern täte.«

Linda zog die Knie hoch und legte den Kopf darauf, so daß Thomas ihr Gesicht nicht sehen konnte. Er machte keine Anstalten, sie zu berühren, ganz so, wie er

gesagt hatte.

›Die Einzelheiten machen es unerträglich<, dachte sie.

Sie preßte die Stirn fest an ihre Beine. Sie wußte, daß jede Bewegung, egal welche, alles ausdrücken würde, was zu sagen war. Wenn sie sich erhob und zum Fenster ging, wüßten sie beide, daß die Vergangenheit sich nicht wiederbeleben, die Zukunft sich nicht retten ließe. Und

dann würde Thomas seine Krawatte und sein Jackett nehmen und sie vielleicht fragen, wann ihr Flugzeug ginge, sie vielleicht sogar auf die Wange küssen, obwohl diese Geste bedeutungslos wäre, vollkommen unwichtig, und es sich sogar erübrigen würde zu fragen, was hätte sein können. Denn aufzustehen und zum Fenster zu gehen, würde alle Fragen

auslöschen, ein für allemal.

»Das hätte ich nicht sagen sollen«, sagte er.

»Du kannst alles sagen, was du willst.«

»Es ist Sex und Trauer«, erklärte er. »Dazwischen besteht eine Verbindung, die ich nie begriffen habe.«

»Das Bedürfnis, am Leben zu bleiben«, dachte sie, sprach es aber nicht aus.

»Ich gehe jetzt«, sagte er,

an der Tür stehend.

Sie hielt den Atem an. Sie würde ihn nicht aufhalten. Aber sie wollte ihn auch nicht gehen sehen.

Sie hörte, wie er den Raum durchquerte. Sie erstarrte, dachte, er würde sie berühren. Aber dann hörte sie das Knistern des seidenen Futters in seiner Jacke, als er hineinschlüpfte. Sie wartete, bis sie das leise Klicken der

äußerem Tür hörte.

Sie sah auf und konnte kaum fassen, daß er wirklich gegangen war. Sie wartete und dachte, er käme jeden Moment wieder zurück, würde ihr sagen, daß er es sich anders überlegt habe oder ihr noch mehr erzählen müsse. Aber er kam nicht zurück, und die Leere des Raums wurde ihr bewußt: eine Leere, die vielleicht für immer so bliebe.

Ein flüchtiges Gefühl der Erleichterung – Erleichterung, daß sie sich nicht berührt hatten, nicht hatten entscheiden müssen, wie sie miteinander umgehen sollten – machte einer stillen, niederschmetternden Wut Platz. Der Wut vielleicht, verlassen, allein zurückgelassen worden zu sein; der Wut sicherlich, daß vieles ungesagt geblieben

war. Eine Weile schwankte sie zwischen diesem aufkeimenden Zorn und dem Gefühl unendlichen Mitleids.

Draußen hatte heftiger Regen eingesetzt. Mehr als heftiger Regen – dichte Wasserschwaden schlugen gegen die Fenster. Sie fühlte sich genauso instabil wie das Wetter. Sie zwang sich, auf dem Bett sitzen zu bleiben, zwang sich, Thomas fortgehen

zu lassen. Aber irgendein starker Drang – vernichtend und verlockend zugleich – trieb sie zur Tür.

Sie fand ihn vor dem Aufzug stehend. Noch immer hielt er die Krawatte in der Hand. Er sah erschöpft aus und leicht benommen, wie ein Mann, der gerade Sex hatte und in sein Zimmer zurückkehrte.

»Warum hast du mich an

jenem Morgen in Afrika verlassen?« fragte sie.

Die Frage verblüffte ihn, das sah sie. Inmitten der Stille hörte sie durch das Fenster am Ende des Gangs hupende Autos und eine Polizeisirene, die Sirene hatte einen anderen Klang, eher europäisch als amerikanisch. Ein Zimmerkellner schob einen ratternden Servierwagen durch den Gang und drückte

auf den Aufzugknopf, der, wie Linda erst jetzt bemerkte, noch nicht gedrückt worden war. Thomas hatte den Aufzug nicht gerufen.

»Ich mußte es tun«, sagte er schließlich.

Sie holte tief Luft.

»Warum? Warum mußtest du?« Ihre Stimme hob sich, was hier im Gang nicht angemessen war.

»Regina«, sagte Thomas

abwesend, als begriffe er nicht, daß die auf der Hand liegende Antwort nicht die richtige war. »Regina war ...«

»War was?«

»Linda, was soll das?«

»War was?« Ihre Stimme war jetzt so laut, daß sie nirgendwo angemessen geklungen hätte.

»Regina war außer sich. Sie sagte, sie würde sich umbringen. Sie sagte ständig,

ich würde damit zwei Menschen umbringen. Ich wußte, daß ich sie in Afrika nicht allein lassen konnte.«

»Mich hast du in Afrika allein gelassen.«

»Es war deine Entscheidung.«

»Meine Entscheidung?« Eine Stimme in ihrem Innern sagte: ›Sei vorsichtig. Das ist Jahre her.‹ Aber sie war nicht sicher, ob sie die Worte

zurückhalten konnte. Einige Wunden heilen nie, stellte sie leicht erstaunt fest.

»Ich hatte angenommen, wir würden schließlich eine Möglichkeit finden, zusammen zu sein«, sagte sie. Der Aufzug kam, aber Thomas stieg nicht ein. Heilfroh machte sich der Kellner davon.

»Nun, dafür hast du ja gesorgt, nicht wahr?« sagte

Thomas, unfähig, einen leichten Anflug von Sarkasmus zu unterdrücken.

»Hättest du selbst es getan?« fragte sie scharf.
»Schließlich?«

»Ja, natürlich hätte ich es getan. Ich habe dich mein Leben lang geliebt. Das habe ich dir gesagt. Aber damals, genau in dieser Nacht, war es undenkbar, Regina allein zu lassen. Das weißt du so gut

wie ich.«

Ja, das wußte sie. Die Wahrheit war immer belebend, dachte sie.

»Und danach war alles kaputt«, fügte er hinzu. »Wir haben es kaputtgemacht. Wir haben versäumt, uns das Chaos vorzustellen.«

»Ich würde mein Leiden jederzeit gegen Reginas Leiden aufrechnen«, sagte sie.

Der Streit schien ihn

abzustoßen. Sie wußte, daß ihr dies später am meisten leid tätte: Daß sie in ihrem Zorn gewöhnlich geworden war. Daß sie von einem Moment zum anderen zur Xanthippe geworden war.

»War es denn gar nichts wert?« fragte sie. »Lohnte sich die Mühe für unser Zusammensein nicht? Gib zu, du hast nicht an uns geglaubt.«

Ihre Fragen erstaunten sie ebensosehr wie ihn. Und warum stellte sie sie? Bedauerte sie wirklich die Wahl, die ihr ihre Kinder beschert hatte? Die Wendung des Schicksals, die Maria und Marcus hervorgebracht hatten? Hätte sie sich gewünscht, sie hätte Vincent nicht getroffen, nicht geheiratet? Natürlich nicht.

»Außer an Billie habe ich

fünfunddreißig Jahre lang kaum an etwas anderes gedacht«, sagte Thomas ruhig.

Sie sah auf den gemusterten Teppich. Sie betete, Thomas würde nicht über den Gang kommen und sie umarmen. Sie beide darauf reduzieren. Sie erwog, dies auszusprechen, es ihm zu verbieten.

Sie war sicher, er würde sie jetzt verlassen, sie verlassen,

um die Erinnerung an die letzten Minuten auszulöschen. An das ganze Wochenende vielleicht. Als hätten sie sich nicht getroffen, nicht gesehen, nach all den Jahren.

Sie hatte nicht mehr die Kraft für all das.

Irgendwo im Gang hörte sie ein Telefon läuten. Es klingelte zwei-, dreimal, bevor sie registrierte, woher es kam. Und dann trieb sie der

mütterliche Instinkt, der niemals ruhte, den Gang hinunter, bis sie bei ihrem Zimmer war. Es war ihr Telefon. Mist, dachte sie. Es war sicher Marcus. Sie drehte den Türknopf.

Natürlich. Sie hatte sich ausgesperrt.

»Ich geh runter und hol einen Schlüssel«, sagte Thomas, als er neben ihr angelangt war.

»Sie werden dir keinen geben. Außerdem wäre es ohnehin zu spät.« Das Telefon klingelte weiter. ›Es muß wichtig sein‹, dachte sie. Sie war jetzt sicher, daß Marcus anrief. ›Wie konnte ich bloß so dämlich sein?‹ Wieder rüttelte sie am Türknopf.

Thomas stand tatenlos neben ihr. Das Telefon klingelte immer noch. Sie wünschte, es würde aufhören.

Der Streit zwischen ihnen war
nebensächlich geworden.

»Eigentlich«, sagte Thomas,
»ist es irgendwie komisch.«

Sie sah wieder zu ihm auf.
Er rieb sich das Kinn, um ein
Lächeln zu unterdrücken. ›Er
hat recht‹, dachte sie. Es war
komisch. Zuerst das ganze
Drama, und jetzt die Posse mit
der verschlossenen Tür.

»Eine Farce, nach allem«,
sagte sie.

Sie hörte Schritte hinter sich. »Entschuldigen Sie, brauchen Sie einen Schlüssel?« Auf dem Wagen des Zimmermädchen lagen Frühstückskarten und kleine Schokoladentäfelchen. Das Mädchen kam, um das Bett aufzuschlagen. Diesen Dienst würde Linda nie mehr abweisen.

Sobald sie im Zimmer war, rannte Linda zum Telefon, in

der Hoffnung, es würde nicht zu klingeln aufhören, bevor sie es erreicht hatte. Sie lauschte der Stimme am anderen Ende. Ihre freie Hand fuhr nach oben und machte unbeholfen flattrige Bewegungen. Thomas, neben ihr, ergriff ihre fahrlige Hand und hielt sie fest.

»Ich bin so erleichtert, deine Stimme zu hören«, sagte sie halb lachend, halb

weinend. Sie ließ sich schwer aufs Bett sinken. Thomas setzte sich neben sie und ließ ihre Hand los.

Linda drehte sich um und formte mit den Lippen die Worte: ›Es ist gut. Es ist Marcus.‹

»Tut mir leid wegen David«, sagte Marcus, der sich bemerkenswert klar bei Verstand anhörte. »Ich weiß, daß er manchmal ein

Arschloch sein kann. Ich war zu angeschlagen, um mich zu wehren. Ich wollte mit dir sprechen, aber er war ...«

»Fürsorglich.«

»Ja.«

»Wo bist du?«

»Ich bin hier. In Brattleboro.« Es folgte eine Pause. »Mom, ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ich bin gerannt, um zum Telefon zu kommen. Ich hatte

mich ausgesperrt. Es ist eine lange Geschichte. Ich bin froh, daß du es so oft hast läuten lassen.«

»Wir dürfen nur einen einzigen Anruf machen. Wie im Gefängnis. Ich war nicht sicher, ob ich es noch einmal versuchen könnte.«

»Wie geht's dir?«

»Wahrscheinlich sollte ich vor Angst die Hosen voll haben, aber ehrlich gesagt,

empfinde ich bloß Erleichterung.«

»O Marcus.«

Sie legte die Hand auf die Muschel. »Marcus ist in Brattleboro«, sagte sie zu Thomas.

»Mom, mit wem sprichst du?«

»Mit einem Mann, Marcus. Einem Mann, den ich früher gekannt habe. Vor deinem Vater.«

»Wirklich? Hört sich aufregend an.«

Sie schwieg.

»Sie lassen uns nur fünf Minuten telefonieren«, sagte Marcus. »Das hat man mir gesagt. Und ich darf pro Woche nur zweimal anrufen.«

»Ist David bei dir?«

»Nein, sie haben ihn weggeschickt. Fast sofort. Ich glaube, die Theorie ist die, daß Leute von zu Hause einen

in Gefahr bringen. Sie möchten sie so schnell wie möglich loswerden.«

Sie war natürlich jemand von zu Hause.

»Aber sie erlauben Besuche. Sie laden dich ein zu kommen. Tatsächlich, glaube ich, daß sie darauf bestehen, daß du kommst. Sie halten Ganztagsseminare ab, damit du lernen kannst, wie du mit mir umgehen sollst, wenn ich

nachher zu Hause bin.«

Sie lächelte. Marcus' Ironie würde ihm helfen, das Ganze durchzustehen. Oder war die Ironie ein Teil des Problems?

»Du mußt zusammen mit David kommen«, fügte Marcus zögernd hinzu.

»Ich mag David«, sagte Linda.

»Nein, das tust du nicht. Manchmal bin ich mir selbst nicht sicher, ob ich es tue. Du

weißt ja, daß man jemanden lieben kann, aber sich dennoch manchmal fragt, warum man mit ihm zusammen ist?«

»Ja. Ja, das weiß ich.«

»Ich muß Schluß machen. Neben mir steht ein Mann, der mir sagt, daß ich einhängen soll. Ich kann Maria nicht anrufen. Ich hatte nur einen Anruf ...«

»Ich ruf sie an«, sagte Linda

erleichtert, eine Aufgabe bekommen zu haben. »Mach dir deswegen keine Sorgen.«

»Ich liebe dich, Mom.«

Mit welcher Unbefangenheit er das sagte.

»Du tust das Richtige, Marcus. Du machst das großartig.«

»Mom, nur eine Frage. Wußtest du es? Hast du gewußt, daß ich ... Alkoholiker bin?«

Nicht die Wahrheit zu sagen wäre jetzt verheerend.

»Ja«, sagte sie.

»Oh, ich wollte es bloß wissen.«

Jetzt war nicht der Zeitpunkt, darüber zu diskutieren, warum sie sich geweigert hatte, es offen auszusprechen. »Ich liebe dich auch, Marcus«, sagte sie statt dessen.

Noch eine ganze Weile,

nachdem er aufgelegt hatte, hielt sie den Hörer in der Hand. Sie versuchte, sich Marcus in Brattleboro vorzustellen, aber sie sah nur ein Gefängnis vor sich und einen Wärter, der neben ihrem Sohn stand. Es würde viel härter werden, als er oder sie sich vorstellen konnten.

»Es muß doch eine gewisse Erleichterung sein, zu wissen, daß er in Sicherheit ist«, sagte

Thomas.

Und sie nickte, weil er etwas Wahres ausgesprochen hatte, obwohl sie wußte, daß er ohne weiteres mit der gleichen Anteilnahme hätte hinzufügen können: ›Keiner von uns ist sicher.‹

Eine Zeitlang saßen sie zusammen auf dem Bett und dachten über den Anruf nach, schweigend. Schließlich war

sie es, die sich ihm zuwandte. Sie sagte seinen Namen. Nicht um das Wunder lebendig zu halten, sondern einfach zum Trost, wie zwei Menschen, die sich in den Bergen verirrt haben und die Körper aneinanderpressen, um sich warm zu halten. Sie legte die Hand auf sein Hemd, worauf er, mit einem hoffnungsvollen Aufleuchten im Gesicht, mit ihrem Namen antwortete.

Nicht mit Magdalene diesmal,
sondern mit Linda, womit er
alle Künstlichkeit abstreifte, so
daß nur noch Klarheit
übrigblieb.

Und dann, wie vielleicht zu
erwarten, vielleicht
vorauszusehen war,
verwandelte sich ihre Geste in
eine sexuelle. Wie ein Tier
beschnupperte Thomas ihr
Haar, und sie wurde
gleichermaßen vom Duft

seiner Haut erregt. Es gab so viel wiederzuerkennen, und doch war alles anders. Sie konnte die Höcker seines Rückgrats nicht fühlen, wie sie es früher gekonnt hatte, und sie hielt den Atem an, als seine Hand über ihren Bauch strich und ihre Brust berührte. Einen Moment lang hatte die Geste etwas Verbotenes an sich, und sie mußte sich klarmachen, daß jetzt nichts

mehr verboten war. Und diese Erkenntnis war so überraschend, daß sie sie fast ausgesprochen hätte, wie jemand, der plötzlich mit einer Wahrheit herausplatzt. Sie drehte das Gesicht zur Seite, als er ihren Hals und ihr Schlüsselbein küßte. Wie lange war es wohl her, daß er mit einer Frau geschlafen hatte? Jahre? Eine Woche? Sie wollte es nicht wissen.

In schweigendem Einverständnis standen sie auf und zogen ihre Kleider aus, wobei jeder vermied, den anderen anzusehen, obwohl sie sich gemeinsam umdrehten, um die Decke zurückzuschlagen, wie ein Ehepaar es tun würde. Als sie nebeneinander auf die seidigen Laken glitten, dachte sie daran, daß sie früher kein Bett hatten und die Betten

später, genauso wie die gemeinsamen Minuten, immer gestohlen, nie die ihren gewesen waren. Und dieser Gedanke löste eine Flut von Bildern aus, die verlorengegangen waren, flüchtige Augenblicke, die von all dem, was danach geschehen war, ausgelöscht worden waren. Sie roch einen feuchten, von Salz durchdrungenen Pier, ihr Slip

war naß von Meerwasser. Sie sah in einem fremden Land ein Schlafzimmer, dessen Dach zum Himmel geöffnet war. Sie sah einen Jungen, der scheu in einer Eingangstür stand, mit einer Schachtel, die er selbst verpackt hatte. Sie spürte Thomas' Atem an ihrem Hals und eine Lockerung in ihren Gliedern. Sie sah ein Glitzern auf dem Wasser, während zwei

Teenager auf einem Hügel über dem Atlantik saßen und sich sehnsüchtig wünschten, das Licht festzuhalten, als wäre es Wasser oder Nahrung und könnte wie ein Vorrat gespeichert werden.

Thomas flüsterte in ihr Ohr. Sie hob die Hand und berührte seine Narbe, strich mit den Fingern darüber. Sie fragte sich, wie seine Bilder aussahen, was an ihm

vorüberzog. Oder war es einfacher für einen Mann? Hatte Thomas vielleicht, von der Begierde angefacht, ein Gefühl von Sendung, wenn er sie mit seinem wundervollen Gespür für den richtigen Moment, für das richtige Maß, berührte?

»Ich habe dich immer geliebt«, sagte er.

Sie legte die Finger auf seine Lippen. Sie wollte keine

Worte, sie, die normalerweise inständig danach verlangte, die sich, wenn nötig, völlig entäußerte, um sie zu bekommen. Aber jetzt, dachte sie, jetzt konnte alles mit dem Körper gesagt werden. Es gab Einzelheiten, kleine Details, wie etwa die weichen Stellen an seiner Taille oder das dünner werdende Haar, mit denen sie sich nicht aufhalten würde. Verleugnung war

zuweilen wesentlich bei Sex oder Liebe, dachte sie.

Thomas glitt mit den Lippen über ihre Rippen, und es war herrlich, und sie war froh, daß dies nicht verlorengegangen war. Und dann bewegte er sich gegen sie, und sie hatte das Gefühl, als strebe sie wieder dem Licht auf dem Wasser entgegen, als zerbräche das Licht in Millionen kleine Teile, die

ineinander verschmolzen und dann zersplitterten, bis das grelle Funkeln fast zu blendend war, um es auszuhalten. Thomas richtete sich auf und betrachtete sie, die jetzt keine Scheu empfand, die ihren Körper jetzt stolz gezeigt hätte, der ihr so viel Freude bereitete. Und als sie kam, mit fest geschlossenen Augen (diese blendenden Lichtsplitter), sagte er ihren

Namen, und, o Gott, er klang nicht gewöhnlich aus seinem Mund, ganz und gar nicht gewöhnlich. Sie öffnete die Augen und sah die gleiche Freude, die seinen Körper, sein Gesicht erschauern ließ, und nichts, dachte sie, nichts war schwächer geworden. Es war, wie es immer gewesen war, die Erinnerung vermischtet sich mit der Gegenwart, bis sie das Hier

und Jetzt nicht mehr von der
Vergangenheit zu
unterscheiden vermochte.

Und wer konnte sagen,
welcher Stolz oder welche
Dankbarkeit den Mann
erfüllte, der zur Seite rollte
und sie umschlungen hielt?
Ließ er sich, genau wie sie,
träumend in die
Vergangenheit zurücktreiben?

Eine Stimme im Gang weckte

sie auf, und sie bemühte sich, durch die Jalousien zu sehen. Es war immer noch dunkel, mitten in der Nacht. Sie spürte Thomas' Atem an ihrer Schulter. Sie dachte sofort, daß ihr gemeinsames Kommen archaisch und primitiv war. Im Rückblick gesehen, schien es tatsächlich vorbestimmt gewesen zu sein. Und zum erstenmal, seit Vincent gestorben war, fühlte

sich Linda erleichtert, allein auf der Welt zu sein, daß der körperlichen Liebe mit Thomas nichts Heimliches und Verbotenes mehr anhaftete.

Ihr Fuß war taub geworden, sie versuchte, ihn aus der Verschlingung ihrer Gliedmaßen zu ziehen, ohne Thomas dabei zu wecken. Aber er wachte ohnehin auf und zog sie enger an sich, als fürchte er, sie wolle ihn

verlassen. »Geh nicht weg«, sagte er.

»Das werde ich nicht«, sagte sie beruhigend.

»Wie spät ist es?«

»Ich weiß nicht.«

Er küßte sie. »Bist du ...?«

Er hielt inne, ganz gegen seine Art um Worte verlegen.

Sie lächelte. Thomas brauchte eine Versicherung wie jeder Mann. »Ich fühle mich wunderbar.«

Beruhigt streckte er sich an ihrem Körper aus. »Es gibt mehr Erfahrungen im Leben, für die es keine Worte gibt, als du denken würdest«, sagte er.

»Ich weiß.«

Das Gesicht einander zugewandt, lagen sie nebeneinander, die Augen geöffnet.

»Ich werde dich nicht fragen, was du gedacht hast«, sagte sie.

»Du kannst mich alles
fragen.«

»Nun, ich dachte an den
Tag, als wir auf einem Hügel
über dem Wasser saßen«,
sagte sie.

»Das war das erste Mal,
daß ich dich weinen sah«,
sagte er.

»Wirklich?«

»Du hast geweint wegen all
der Schönheit, wie Kinder es
tun.«

Sie lachte. »Das kann ich jetzt nicht mehr. Diese starke, unmittelbare Empfindung für Schönheit ist dahin. Gedämpft.«

»Übrigens habe ich an die Nacht auf dem Pier gedacht, als du im Slip ins Wasser gesprungen bist.«

»Mein Gott, ich kannte dich nicht einmal.«

»Mir hat es gefallen.« Er hielt sie mit einem Arm fest

und zog mit dem anderen die Decke herauf. »Hör zu, ich möchte jetzt bei dir schlafen. Aber du mußt mir versprechen, mich nicht zu verlassen, während ich schlafe.«

»Das verspreche ich«, sagte sie. Obwohl sie beide wußten, daß Versprechen nicht mehr unbedingt eingehalten werden konnten.

Auf den Tischen prangten weiße Tischtücher, und Tabletts mit Lachs und schweres Silberzeug standen darauf. Im Hintergrund hörte sie das gedämpfte Surren eines Staubsaugers. Es waren fast dreißig leere Tische, dennoch wartete sie, einen Platz zugewiesen zu bekommen, während eine bucklige Bedienung auf einem Plan nachsah. Als Linda zu

ihrem Tisch geführt wurde, fiepte das Handy eines Mannes mit einer der üblichen Melodien.

Sie mochte die Anonymität beim Frühstück, die Möglichkeit, andere beobachten zu können. Neben ihr sprachen eine ältere Frau und deren Tochter über die Chemotherapie einer anderen Frau. Linda befühlte das Tischtuch und fragte sich, ob

die Tischwäsche jeden Tag gewaschen und gestärkt wurde.

Thomas stand am Eingang des Speisesaals, frisch geduscht, in weißem Hemd und grauem Pullover mit V-Ausschnitt. Er hatte sie noch nicht entdeckt, und so konnte sie ihn einen Moment lang eingehend betrachten. Er wirkte größer und straffer als am Tag zuvor, weniger

ungepflegt und auch
entspannter. Oder glücklicher.
Ja, es mochte Glück sein.

»Du bist schnell«, sagte er
und meinte ihr Duschen und
Anziehen. Er faltete seine
Serviette auf und legte sie
über den Schoß. Die bucklige
Bedienung brachte sofort eine
weitere Tasse Kaffee an den
Tisch.

»Ich war hungrig«, sagte
sie.

»Ich bin total ausgehungert.«

Sie lächelte. Die Sache könnte peinlich werden. Abmachungen, zögernde Versprechungen waren zu erwarten. ›Warum planen wir kein Treffen?‹ müßte einer von ihnen sagen. ›Ich würde dich gern wiedersehen‹, könnte der andere sich gezwungen fühlen zu antworten. Sie fragte sich, ob

es möglich war, in den Tag hinein zu leben, die Zukunft nicht zu planen, sich nicht einmal zu erlauben, daß der Gedanke an die Zukunft überhaupt ins Bewußtsein trat. Obwohl solche Überlegungen nötig und seit Urzeiten üblich waren, seit den Tagen des Sammelns und Hortens bestand die Notwendigkeit, für die mageren Zeiten

vorauszuplanen.

»Wann geht deine Maschine?« fragte er.

»Ich muß gleich nach dem Frühstück zum Flughafen fahren.«

»Ich komme mit dir«, sagte er schnell.

»Wann fliegst du?«

»Erst am Nachmittag. Aber ich werde nicht hierbleiben. Ich warte lieber auf dem Flughafen.«

Sie würden mit verschiedenen Flugzeugen nach Hause zurückkehren. Es schien vergeudete Zeit zu sein, all die Stunden getrennten Eingeschlossenseins.

Sie bestellten verschwenderisch, und es war unmöglich, in dieser Verschwendung nicht eine Art Feier zu sehen. Als die Bedienung fort war, ergriff

Thomas Lindas Hand und hielt sie leicht an den Fingern fest. Die Männer in Golfhemden am Nebentisch sahen im Vergleich zu Thomas wie Jungen aus. Unpassend gekleidet. Ungehobelt.

»Hull ist nicht so weit entfernt von Belmont«, sagte Thomas zaghaft.

»Wir könnten uns irgendwann in Boston zum Abendessen treffen«, bot sie

an.

»Du könntest – theoretisch – deine Tante in Hull besuchen.«

Sie lächelte. »Ja.

Theoretisch könnte ich das.«

»Ich möchte deine Kinder kennenlernen«, sagte er.

»Sie sind beide im Moment in geschlossenen Anstalten.«

Thomas zog eine Augenbraue hoch.

»Ich meine nur, daß Maria

im Johns Hopkins wohnt, wo sie ein Praktikum absolviert.«

Thomas nickte. Am anderen Ende des Frühstücksraums sah sie den Mann, dessen Schirm am Eingang des Hotels kaputtgegangen war. Er aß allein und las Zeitung. Neben sich hörte sie die ältliche Tochter sagen: »Und wann fängst du wieder mit deiner Therapie an, Mom?«

»Ich liebe Himbeeren«, sagte Thomas und stellte Überlegungen über deren Seltenheit in dieser nördlichen Stadt an, noch dazu im April.

»Gekochte Himbeeren vor allem. Jean machte immer diese Muffins. Haferkuchen mit Himbeeren und Pfirsichen. Gott, waren die köstlich.«

Ein Gefühl, nicht unähnlich einem Frösteln, durchfuhr Linda. Mit diesem Frösteln

ging die seltene Gewißheit einher, daß sie genau dort war, wo sie sein sollte. Wie eine Idee, eine Erinnerung, die perfekte Möglichkeit aus einer unendlichen Anzahl. Und ob sie diesen Gedanken aus der Not heraus erfand oder ob er ihr einfach zugeflogen war, konnte sie nicht sagen. Sie wollte es auch nicht wissen. Sie und Thomas würden zusammen im Taxi zum

Flughafen fahren, eine Fahrt, an die sie sich für den Rest ihres Lebens erinnern würde, und ihr Leben würde lange währen, entschied sie.

Sie verabschiedeten sich am Flugsteig, machten aber nicht viel Aufhebens von dem Abschied, denn ihn allzusehr zu betonen hätte Endgültigkeit bedeuten können, die keiner wollte.

»Ich werde dich anrufen«,

sagte Thomas, und sie zweifelte nicht, daß er das tun würde. Er würde sie schon am Abend anrufen, weil ihn bereits eine Nacht der Trennung schmerzen würde.

»Wenn man sich vorstellt ...«, sagte er, und sie nickte, das Gesicht nahe an seinem. Sie hielt seine Hand umklammert, als wäre sie am Ertrinken, und ihre Hilflosigkeit schien ihn zu röhren. Er küßte sie so lange,

daß sie sicher war, man würde sie inzwischen beobachten. Thomas stand am Flugsteig, als sie die Rampe hinunterging, und sie konnte nicht widerstehen, sich umzudrehen, um zu sehen, ob er wartete.

Sie hatte einen Fensterplatz zugewiesen bekommen, obwohl sie normalerweise einen Platz auf der Gangseite bevorzugte. Sie setzte sich,

und als sie ihr Gepäck verstauten, bemerkte sie, daß der Mann, dessen Schirm kaputtgegangen war (sie bezeichnete ihn in Gedanken immer als den Mann mit dem Schirm), zu einem Platz in der ersten Klasse geführt wurde. Sie fragte sich kurz, wo er wohnte, warum sein Zielort Boston war. Sie stellte sich vor, er sei ein Leitmotiv in ihrem Leben und tauche in

seltsamen Momenten auf – in einem Taxi oder, entfernt von ihr, durch eine belebte Straße gehend. Sie fragte sich, ob er bereits in ihr Leben getreten war, ohne daß sie es bemerkt hatte: in einem Hotel in Afrika etwa. Oder bei einem Abendessen in Hull. Und es war unmöglich, sich nicht vorzustellen, daß, wenn das Schicksal ihr Leben anders eingerichtet hätte, er es

gewesen wäre, der bei ihr am Flugsteig gestanden, der sie so lange geküßt hätte. Niemand konnte diese Geheimnisse ergründen. Man konnte Vermutungen anstellen. Daran glauben. Aber nicht wissen, niemals sicher sein.

Sie nahm ein Buch aus der Tasche und öffnete es, obwohl sie zu abgelenkt war, um zu lesen. In ihrem Regenmantel, der weißen Bluse und dem

schwarzen Rock hätte sie eine Anwältin sein können, die von einer Verhandlung zurückkehrte; eine Ehefrau, die von einem Besuch bei Verwandten heimflog. Vor ihrem Fenster hingen die Wolken tief, und sie sagte sich, ganz automatisch, daß Starts sicherer waren als Landungen. Eine Stewardess schloß die Tür, und kurz danach setzte sich die

Maschine in Bewegung. Linda sagte ein Gebet, wie sie es immer tat, und dachte, daß Vincent um Jahre seines Lebens betrogen worden war, und daß Marcus hart arbeiten müßte, um sich von seiner Sucht zu befreien. Sie dachte an Marias Bedürfnis, ihr eigenes Leben zu führen, und an ihre Tante, die in einem dunklen Wirtschaftsraum saß. Sie dachte an Donny T. mit

seinen Dollars und an eine Frau namens Jean, die sie nie kennengelernt hatte. An Regina, die sie betrogen, und an Peter, den sie fast vergessen hatte. Sie dachte an Billie, die über alle Maßen betrogen worden war. Und schließlich an Thomas, ihren geliebten Thomas, dem mit einem vernichtenden Schlag der Hochmut ausgetrieben worden war.

Was blieb übrig als Vergebung? Ohne Vergebung, dessen war sie plötzlich sicher, wäre ihr Leben eine einzige Qual bis hin zum Todeskampf in einem Altersheim.

Ein Signal ertönte, und dann war Stille. Und in der Stille formte sich ein Wort. Dann ein Satz. Dann ein ganzer Absatz. Sie suchte nach einem Stift in ihrer Tasche und begann, auf den Rand der

Buchseite zu schreiben. Sie schrieb eine Seite hinunter und die nächste hinauf, überschrieb ein Buch mit einem anderen. Sie schrieb, bis ihre Hand schmerzte, bis eine Stewardeß ihr einen kleinen Imbiß brachte. Sie legte den Stift weg und sah aus dem Fenster. Es war erstaunlich, dachte sie. Das Flugzeug erhob sich aus dem Nebel in ein Universum aus

blauem Himmel und
gebirgsartigen Wolken.

TEIL ZWEI



Sechsundzwanzig

DIE MANGO WAR
FREMDARTIG UND fleischig
und erinnerte ihn an eine
Frau, obwohl er nicht genau
hätte sagen können, warum.

Die Farbe reichte von eidechsengelb bis grasgrün, eine gesprenkelte Palette, die sich über Nacht änderte, wenn man die Frucht auf dem Fensterbrett liegen ließ.

Launenhaft wie Regina. Die Schale war dick und zäh und nur schwer zu durchdringen, das Fleisch faserig und saftig, vor Feuchtigkeit glänzend. Der Geschmack war göttlich. Es gab einen Trick beim Essen

dieser Früchte, den er noch nicht heraus hatte, eine bestimmte Art, die Schale abzulösen, den Stein zu entfernen und die Frucht in appetitliche Stücke zu schneiden und auf einen weißen Porzellanteller zu legen. Statt dessen brachte er es gerade fertig, am Abwaschbecken zu stehen und das Fleisch auszusaugen. Es gefiel ihm, sich Regina

nackt in einer Badewanne vorzustellen, während Mangosaft über die Spitzen ihrer Brustwarzen rann. Die Phantasie löste sich schnell wieder auf: Regina würde niemals nackt in der Badewanne essen. Eine solche Schweinerei würde sie sich nie erlauben.

Mein Gott, wie es stank auf dem Markt. Es war das mit Fliegen übersäte Fleisch in

den Läden an der Mauer. Der Geruch von frisch Geschlachtetem, von Kadavern, aus denen noch immer das Blut troff. Noch schlimmer roch das zubereitete Fleisch, nicht zu vergleichen mit irgendwelchen Steaks oder Koteletts, die er je gegessen hatte. Er war sicher, daß es Pferdefleisch war, obwohl das allgemein abgestritten wurde.

Eine Frau, barfuß, ein Kind in einem Tuch auf den Rücken gebunden, stand neben ihm und hielt die Hand auf. Ohne etwas zu sagen, wartete sie nur mit ausgestreckter Hand. Er griff in die Tasche seiner Shorts und zog eine Handvoll Shilling heraus. Sie murmelte Ahsante sana und ging weiter. Wenn er auf den Markt ging, achtete er darauf, die Taschen voller Kleingeld zu haben.

Nicht nur wegen der Schuldgefühle – obwohl er davon eine Menge hatte –, sondern wegen des Theaters beim Abweisen der Leute. Man mußte weitergehen und so tun, als sei man beschäftigt, während der Bettler einem folgte und Tafadhalí, bitte, Mister murmelte. Es war weniger lästig, die Taschen voller Geld zu haben. Seine Nachgiebigkeit gegenüber

den Bettlern verärgerte
Regina maßlos und zermürbte
sie, als müsse sie ständig
Anweisungen wiederholen,
die sie schon hundertmal
gegeben hatte. Es hilft nichts,
sagte sie, damit wird ihr
Problem nicht gelöst.

›Es löst mein Problem‹,
dachte Thomas.

Wir und sie. Es hörte nie
auf. Er war jetzt seit fast
einem Jahr in diesem Land,

und immer noch gab es »wir«, immer noch »sie«. Und soweit er erkennen konnte, war das »wir« gönnerhaft, unbegründet und leicht lächerlich in seiner kollektiven Ernsthaftigkeit. Er hatte keinen einzigen Amerikaner getroffen, der sich groß verausgabt hätte – einschließlich Regina –, einmal vorausgesetzt, daß es ein Problem gab, bei dem

man sich hätte verausgaben müssen, und daß Afrika an sich schon ein Problem war. Es war eine endlose und ermüdende Debatte: Brauchte und wollte Kenia wirklich Amerikaner im Land? Ja, was ersteres, nein, was letzteres betraf. Obwohl man nicht herumgehen und diese Meinung offen vertreten durfte. Um überzeugt zu sein, brauchte man eine Art

Tunnelblick. Wie Regina ihn hatte, während Thomas jede Art von Vision fehlte, egal ob eingeschränkt oder nicht. Strukturen interessierten ihn. Die physische Welt. Die Möglichkeit der Ekstase im Hier und Jetzt. Unter der Oberfläche liegende sexuelle Bedeutungen. Und Worte. Immer wieder Worte. Er traute einer Zukunft nicht, die er nicht beschreiben konnte.

Dem Abschütteln des
Irdischen. Der leeren
Leinwand.

Er legte die Mango in den Strohkorb. Er sollte Früchte kaufen, während Regina Fleisch kaufte. Regina war ärgerlich, daß er das nicht schon Anfang der Woche getan hatte, so daß sie ihren freien Tag opfern mußte. Regina, die qualvolle Fälle von Amöbenruhr und

Wurmerkrankungen
voraussah, Kinder, die vor
ihren Augen an Hunger
starben. Regina, die Klarheit
schätzte und bereits davon
sprach, nach ihrem Examen
zurückzugehen.

Nein, er hatte die Einkäufe
nicht erledigt, sagte er seiner
Frau, weil er die Woche mit
Schreiben verbracht hatte. Um
ihren Mund hatte er die
Anstrengung gesehen, die es

sie kostete, nicht (mit hochgezogenen Augenbrauen und sarkastischem Lächeln) zu sagen: ›Die ganze Woche?‹ Ihre Unterstützung nutzte sich ab angesichts des mangelnden Einkommens, des mangelnden Erfolgs. Schlimmer noch, all die Gedichte, die er in Afrika geschrieben hatte, handelten ausschließlich von Hull. Brauchte man zehn Jahre, bis sich Erfahrung in Worte

umsetzen ließ? Würde er nach Hull zurückkehren und über Nairobi schreiben? Nein, das glaubte er nicht. Afrika entzog sich seinem Verständnis. Er verstand das Land nicht, und deshalb konnte er nicht davon träumen. Und wenn man über eine Sache nicht träumte, konnte man nicht darüber schreiben. Wäre er in der Lage gewesen, über Afrika zu schreiben, dachte er, hätte

Regina ihm vielleicht verziehen.

Was sie ihm sicherlich nicht verzeihen würde, war seine Freude am Schreiben: Es war sinnlich und spürbar, ein Ruck, der durch ihn hindurchging, wenn es gut lief. Im Geist war er ständig beim Schreiben; auf Partys sehnte er sich danach, an seinem Schreibtisch zu sitzen. Manchmal dachte er, es sei der einzige unverfälschte

Zugang, den er zur Welt um sich hatte, alle anderen Bemühungen, sogar seine Ehe (Gott, gerade seine Ehe!), verloren sich in übermäßiger Vorsicht vor enttäuschten Erwartungen und verletzten Gefühlen. Aber Freude war mit Reginas Vorstellung von Arbeit nicht vereinbar: Sie glaubte, daß man sich opfern und in einer Art Leidenszustand befinden

müsste. Um sie zu besänftigen, sprach Thomas manchmal von der Qual des Schreibens, vom Kampf, die Schreibblockade zu überwinden. Indem er das Unglück beim Namen nannte, war er sicher, daß es eines Tages einträte.

Er schrieb im Schlafzimmer ihres gemieteten Hauses in Karen, einer geräumigen stuckverzierten Villa, der Parkettböden und

bleiverglaste Fenster einen leicht britischen Anstrich gaben. Ein Gewirr aus kardinal- und fuchsiaroten Bougainvilleen überwucherte die Eukalyptusbäume und war zu einem großen, strotzenden Parasiten verschlungen. Im Hinterhof war ein Kakteen Garten angelegt worden, der einem Karneval des Bizarren glich: lange, glatte grüne und gelbe Triebe

mit dolchartigen Stacheln, die einen Mann töten konnten. Bäume mit birnenartigen Früchten, die sich die Vögel holten, bevor man sie ernten konnte. Häßliche knollenartige Stümpfe, die sich von Zeit zu Zeit in hübsche, tiefrote, samtige Blüten verwandelten, und Hunderte riesiger Wolfsmilchstauden mit flehentlich ausgestreckten

Zweigen, die sich dem äquatorblauen Himmel entgegenreckten. Entlang des Schotterwegs, der in die Stadt führte, wiegten sich Dutzende von Jacaranda-Bäumen in der Luft, deren Wipfel sich in der Höhe vereinten. Jeden November warfen sie einen dichten Teppich lavendelfarbener Blätter ab, die Michael, der Gärtner, zu Haufen zusammenkehrte und

verbrannte. Der Geruch war wie von Marihuana, nur süßer, und Thomas konnte sich einbilden, er sei berauscht, auch wenn er es keineswegs war. Nachts warfen die Bäume einen weiteren purpurfarbenen Teppich ab, und wenn er früh am Morgen mit einer Packung Player's (und Milch für sein Müsli, wenn er daran dachte) vom Laden zurückkam,

schlenderte Thomas in einem Zustand, der an Verzückung grenzte, durch die abgefallenen Blüten.

Wenn er morgens mit den Vögeln aufwachte, lauschte er Geräuschen, die er noch nie zuvor gehört hatte: das Trillern winziger Webervögel, die an Katzen erinnernden Schreie von Pfauen, das Kreischen der Ibisse und das rhythmische Stöhnen von

etwas, was er nicht
bezeichnen konnte, aber
vielleicht war es einfach nur
eine Taube. Einmal hatte er
durchs Schlafzimmerfenster
einen Baum mit einem Schlag
aufblühen sehen. Seine Blätter
waren bläulichgrün, und an
dem Tag, als er
explosionsartig kleine gelbe,
bauschige Bällchen
hervorbrachte, Tausende und
Abertausende auf einmal,

erfüllte ein limonenfarbener Nebel den Raum. Es war eines der kleinen Wunder, auf die er sich in Afrika inzwischen eingestellt hatte. Eine von Gottes bescheidenen Darbietungskünsten.

Darbietungen gab es überall: Ein Massai-Krieger, der nur ein rotes Lendentuch trug, um seine Nacktheit zu bedecken, wartete auf seinen Speer gestützt, im

Intercontinental auf den Lift,
während er mit seinem
Taschenrechner herumspielte.
Ein neues Mercedesmodell,
das vor einer Lehmhütte
parkte, ein Chemieprofessor
an der Universität, der weder
sein Geburtsdatum kannte
noch wußte, wie alt er war,
und sich immer leicht
amüsiert fragte, warum das
jemanden kümmern sollte.
Sogar die Landschaft war

widersprüchlich. Er erwachte in der klaren Luft Nairobi's in seinem Daunenschlafsack (es war verdammt kalt in der Nacht), fuhr dann fast fünfzig Kilometer nach Westen und kam in eine Wüste von so drückender Hitze, daß nur Dornbüschche dort überleben konnten. Dornbüschche waren das beste Beispiel für Darwins Selektionstheorie, Thomas war nie einer besseren

begegnet – Selbsterhaltung in Extremform.

Er legte die Paw-Paw- und die Passionsfrüchte zu der Mango in den Strohkorb und reichte ihn einem schlanken Asiaten hinter der behelfsmäßigen Ladentheke. Thomas feilschte nicht, obwohl der Mann das wahrscheinlich erwartete. Für Regina war Handeln Ehrensache, ein fester

Bestandteil der kenianischen Kulturerfahrung. Nicht zu handeln, erklärte sie, trage zur Inflation bei. Außerdem mache es den Eindruck, als seien Amerikaner leichte Beute. Nun, das sind sie doch auch, antwortete Thomas, warum sollten sie so tun, als wäre es anders? Und was war schlecht daran, als leichte Beute zu erscheinen? War Jesus letzten Endes nicht auch

leichte Beute? Obwohl Thomas, der nicht besonders religiös war, Mühe hatte, den Streit fortzuführen.

Kenia war tatsächlich ein Land der Gegensätze – nervenaufreibend und manchmal quälend. Eines Sonntags vor nicht allzu langer Zeit, als er Regina wegen ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen zur

psychiatrischen Klinik in Gil Gil brachte, hatte er den Ford Escort über die Haarnadelkurven des Steilabbruchs in die Ebene des Rift Valley hinuntergefahren, und das Heck des Wagens war auf der zerfurchten Straße heftig ins Schlingern geraten. Regina hatte ein Kleid getragen, das er besonders mochte: ein dünnes Hemdblusenkleid aus

maulbeerfarbener Baumwolle, das sich eng an Brust und Hüften schmiegte. Regina war üppig, eine Tatsache, für die sie sich verachtete. Eine Tatsache, für die er sie einst angebetet hatte. Was er vielleicht immer noch täte, wenn sie diese Bewunderung nicht durch ihren Selbsthaß verdorben hätte.

Sie hatte dichtes, lockiges schwarzes Haar, das sich nicht

zähmen ließ und ihr oft wirr ins Gesicht hing. Ihre Augen waren klein, und tiefe Zornesfalten standen zwischen ihren dichten Brauen. Aber im Wagen, mit der Sonnenbrille auf der Nase, sah sie an diesem Tag fast elegant aus. Sie hatte Lippenstift aufgelegt, was sie selten tat, ein Pink mit metallischem Glanz, das ihn maßlos ablenkte.

Die Klinik bestand aus einer Reihe von Beton- und Blechhütten, die wie Kasernen angeordnet waren. Männer lagen oder saßen in zerrissenen blauen Hemden und Shorts, der einzigen Kleidung, die sie besaßen, auf dem geteerten Hof.

Sauberkeit schien so gut wie unmöglich zu sein, und der Gestank war in der Hitze fast unerträglich. Die Männer

streckten die Hände aus, um Thomas und Regina zu berühren, als sie vorbeigingen, und wenn es ihnen gelang, zischten sie, als hätten sie sich an der weißen Haut verbrannt. In der Abteilung für gewalttätige Patienten hingen die Männer nackt an den vergitterten Fenstern. Sie waren schizophren, hatten Tuberkulose oder litten an Lepra und Syphilis. Ihr Führer,

ein Luo, der einen Nadelstreifenanzug und ein schneeweißes Hemd trug (was in dieser Welt aus Staub und Wahnsinn ganz unglaublich erschien), informierte sie, daß alle von offizieller Seite als psychotisch eingestuft worden seien.

Herzlich lachend, hatte ihr Gastgeber ihnen die Küche gezeigt, die nach verfaulendem Abfall stank.

Ein Patient, der vor sich hin sang, wischte mit einem fast schwarzen Lappen in schwungvollen Bewegungen den Boden. Die Ananasschneider, die Messer besitzen durften, waren in Käfige gesperrt, während sie ihre Arbeit verrichteten. In der Frauenabteilung trugen die Patientinnen grüne Kittel. Einmal wöchentlich wurden ihnen die Köpfe geschoren.

Die meisten lagen schlafend oder teilnahmslos auf dem heißen schwarzen Teerboden. Eine Frau hatte sich das Kleid über den Kopf gezogen und war von der Taille abwärts nackt. Nach der Führung tranken sie mit ihrem Gastgeber in einem Raum, der mit englischen Antiquitäten möbliert war, aus zarten Elfenbeintassen Tee. Es ging reserviert und formell zu, und

die Unterhaltung war von Pausen peinlichen Schweigens bestimmt. Selbst Regina war schweigsam geworden, niedergeschlagen von dem Ausmaß des Elends und verblüfft von der überheblichen Gleichgültigkeit des Leiters. Als sie nach Hause kamen, krochen sie ins Bett, beide zu erschöpft, um zu sprechen. Beide konnten sie tagelang

nichts essen.

Thomas sah sich auf dem Markt nach seiner Frau um und fühlte sich schuldig, aber erleichtert, als er sie nicht entdeckte. Er sah auf seine Uhr. Er würde das Obst zum Wagen bringen und dann im New Stanley auf einen Drink vorbeischauen. Die Sonne blendete, und er suchte nach seiner Sonnenbrille. Ein weiterer perfekter Tag mit

blauem Himmel und weißen Wattewölkchen. Der Junge auf dem Parkplatz, den er beauftragt hatte, seinen Wagen zu bewachen, saß auf der Stoßstange des Escort. Die kleinen Parkwächter hatten eine ähnliche Wirkung wie Abwehr ракеты: Man gab ihnen ein paar Shilling, und sie bewachten den Wagen als ein Zeichen für Diebe (in dem Fall andere Diebe), sich

fernzuhalten. Verweigerte man ihnen das Geld, standen sie neben dem Wagen als eine Art Beweis für dessen Verfügbarkeit.

Er gab dem Jungen eine Zehnshillingnote für eine weitere Stunde. Billiger als eine Parkuhr, wenn man es bedachte. Er kaufte eine Zeitung bei einem Händler auf dem Markt und warf einen Blick auf die

Schlagzeile. MP ZUM TRAGEN EINER HOSE BEI DEBATTE GEZWUNGEN. Er würde einen Drink nehmen, sich nicht länger als fünfzehn Minuten aufhalten, und dann auf dem Rückweg ein Pfund Cashew-Nüsse für Regina kaufen. Gemeinsam würden sie für den Rest des Wochenendes nach Hause fahren.

Er hatte nicht glauben wollen, daß Kenia gefährlich war, und sich während der Trainingssitzungen, die sich aufs Überleben konzentrierten, als wären Thomas und Regina Soldaten in einem Guerillakrieg, gegen den Gedanken gesträubt. Aber genau das waren sie – Soldaten in diesem besonderen Krieg, der aus Armut und nicht aus

politischen Verwicklungen entstanden war. Der Unterschied zwischen Arm und Reich war so groß in diesem Land, daß Reisende gelegentlich mit Macheten erschlagen wurden. Askaris, grau uniformierte Polizisten, hielten Wache vor den Auffahrten der Europäer. Touristen wurden auf Straßen und in Bussen so oft ausgeraubt, daß der Witz über

den Beitrag zum
Bruttonsozialprodukt
allmählich schal wurde.

Korruption zog sich durch alle Stufen der Regierung und blühte an der Spitze. Thomas hatte das damals nicht geglaubt, jetzt allerdings schon. Er war bereits siebenmal ausgeraubt worden, zweimal hatte man ihm den Wagen gestohlen. Einmal wurde das ganze Inventar

seines Hauses gestohlen, sogar die Vorhänge und die Telefonschnur. Regina war niedergeschmettert, weil sie ihr Maridadi-Tuch und ihre Kisii-Skulptur verloren hatte, und er wegen seiner Gedichte, bis er feststellte, daß er jedes einzelne auswendig wußte.

Tragen Sie nie einen Rucksack, hieß es bei den Trainingssitzungen. Bleiben Sie nie an einer Kreuzung

stehen, um auf eine Karte zu sehen (weil Sie das sofort als Touristen ausweist). Tragen Sie nie Schmuck oder schicke Sonnenbrillen. Sehen Sie so arm aus wie möglich. Was Thomas nicht schwerfiel, der jeden Tag eine Khaki-Hose und ein weißes Hemd trug – außer dienstags, wenn Mama Kariuki kam und in der Badewanne die Wäsche wusch. Und wenn Ihnen die

Brieftasche oder die Handtasche gestohlen wird, rufen Sie auf keinen Fall »Haltet den Dieb!«. Der Verdächtige werde sonst von den übrigen Kenianern gejagt und, falls sie ihn fangen, zu Tode geprügelt – schreckliche Auswüchse einer Lynchjustiz vor einer größtenteils teilnahmslosen Menge, wie sie Thomas mehr als einmal hilflos mit ansehen mußte.

Er nahm im Thorn Tree Platz, dem Straßencafé des New-Stanley-Hotels und bestellte ein Tusker-Bier. Er schlug die Zeitung auf und warf erneut einen Blick hinein. **MALARIA-WELLE IN NÖRDLICHEN PROVINZEN.**

KILLERLÖWE ZERFLEISCHT PARTEICHEF. Er überflog einen Artikel über

Landstreitigkeiten. Er sah das Wort Bruder in einem Artikel über einen Luo-Geschäftsmann, der von seinem Bruder ermordet worden war, und erinnerte sich an seinen eigenen Bruder Rich und die Tatsache, daß er in einem Monat zu Besuch käme. Sie würden zusammen auf eine Art Safari ins Ngoro-Ngoro-Becken und in die Serengeti gehen, und Thomas

hatte ihm versprochen, mit ihm an die Küste zu fahren, wo man das stärkste Marihuana bekäme, das er je geraucht hätte. In Malindi kauten selbst die Frauen miraa, ein Kraut, das eine Art natürliches Speed war. Er würde Rich weder von dem bhangi noch dem miraa oder den Prostituierten erzählen, die billig und schön waren, aber gefährliche Krankheiten

hatten.

Ein Schatten fiel auf den Tisch. Thomas dachte, er käme von einer Wolke, aber als er aufblickte, sah er einen Mann vor sich stehen, der lächelte und wartete, bis er ihn bemerkte.

»Ah, Mr. Thomas, Sie haben sich verlaufen.«

Thomas erhob sich. »Nein, Ndegwa, Sie haben sich verlaufen, aber jetzt sind Sie

ja wieder gefunden worden.«

Ndegwa, sein Lehrer, ein Altersgenosse von Thomas, schmunzelte. Thomas' Versuche, die afrikanische Ausdrucksweise nachzuahmen, amüsierten Ndegwa immer wieder, schon seit jenen Tagen, als Thomas ein Lyrik-Seminar an der Universität von Nairobi besuchte und als einziger weißer Student in einem Saal

voller junger Afrikaner und Asiaten saß. Insgeheim hatte Thomas die Qualität der Arbeiten alsdürftig empfunden, obwohl er als erster zugegeben hätte, die Kunst einer anderen Kultur nicht einschätzen zu können. Hätte man sie gefragt, hätten die anderen Studenten sicher gesagt, seine Arbeit sei selbstverliebt und ohne politischen Gehalt. Ndegwa

hingegen war nicht dieser Meinung. Tatsächlich schien er Thomas besonders gewogen zu sein, was eine bemerkenswerte Leistung literarischer Unparteilichkeit darstellte, vor allem angesichts Ndegwas marxistischer Ansichten.

Thomas schüttelte dem massigen Kikuju die Hand, und Ndegwa, der einen engsitzenden grauen Anzug

trug, machte schnell einen Schritt nach vorn. Seine blauschwarze Haut war mit einer staubigen Patina überzogen, die ein Teil seiner Hautfarbe war. Er war ein breitschultriger, dickbäuchiger Mann, den man eher für einen Politiker oder Geschäftsmann gehalten hätte als für einen Dichter.

»Sie wissen, was man über ein Tusker sagt?« fragte

Ndegwa.

Thomas lächelte und schüttelte den Kopf.

»Setzen Sie sich, mein Freund, und ich erzähle Ihnen meine Geschichte über das Tusker.«

Thomas setzte sich und Ndegwa beugte sich verschwörerisch zu ihm hinüber.

»Am ersten Tag, den Sie in meinem Land sind, sehen Sie

in Ihr Tusker und finden einen Wurm. Sie sind angewidert und schütten das Bier auf die Straße.«

Thomas lächelte, weil er wußte, daß ein Witz kommen würde. Ndegwa hatte schwere, sinnliche Lider, sein Hemd aus dicker grober Baumwolle hatte Thomas oft im Land gesehen.

»Nach einem Monat in meinem Land sehen Sie in Ihr

Tusker und finden einen Wurm darin. Und Sie sagen: ›Da ist ein Wurm in meinem Bier.‹ Sie nehmen ihn ruhig heraus, werfen ihn auf die Straße und trinken dann Ihr Bier.«

Ndegwa lachte bereits leise, seine Zähne waren rosa verfärbt. Um sie herum saßen deutsche und amerikanische Touristen, deren Geräuschpegel gegen Mittag

immer mehr zunahm. Thomas sah einen Journalisten – Norman Irgendwie –, den er von einer Londoner Zeitung kannte.

»Aber nach einem Jahr, mein Freund, sehen Sie in Ihr Tusker, entdecken den Wurm und sagen: ›Da ist ein Wurm in meinem Bier.‹ Und Sie nehmen ihn heraus und essen ihn wegen des Proteins. Sie trinken Ihr Bier und nichts

kommt mehr auf die Straße.«

Ndegwa lachte dröhnend über seinen eigenen Scherz. Thomas tat so, als sähe er angestrengt in sein Bier, was Ndegwa noch mehr zum Lachen brachte.

»Zeit, den Wurm zu essen, mein Freund. Wie lange sind Sie schon in meinem Land?«

»Etwas mehr als ein Jahr.«

»So lange schon?«

Selbst auf den winzigen

gußeisernen Caféhausstühlen schaffte es Ndegwa, trotz seines massigen Leibs elegant zu wirken. Die Kimathi Street war am Samstagmorgen dicht von Einkaufenden bevölkert. Ndegwa sah den afrikanischen, Thomas den weißen Frauen nach. Obwohl gerade ein kakaofarbenes Mädchen mit gazellenhaftem Hals und rasiertem Kopf an ihnen vorbeigegangen war,

von dem Thomas den Blick nicht wenden konnte. Sie trug europäische Kleidung, rote Schuhe mit Stiletto-Absätzen und enganliegenden Goldschmuck um den Hals. Sie sah wie eine exotische Sklavin aus und war keinesfalls älter als vierzehn. Der asiatische Mann, der sie begleitete, war klein und dick, sein Anzug von vorzüglicher Paßform. Kinderprostitution

war in Kenia verbreitet.

»Und wie geht's Ihnen«, fragte Thomas, als das Mädchen vorbeigegangen war.

»Oh, mir geht's ganz gut. Mir ist kein Unglück widerfahren.« Ndegwa zuckte die Achseln, das Lächeln verschwand, was seine Behauptung zu widerlegen schien. Ndegwa war ein ausgezeichneter Lehrer und

vermochte mit schnellen Strichen alle überflüssigen Schnörkel aus Thomas' Gedichten zu entfernen, und dies in seinem Beisein.

»Obwohl mir meine Regierung sagt, daß ich keine Gedichte mehr schreiben darf.«

Thomas trank einen Schluck und dachte an den Wurm. »Warum?«

Ndegwa rieb sich die

Augen. »Sie behaupten, ich mache mich mit meinen Gedichten über unsere Regierung und unsere Führer lustig.«

Was natürlich zutraf.

»Und deshalb wurde ich gewarnt.«

Thomas schreckte ein wenig aus seiner Zufriedenheit auf. Ndegwa war als Lehrer besser denn als Schriftsteller, obwohl seine

Lyrik einprägsam und stark rhythmisch war und seine Worte einen im Innersten berührten wie Musik. Auch wenn man sich oft an die Worte selbst nicht erinnerte, ging einem der bestimmte Rhythmus von Ndegwas Versen nicht mehr aus dem Kopf.

»Das meinen Sie doch nicht im Ernst«, sagte Thomas.
»Ich fürchte, ich meine es

sehr ernst.«

Thomas war verwirrt von Ndegwas ruhiger Haltung. »Was wäre, wenn Sie eine Weile zu schreiben aufhörten?« fragte er.

Ndegwa seufzte und strich sich mit der Zunge über die Lippen. »Wenn man Ihnen sagen würde, Sie dürften Ihre Gedichte nicht mehr veröffentlichen, weil sie unerfreuliche Wahrheiten

über Ihre Regierung enthielten, die die Regierung dem Volk nicht mehr zu Gehör bringen lassen möchte, würden Sie aufhören?«

Eine Entscheidung, die Thomas nie treffen, die er sich nie überlegen müßte. Unfreundliche Worte über das eigene Land gehörten praktisch zum nationalen Zeitvertreib.

Ndegwa drehte seinen

massigen Leib vom Tisch weg und sah auf die Menge hinaus. Der Dichter hatte ein Bantu-Profil. Seltsamerweise trug er eine Damenarmbanduhr.

»In meinem Land bekommt man eine Verwarnung, damit man seine Angelegenheiten regeln kann. Und dann wird man eingesperrt. Die Warnung ist das Vorspiel für die Festnahme.«

Ndegwa trank gelassen sein

Bier. Was folgte auf die Festnahme, fragte sich Thomas, was geschah dann? Gefängnis? Tod? Sicher nicht.

»Sie wissen das?« fragte Thomas.

»Das weiß ich.«

»Aber was ist mit Ihrer Frau und Ihrem Baby?«

»Sie sind in meine Heimat zurückgekehrt.«

»Jesus.«

»Jesus hilft mir nicht viel.«

»Sie könnten fliehen.«

Thomas suchte verzweifelt nach einer Lösung. Er dachte wie ein Amerikaner. Alle Probleme waren lösbar, wenn man sich die Lösung nur vorstellen konnte.

»Wohin? In meine Heimat? Dort würden sie mich finden. Das Land kann ich nicht verlassen. Sie würden mir am Flughafen den Paß abnehmen. Und ganz abgesehen davon,

mein Freund, wenn ich ginge,
würden sie meine Frau und
meinen Sohn festnehmen und
drohen, sie umzubringen,
wenn ich mich nicht stelle.
Das ist das übliche Vorgehen.«

Eines Freitagnachmittags,
gegen Ende des Semesters,
war Thomas im Seminarraum
geblieben, während Ndegwa
den letzten Teil seiner
Seminararbeit gelesen und
korrigiert hatte. Dann hatte

Ndegwa auf seine Uhr gesehen und gesagt, er müsse den Bus nach Limuru erreichen. Seine Frau habe letzten Monat ihren ersten Sohn geboren, und er wolle zur Familien-Shamba fahren und das Wochenende mit ihnen verbringen. Thomas, der sich der Anspannung, die sein Wochenende mit Regina überschatten würde, so lange wie möglich entziehen wollte,

bot an, ihn hinzufahren – ein Angebot, das Ndegwa gern annahm. Thomas und Ndegwa fuhren ins Hochland, an Teeplantagen vorbei auf einer Straße, die parallel zu einem Feldweg verlief.

Männer in Nadelstreifenanzügen und alte Frauen, die sich unter der Last von Feuerholz beugten, beobachteten den vorbeifahrenden Wagen, als

wären Thomas und Ndegwa Abgeordnete einer diplomatischen Mission. Auf der Fahrt stellten sie fest, daß sie Altersgenossen waren und am gleichen Tag im gleichen Jahr geboren waren. Wäre Thomas ein Kikuju, erklärte Ndegwa, wären sie beide mit zwölf beschnitten und für mehrere Wochen von ihrer Familie und ihrem Stamm getrennt worden, um zum

Mann zu werden. Danach hätte man sie mit vielen Feierlichkeiten wieder in die Gemeinschaft aufgenommen. Thomas gefiel der Gedanke: In seiner Kultur war die Mannwerdung eine vage und unbestimmte Angelegenheit, sie wurde durch keine Zeremonie markiert und trat allenfalls als individuelle und private Erfahrung ins Bewußtsein. Wann hast du

zum erstenmal Alkohol
getrunken? Sex gehabt? Wann
hast du den Führerschein
bekommen? Wann wurdest
du eingezogen?

Am Ende der Straße
stellten Thomas und Ndegwa
den Wagen ab und gingen
einen langen unbefestigten
Pfad zu einer rechteckigen
Lehmhütte mit blauem
Wellblechdach hinunter.
Außer einem kleinen Fleck

festgestampfter Erde vor dem Haus war der Boden bepflanzt. Das Haus stand auf einer Erhebung in greller Sonne, so daß Thomas die Augen zusammenkneifen mußte. Eine ältere Frau trat aus der Tür, sie trug ein Kitenge-Tuch um den Leib und ein weiteres um den Kopf geschlungen. Ndegwa stellte Thomas seiner Mutter vor. Die breite Lücke in ihrer

unteren Zahnreihe, erklärte Ndgewa später, stamme daher, daß ihr in ihrer Jugend sechs Zähne gezogen wurden, um ihre Schönheit zu vergrößern. Die Frau trat vor, schüttelte ihm die Hand und kniff die Augen zusammen, als sie Thomas' Namen hörte. Hinter ihr kamen scheu Ndegwas Schwestern der Reihe nach heraus und begrüßten ihn auf dieselbe

Weise. Ein Feuer brannte neben der Eingangstür, und ein Zicklein lag mit durchschnittener Kehle auf dem Rücken. In seiner Rolle als Gastgeber begann Ndegwa, ihr das Fell abzuziehen. Dabei legte er nicht einmal sein Jackett ab. Die dünne Luft machte Thomas schwindlig, und beim Anblick der Ziege wurde ihm flau im Magen. Als er sah, wie

Ndegwa den ersten Schnitt in die Haut am Bein machte und einen blutigen Lappen zurückklappte, wandte er sich ab und ging zu den Bananenstauden hinüber. Eine der Frauen in einem blauen Hosenanzug und roten Schuhen mit Plateausohlen trat auf ihn zu und stellte sich als Mary, Ndegwas Frau, vor. Sie trug einen großen Bergkristallring. Thomas war

sich nicht sicher, ob er je so
dick angeschwollene Brüste
gesehen hatte. Ihre
Plateausohlen sanken
aufgrund ihres Gewichts tief
in die Erde ein, aber sie
überquerten gemeinsam den
schmalen Streifen Gras, der
die Bananenstauden vom
Maisfeld trennte.

Das Haus war von einem
Garten mit großen
Margeriten und

Jasminsträuchern umgeben, deren Duft so betörend war, daß Thomas sich gleich auf den Boden legen wollte. Die sanfte Hügellandschaft war in ein vielfältiges Muster aus Feldern eingeteilt: Die verschiedenen Schattierungen von Grün flimmerten vor seinen Augen. Auf den Hügeln standen weitere Lehm- und Wellblechhütten, der Himmel darüber war vom

tiefsten Kobaltblau, das er in diesem Land je gesehen hatte. Ein ganz gewöhnlicher Tag in Kenia, dachte er, wäre in Hull ein Grund zum Feiern.

Mary befahl einem Kind, auf einem Holzkohleofen Wasser zu kochen, und lud Thomas ein, in die Hütte zu treten.

Ein Sofa, mit rotem Plastikstoff bezogen, und zwei dazu passende Stühle

schmückten den Wohnraum. In der Mitte stand ein kleiner Plastiktisch, und Thomas mußte über den Tisch steigen, um sich zu setzen. Der Boden bestand aus Lehm, und Thomas fragte sich, wie der bei heftigem Regen wohl aussähe. Das Sonnenlicht, das durch die Tür einfiel, ließ die Farben der Landschaft grell erglühen. Er wußte, er wäre nie in der Lage, sie zu

beschreiben: Es hatte mit dem Licht und der Beschaffenheit der Luft am Äquator zu tun – die von besonderer Feinheit war. Wenn man die Farben eines Landes nicht beschreiben konnte, was blieb einem dann?

An den Wänden hingen gerahmte Coca-Cola-Reklamen und Fotos von starr posierenden Familienangehörigen. Aus

einem batteriebetriebenen Plattenspieler ertönte unglaublicherweise ein amerikanischer Song: Put your sweet lips a little closer to the phone. Thomas wurde ein Glas warmes Bier angeboten, das er in einem Zug hinunterstürzte. Mary lachte und goß ihm nach. Er versuchte, nicht überrascht auszusehen, als sie ihm sagte, sie sei ebenfalls Dichterin und

besitze außerdem ein Diplom für Rechtsmedizin der Universität Kampala. Sie sei zur Geburt ihres ersten Kindes, das jetzt einen Monat alt war, in die Shamba der Familie zurückgekehrt. Sie fragte ihn, warum er sich im Land aufhalte. Er sei im Land, weil Regina hier sei, und Regina sei im Land, weil sie ein Stipendium habe, um die psychischen Auswirkungen

von Tropenkrankheiten auf kenianische Kinder unter zehn Jahren zu untersuchen. Das Stipendium sei von der UNICEF. Thomas bemerkte, daß sich Ndegwa von Zeit zu Zeit hinters Haus zurückzog, um mit Männern zu sprechen, die vor allem seinetwegen gekommen waren. Vage bekam er mit, daß sich die Gespräche um Politik drehten.

»Mein Mann sagt, Sie seien

ein wundervoller Dichter.«

»Ihr Mann ist sehr freundlich.«

»In Ihrem Land ist das Schreiben von Gedichten keine gefährliche Arbeit?«

»In meinem Land wird das Schreiben von Gedichten nicht als Arbeit angesehen.«

»In meinem Land kann so etwas zuweilen sehr gefährlich sein. Aber Sie schreiben nicht über mein

Land?«

»Nein. Ich kenne es nicht gut genug.«

»Ah«, sagte Mary geheimnisvoll und tätschelte sein Knie. »Und Sie werden es auch nicht kennenlernen.«

Zwei der Schwestern brachten eine Sufuria mit Stücken verbrannten Ziegenfleischs herein. Ein Schenkelknochen ragte heraus. Ndegwa schnitt das

knusprige schwarze Fleisch auf einem Holztisch mit einer Machete auf und reichte Teller mit den glänzenden Stücken im Raum herum.

Thomas hielt seinen Teller auf dem Schoß fest, bis er sah, daß Mary die Finger benutzte. Das Fett auf dem Bergkristall war phantastisch.

Das Essen war qualvoll. Ndegwa reichte Thomas einen Teller mit ausgesuchten

Leckerbissen, die dem Ehrengast vorbehalten waren. Er erklärte, daß es sich um die Innereien der Ziege handle – Herz, Lunge, Leber und Hirn – und daß sie besonders köstlich seien. Um Thomas zu ermuntern, trank Ndegwa das rohe Blut, das beim Schlachten der Ziege aufgefangen worden war. Die Delikatessen abzulehnen, das wußte Thomas bereits nach

einem halben Jahr Aufenthalt im Land, war nicht möglich, ohne sich in Verlegenheit zu bringen und Ndegwa zu beleidigen. Es hätte ihm nichts ausgemacht, selbst in eine peinliche Situation zu geraten, aber seinen Lehrer wollte Thomas nicht beleidigen. Ihm drehte sich der Magen um. Er griff mit den Fingern in die Schüssel, schloß die Augen und aß.

Es war eine weitere afrikanische Erfahrung, wie er sofort wußte, die sich niemals beschreiben ließe.

Nach einer Weile erhob sich Mary und entschuldigte sich, weil sie sich nicht wohl fühlte und ihr Baby stillen müsse. Ndegwa lachte und fügte hinzu: »Ihre Brüste sind so groß, daß sie jetzt ein gebeugter Baum ist.«

Die Verabschiedungen,

erinnerte sich Thomas,
dauerten eine Stunde.

»Jetzt wissen Sie, wo Sie
uns finden, wenn Sie
wiederkommen wollen«,
sagte Ndegwa zu Thomas, als
er ging.

»Ja, danke.«

»Machen Sie sich nicht rar.«

»Nein, das werde ich nicht.«

»Das nächstmal haben wir
zwei Ziegen.«

»Wunderbar«, sagte

Thomas.

»Wann werden Sie Ihrer Meinung nach verhaftet?« fragte Thomas Ndegwa im Café.

»In einer Woche? In zwei Wochen? In fünf Tagen? Ich weiß nicht.« Ndegwa machte eine fahrigie Handbewegung, um seine Unsicherheit zu unterstreichen.

»Ist ein Gedicht es wert,

dafür zu sterben?«

Ndegwa fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ich bin eine Symbolfigur für viele meinesgleichen. Ich bin eine bessere Symbolfigur, wenn ich im Gefängnis sitze und die Leute von mir hören und über mich lesen, als wenn ich fliehe.«

Thomas nickte und versuchte, die politische Tat zu verstehen. Er versuchte, die

Überlegungen eines Mannes zu verstehen, der einer Idee wegen sich und seine Familie in Gefahr brachte. Im Verlauf der Jahrtausende waren Männer in großer Zahl für Ideen gestorben. Aber ihm fiel keine einzige Idee ein, für die es sich zu sterben lohnte.

Er wollte Ndegwa sagen, daß seine Arbeit zu gut war, um aus politischen Gründen geopfert zu werden. Aber wie

kam er dazu, so etwas zu sagen? Wer konnte sich in diesem Land, in dem so viel Leid herrschte, den Luxus von Kunst erlauben?

»Wohnen Sie bei Regina und mir«, sagte Thomas. »In Karen wird man Sie nicht suchen.«

»Wir werden sehen«, antwortete Ndegwa. Es klang unverbindlich, er hatte sich schon anderweitig

verpflichtet. Er war schon so gut wie verhaftet.

Der massive Mann stand auf. Bedrückt erhob sich Thomas mit ihm. Ein Gefühl der Hilflosigkeit überkam ihn. »Sagen Sie mir, was ich tun kann«, bat Thomas.

Ndegwa wandte den Blick ab und sah ihn dann wieder an. »Sie können meine Frau besuchen.«

»Ja«, sagte Thomas.

»Natürlich.«

»Das müssen Sie mir versprechen.«

»Ja.« Ihm schien, als entdeckte er einen leisen Anflug von Angst auf Ndegwas Gesicht.

Thomas bezahlte das Bier und verließ das Thorn Tree. Er fühlte sich benommen und desorientiert. Es war der Alkohol auf nüchternen

Magen. Oder Ndegwas Neuigkeiten. Ein Mann kam auf ihn zu, der, abgesehen von einer Papiertüte, nichts auf dem Leib hatte. Die Tüte war an den Seiten aufgerissen, um die Beine durchstecken zu können, und er hielt die beiden Öffnungen mit den Händen fest. Es sah aus, als trüge er Windeln. Sein Haar war schmutzig, mit verschiedenfarbigen Fusseln

durchsetzt. Er blieb vor Thomas stehen – dem Amerikaner, dem leichten Opfer. Thomas leerte seine Taschen in einen Beutel, den der Mann um den Hals trug.

Er mußte Regina finden.

Er ging am Hotel Gloria vorbei, wo er und Regina die erste Nacht im Land verbracht hatten, ohne zu bemerken, daß es ein Bordell war. Das Waschbecken war mit

braunem Zeug verstopft, das er nicht näher untersuchen wollte, und als sie aufwachten, waren sie mit Fliegen bedeckt. Jetzt ging eine Frau an ihm vorbei, die ein Kind auf dem Rücken trug, dessen Augen voller schwarzer Fliegen waren. Thomas brauchte einen Schluck Wasser. Die Farben kamen ihm jetzt intensiver und greller vor; die Geräusche lauter und

gellender als eine Stunde zuvor. Er erinnerte sich an das erste Mal, als er eine lange Kolonne roter glänzender Ameisen gesehen und zu spät bemerkt hatte, daß sie an seinem Bein hinaufkrochen. In Gil Gil hatte eine nackte Frau bewegungslos auf dem Asphalt im Hof gelegen. Nackte Männer hingen an vergitterten Fenstern. Sie hatten ihm auf die Füße

gespuckt. Warum waren so viele Menschen ohne Kleider in diesem Land? Die Sicht seines rechten Auges wurde von Hunderten heller, sich bewegender Punkte getrübt. Keine Migräne, dachte er – bitte, nicht jetzt.

SCHULMÄDCHEN
STIRBT NACH
BESCHNEIDUNG. Er erinnerte sich an den Nachtexpress nach Mombasa,

an den sexuell erregenden Rhythmus der Räder. Er und Regina hatten sich eine enge Koje geteilt, und es war eine zärtliche Nacht zwischen ihnen gewesen, eine Art Waffenstillstand. Er hatte Maurice von E.M. Forster gelesen. Wo hatte er das Buch gelassen? Kenianer haßten Homosexuelle, erwähnten sie nie, als existierten sie nicht. Rich würde kommen, und er

würde ihm das Kraut zum Kauen geben. Was hatte seine Mutter geschrieben? Die Gasleitungen seien kaputt? DREI AMERIKANER ENTHAUPTET. Ob der Wagen noch da war? Oder hatte er nicht genügend bezahlt? Töpfe und Kleider wurden auf der Straße verkauft. Im Schaufenster eines Kaufhauses wurden Artikel von Cuisineart

angeboten. Regina würde inzwischen ernstlich besorgt sein. Gestern hatte er im Norfolk überbackene Käseschnitten gegessen, deren Geschmack noch immer auf seiner Zunge lag. In Wirklichkeit jedoch schmeckte er das Tusker. Worte. Sie verfolgten ihn in der Nacht. Einmal waren zwanzig Löwen an ihm vorbeispaziert. Er hatte wie

erstarrt neben dem Auto gestanden, nicht einmal fähig, die Tür zu öffnen, um einzusteigen. Regina hatte drinnen tonlos geschrien. Sie waren nach Keekorok hinaufgefahren, ohne Batterie und mit vier abgefahrenen Reifen. Der Schaltknüppel war abgebrochen. Ein anderes Mal, auf einer Safari, als alle das Lager verlassen hatten, war er zurückgeblieben, um

zu schreiben. Er war von Pavianen angegriffen worden und mußte sie vertreiben, indem er mit einem Holzlöffel auf einen Blechtopf schlug.

ZAUBERDOKTOR
WEGEN BESTECHUNG
BEIM RUGBY
FESTGENOMMEN. MANN
IN ZEBRAFALLE
GEFANGEN. Bei einer Party in der Botschaft hatte ihn eine Frau in weißem Kostüm für

einen Spion gehalten. Die Luft in Karen schmeckte wie Champagner. Sie war sogar besser als in den Ngong Bergen. Er sehnte sich nach ihrer Kühle, nach ihrem Grün. Er lehnte den Kopf an die Mauer eines Gebäudes, der Beton war heiß und rauh, nicht beruhigend. Regina hätte Medikamente in ihrer Tasche. Wenn er nur in einen ruhigen Raum käme. Ihm fiel

eine Höhle ein, in der Tausende von Fledermäusen an der Decke hingen, Regina sank vor Schreck auf die Knie. Er flehte sie an, aufzustehen, und schließlich mußte er sie buchstäblich nach draußen zerren. ›Mir geht's gut. Mir ist kein Unglück widerfahren.‹ Eine Floskel, nicht ernst gemeint. Ndegwa hatte aufsehenerregendes Unglück. Oder schuf er es sich selbst?

REGENFÄLLE
VERURSACHEN CHAOS.
ARME SEHEN ZU WIE
IHRE HÄUSER
NIEDERGEWALZT
WERDEN.

KRANKENWAGEN MIT
ELFENBEIN ENTDECKT.

Zunächst wäre Regina
wütend, ärgerlich, weil sie
hatte warten müssen. Aber es
würde ihr leid tun, wenn sie
sähe, daß er Migräne hatte.

Im Markt wartete er, bis sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten. Der Gestank war jetzt sogar noch schlimmer, und er versuchte, durch den Mund zu atmen. Die Menschen und die Stände im Markt nahmen Gestalt an wie Fotos im Entwicklerbad. Er sah eine Frau in einem Kanga, das Tuch war straff um die Hüften geschlungen. Sie hatte einen hübschen

festen Hintern. Ndegwa hatte den Afrikanerinnen nachgesehen, wohingegen ihm, Thomas, die schlanke Taille einer weißen Frau aufgefallen war und die Art, wie sich ihre Baumwollbluse über dem Kanga bauschte. Plötzlich spürte er solche Enge in der Brust, daß er den Gestank tief einatmen mußte, um Luft zu bekommen.

Es war doch nicht möglich,

dachte er. Selbst als er nicht mehr daran zweifelte.

Der Schmerz blieb, aber sein Kopf wurde klarer. Die Sehstörung ließ nach. Sie hatte ihm den Rücken zugewandt, ihren langen, schlanken Rücken. Ein Korb hing über ihrem Arm. Sie beugte sich leicht zu einer Auslage mit Ananas hinunter, um ihre Reife zu prüfen. Eine dichte Reihe von

Silberarmreifen klickte an
ihrem rechten Gelenk, als sie
die Hand bewegte. Ihre Beine
waren von der Wadenmitte
bis zu den Füßen nackt. Er sah
auf das schlank gebräunte
Bein, die staubige Ferse, die
abgetragenen Ledersandalen.
War es möglich, daß er sich
täuschte? Nein. In diesem Fall
war eine Täuschung
unmöglich. Das wundervolle
Haar, blonder, als er es in

Erinnerung hatte. Im Nacken zu einem losen Knoten gebunden.

Jetzt bezahlte die Frau ihre Ananas. Sie drehte sich um und kam auf ihn zu. Einen Moment lang sah sie verwundert aus, in einer Hand hielt sie die Strohtasche, in der anderen den Geldbeutel. Ihr Gesicht war schmäler, nicht so rund, wie er es in Erinnerung hatte. Selbst in der Dunkelheit

des Markts konnte er das Kreuz erkennen. Er hörte, wie sie nach Luft schnappte.

»Thomas!« sagte die Frau.
Sie trat einen Schritt vor.
»Bist du es wirklich?«

Er steckte die Hände in die Taschen, aus Angst, er könnte sie unwillkürlich anfassen.
Ihre Gegenwart war wie ein explodierender Feuerwerkskörper.

»Linda.«

Sein Mund war bereits trocken.

Sie lächelte zögernd und reckte den Kopf. »Was machst du hier?«

Was machte er in Afrika? Das schien eine berechtigte Frage zu sein.

»Ich bin schon seit längerem hier. Seit einem Jahr.«

»Wirklich? Ich auch. Fast jedenfalls.«

Ihr Blick wich dem seinen aus, nur eine Sekunde lang, und das Lächeln erlosch für einen Moment. Sie hatte die Narbe noch nicht gesehen.

»Das ist sehr seltsam«, sagte er.

Ein älterer Mann in einer königsblauen Jacke kam auf ihn zu und zupfte ihn am Ärmel. Thomas war wie erstarrt, unfähig, sich zu rühren, als könnte er etwas

Wichtiges zerstören. Er beobachtete, wie Linda in ihren Geldbeutel griff und ein paar Shilling herausnahm. Der Bettler entfernte sich.

Sie legte die Finger an die Nase, von einem der Gerüche überwältigt, die das Gebäude durchzogen. Er glaubte, ihre Finger zittern zu sehen. Regina wäre jetzt irgendwo und wartete auf ihn. Regina. Er bemühte sich, etwas

Vernünftiges herauszubringen.

»Meine Frau arbeitet bei der UNICEF.«

Die Worte meine Frau paßten nicht, dachte er. Nicht hier. Nicht jetzt.

»Oh«, sagte sie. »Ich versteh'e.«

Thomas sah auf ihre Finger, um festzustellen, ob sie einen Ehering trug. An ihrer linken Hand war etwas, was ein Ehering hätte sein können.

»Bist du in Nairobi?«

»Nein. Ich bin im Friedenscorps. In Njia.«

»Oh«, sagte er. »Das überrascht mich.«

»Warum?«

»Ich hielt dich nicht für den Typ Frau, der zum Friedenscorps geht.«

»Nun. Man ändert sich.«

»Wahrscheinlich.«

»Hast du dich verändert?«

Er dachte nach. »Ich glaube

nicht.«

Seine Lippen waren trocken, er mußte sie mit der Zunge befeuchten. Sein Atem war zu flach, er brauchte Luft. Der Schmerz in seiner Schläfe war qualvoll. Regina hätte Medikamente in ihrer Tasche. Er legte die Hand an den Kopf, ohne sich dessen bewußt zu sein.

»Du hast Migräne.«

Er sah sie verblüfft an.

»Dieser gequälte Zug um
deine Augen.«

Sie, die das Dutzende von
Malen gesehen hatte.

»Ich kriege es jetzt nicht
mehr so oft wie früher. Der
Arzt sagt, wenn ich fünfzig
bin, wird es verschwunden
sein.« Er holte tief Luft und
hoffte, es klänge wie ein
Seufzen. »Wenn ich so lange
lebe.«

»Es ist schwer, sich

vorzustellen, so lange zu leben«, sagte sie leichthin.

»Früher habe ich immer gedacht, mit dreißig wäre ich tot.«

»Das haben wir alle gedacht.«

Sie hatte wasserblaue Augen und lange blonde Wimpern. Feine Fältchen umgaben ihre Augen. Ihr Gesicht war gebräunt, ein indianisches Rotbraun. Nach

dem Unfall war es nicht möglich gewesen, zusammenzubleiben. Ihre Tante und ihr Onkel hatten es verboten. Er hatte tagelang ihr Haus belagert. Bis sie sie schließlich fortgeschickt hatten. Er wußte immer noch nicht, wohin sie gegangen war.

Er hatte vier Briefe geschrieben, von denen keiner beantwortet wurde. Und dann

kam der Herbst, und er hatte sich in Harvard eingeschrieben. Sie hatte sich für Middlebury entschieden. Er hatte sich dann gezwungen, es aufzugeben und ihr Schweigen als Strafe hinzunehmen.

Die zehn Jahre hatten sie verändert. Sie sah jetzt wie eine Frau aus. Ihre Brüste waren nackt unter der Bluse, und er bemühte sich, nicht

darauf zu sehen.

»Wir wohnen in Karen«,
sagte er.

Sie nickte langsam.

»Es liegt westlich von hier.«

Er machte mit der Hand eine
Bewegung in eine Richtung,
die Westen sein mochte.

»Ich kenne den Ort.«

»Ich hatte nie Gelegenheit,
dir zu sagen, wie leid es mir
tat«, sagte er. »Ich habe
versucht, dir zu schreiben.«

Sie sah weg. Der tiefe V-Ausschnitt entblößte gerötete Haut.

»Wegen des Unfalls«, sagte er. »Er war unverzeihlich. Wenn ich nicht so schnell gefahren wäre. Wenn ich nicht getrunken hätte.«

Sie blickte rasch zu ihm auf.
»Ich war dabei. Ich war genauso daran beteiligt wie du.«

»Nein, das warst du nicht.«

Ich war derjenige, der gefahren ist.«

Sie streckte die Hand aus und berührte sein Handgelenk. Die Berührung war so elektrisierend, daß er zusammenzuckte. »Thomas, wir wollen es gut sein lassen. Es ist Jahre her. Alles hat sich verändert inzwischen.«

Ihr Kanga war nur ein einziges Stück Stoff, das sie wie die afrikanischen Frauen

um die Taille geschlungen hatte. Ein winziger Ruck, und er würde auf ihre Sandalen hinabgleiten. Darüber konnte er jetzt nicht nachdenken.

»Ich möchte nur wissen, wohin sie dich geschickt haben«, sagte er. »Das habe ich mich immer gefragt.«

Sie zog die Hand zurück.
»Ich ging zu Eileen nach New York.«

Er nickte langsam.

»Dann ging ich nach Middlebury.«

Er holte tief Luft.

»Es gibt so viel nachzuholen«, sagte sie. Wie vielleicht jede Frau gesagt hätte, um Normalität herzustellen.

»Wie geht's deiner Tante?« fragte er, sich einen Moment lang fügend.

Sie preßte die Lippen aufeinander und zuckte mit

den Achseln. Die Beziehung zu ihrer Tante wäre wohl immer schwierig. »Wie üblich, schätze ich.«

»Warum hast du meine Briefe nicht beantwortet?« fragte er zu schnell – schließlich unfähig, die Normalität aufrechtzuerhalten.

Sie hob die Hand und strich eine Haarsträhne hinters Ohr. »Ich habe keine Briefe

bekommen.«

»Du hast meine Briefe nicht bekommen?«

Sie schüttelte den Kopf.

Seine Brust fühlte sich wie zusammengeschnürt an.

»Also«, sagte sie. Das leichte Stirnrunzeln verschwand. »Du bist beim Einkaufen?«

»Oh«, sagte er. Verwirrt.
»Ich bin fertig mit Einkaufen.
Zumindest mit meinem Teil.

Obwohl ich Cashew-Nüsse besorgen sollte.« Er hoffte, sie würde den Biergeruch in seinem Atem nicht bemerken. Es war noch nicht einmal Mittag.

Aus dem Augenwinkel sah er, daß Regina sich näherte. Sie trug eine Strohtasche voller Lebensmittel auf den Armen. Panik ergriff ihn. Er wollte unbedingt mit Linda sprechen, bevor Regina zu

ihnen stieß.

»Linda«, sagte er, brach aber dann ab. Ihm fiel kein einziges Wort ein.

Sie sah schnell zu ihm auf, und er hielt ihren Blick fest.

Regina stand neben ihm, und verlegenes Schweigen trat ein. Linda lächelte in Reginas Richtung. »Hallo. Ich bin Linda Fallon.«

Thomas bemühte sich, die Fassung zu wahren. Er sah

Regina an und fragte sich, ob Lindas Name ihr etwas sagte. Er hoffte nicht. »Linda, das ist meine Frau Regina.«

Regina stellte die Strohtasche ab und schüttelte Lindas Hand. Reginas pinkfarbene ärmellose Bluse zeigte Flecken unter den Armen, das Haar hing ihr wirr und verschwitzt ums Gesicht. Sie sah Thomas an, seine leeren Hände. Sie trug Shorts,

was ihm peinlich war.

»Hast du das Obst nicht gekauft?« fragte Regina. Selbst jetzt mit einem leicht weinerlichen Unterton.

»Es ist im Auto.«

Sie sah ihn eindringlich an.

»Hast du Migräne?«

Linda sah weg.

Thomas bemühte sich, unbeteiligt zu sprechen, was ihm allerdings nicht gelang.

»Linda ist eine alte Freundin.

Aus Hull.«

Regina wandte sich der Fremden zu. »Wirklich? Sind Sie auf Safari?«

»Nein. Ich bin beim Friedenscorps.«

»In Nairobi?«

»In Njia.«

»Ach, wirklich. Was machen Sie?«

»Ich unterrichte.«

»Oh, wow.« Das Wow klang mechanisch, ohne

Emotion. Hinter Linda packte der Händler seine übriggebliebenen Waren zusammen.

»Sie schließen«, sagte Thomas. Hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, die beiden Frauen möglichst rasch voneinander zu trennen, und dem Wunsch, seine Unterhaltung mit Linda nicht abzubrechen. Er wollte sie so viel fragen, Fragen, die ihm

jahrelang durch den Kopf gegangen waren.

Linda sah demonstrativ auf ihre Uhr. »Ich muß mich beeilen. Peter erwartet mich zum Lunch.«

Der Name traf ihn wie eine Kugel in die Brust. Daß es einen Peter gab, war zu erwarten, dennoch schockte ihn der Name.

Linda wandte sich Regina zu. »Ich habe mich gefreut, Sie

kennen zu lernen.« Sie sah Thomas an. Es gab nichts, was sie hätte sagen können. Also lächelte sie nur.

Thomas beobachtete, wie sie fortging. Alles Blut in seinen Adern strebte ihr nach.

Er beugte sich hinunter, um Reginas Tasche zu nehmen. Er mußte etwas tun, um die Leere in seinem Innern zu verbergen. Regina schwieg, während sie durch die Stände

in die Mittagssonne hinausgingen.

»Roland und Elaine haben uns zum Abendessen eingeladen«, sagte sie.

Roland, Reginas Supervisor, war ein Arschloch, aber Thomas war erleichtert, daß eine Party anstand. Einen ganzen langen Abend mit Regina im Haus, das würde er nicht aushalten. Nicht heute abend.

»War das nicht das Mädchen, mit dem du während der High-School gegangen bist?«

Er zwang sich, beiläufig, sogar gelangweilt zu klingen.
»Ein paar Monate lang.«

»Und hattest du nicht irgendeinen Unfall mit ihr zusammen?«

»Sie saß im Wagen.«

Regina nickte. »Jetzt erinnere ich mich. Du hast es

mir erzählt.«

Thomas stellte die Tasche in den Kofferraum. Er öffnete die Fahrertür und stieg ein; der Sitz war so heiß, daß er sich die Schenkel verbrannte. Der Junge auf dem Parkplatz beobachtete ihn und wartete auf ein Trinkgeld. Thomas kurbelte das Fenster herunter, und der Junge war im Nu bei ihm.

Regina setzte sich neben

ihn. »Blondinen sollten nicht so viel in die Sonne gehen«, sagte sie. »Ist dir aufgefallen, wie ruiniert ihre Haut aussieht?«

Er stand auf Rolands Veranda, ein Pimm's in der Hand, und das Gefühl, das seine Brust durchströmte, das aber nicht von einem eben erst vergangenen Erlebnis herrühren konnte, mußte

Freude sein. Ein Gefühl, das bis zu den Schenkeln hinab zu spüren war. Am Anfang des Abends, als er inmitten eines Gewirrs aus kühlen, aber paradoxerweise freundlichen Bemerkungen eintraf – ›Roland, sind die Amerikaner nicht komisch, wie sie überall zu Fuß hingehen? Also, dieses Kleid gefällt mir –, spürte er, wie gering seine Aufmerksamkeit war, wie

widerwillig er sie sich abnötigen ließ. Und deshalb suchte er Zuflucht auf der Veranda, wo bis jetzt noch niemand war.

Und er wußte, daß er verliebt war. Wie noch nie im Leben. Nicht seit jenem Tag 1966, als ein Mädchen in grauem Rock und weißer Bluse über die Schwelle eines Schulzimmers trat. Es war, als wäre er in all den Jahren bloß

abgelenkt gewesen oder hätte es satt gehabt, nur Erinnerungen zu lieben. Und wäre nun, entgegen aller Erwartung, wieder in seinen rechtmäßigen Zustand zurückversetzt worden. Er lebte nicht mehr von Erinnerungen, sondern war genesen. Wie ein Blinder, der einst sehen konnte, lernt, mit seinem Gebrechen zu leben und sich an seine dunkle Welt

zu gewöhnen, und dann, Jahre später, wenn er verblüffenderweise wieder sehen kann, weiß, wie herrlich seine Welt früher war. Und all das nur wegen eines unvermuteten Wiedersehens und des Austauschs von einem Dutzend Sätzen – die in sich schon kleine Wunder waren.

Die Veranda ging auf einen Garten mit Hibiskus und

Margeriten hinaus, die im
Licht der Laternen in den
Bäumen einen geisterhaften
Glanz verströmten. Am
Äquator ging die Sonne jeden
Abend zur gleichen Zeit unter,
wie ein Licht, das ohne alle
Vorankündigung, ohne trüber
zu werden, einfach erlosch,
eine Tatsache, die Thomas
verwirrend fand. Er vermißte
das langsame Verdämmern
eines Sommerabends, und

selbst die Morgendämmerung
hatte er kaum je gesehen. Zu
seiner Verwunderung
vermißte er auch den Schnee,
und gelegentlich träumte er
nachts davon. Jetzt stand er
auf gleicher Höhe mit der
Krone eines Avocado-Baums,
der schwer an Früchten trug –
so nahe, daß er sich nur hätte
vorbeugen müssen, um eine
der grünen ledrigen Früchte
zu pflücken. Er erinnerte sich,

daß er vor seiner College-Zeit nie eine gegessen hatte, weil die Frucht für die calvinistische Küche seiner Mutter viel zu exotisch war. Sie hielt Ketchup für Gemüse.

Roland hatte darauf bestanden, daß er ein Pimm's nahm, ein süßliches Getränk aus Gin und Gingerale, obwohl Thomas ein schlichtes Bier gewollt hätte. Roland war zu Hause so herrisch wie

bei der UNICEF, ein Mann, der mit einer Bestimmtheit feste Meinungen von sich gab, die verblüffend war. Man solle sich an seine Worte erinnern, nach Kenyattas Tod komme es zu Stammeskämpfen. Eines stehe fest, wenn ein Afrikaner das Haus eines Europäers kaufe, könne man darauf wetten, daß es verfallen würde. Daß man einem Asiaten nicht

trauen konnte, verstand sich von selbst. Thomas, der zu diesen Themen keine Meinung hatte, fand den eingestandenen – ja, bedrohlichen – Rassismus entsetzlich. Umgekehrt hielt Roland Thomas für hoffnungslos naiv, und er sagte das auch. Amüsant naiv, tatsächlich. Ein ernster Amerikaner war ein Vergnügen. ›Ihr werdet

sehen, fügte Roland gern hinzu.

Die Nachtluft umspielte Thomas' Arme im kurzärmeligen Hemd. In der Ferne hörte er Musik und das verklingende Lachen einer Frau. Rauch stieg aus der Betongarage auf, in der die Dienstboten lebten, womit sich wie immer die Frage nach der Bewertung stellte: War das Einsperren von

Bediensteten in einer Betongarage etwas anderes als Sklaverei? Und gleichzeitig mit diesem Gedanken tauchte die Frage auf: Wo war Linda in diesem Moment? Was machte sie gerade? Er sah sie in einer Hütte im Busch vor sich – warum, hätte er nicht sagen können. Wahrscheinlich entsprach es der Vorstellung, die man sich vom Friedenscorps machte, das

gute Arbeit und erträgliches Leid suggerierte. Wie leicht hätten sie sich auf dem Markt verfehlen können und möglicherweise nie erfahren, daß der andere überhaupt im Land war. Die Knie wurden ihm weich, wenn er daran dachte. Erneut sah er den sanften Schwung ihrer Taille und ihrer Hüften vor sich und die Art, wie ihre Brüste sich unter der Bluse bewegten.

Eine Sehnsucht, die er seit seiner frühen Jugend nicht mehr verspürt hatte, durchlief schmerzlich seinen Körper.

Ihre Finger hatten gezittert, als sie ihr Gesicht berührte, dessen war er sicher. Und dennoch wirkte sie so ruhig, so unglaublich gefaßt. Hatte ihr die zufällige Begegnung etwas bedeutet, oder war es nur ein wehmütiger Moment für sie, etwas, was man

beiseite schieben mußte, um sein Leben fortzusetzen? Aber eigentlich war es unmöglich, daß einer den anderen vergessen hatte. Und dennoch hatte er eine andere Frau geheiratet, und sie war mit einem Mann namens Peter zusammen. Er stellte sich einen farblosen Akademiker vor, wenn auch nur, weil er sich das so wünschte. Er fragte sich, ob sie zusammenlebten,

und schätzte, daß sie es taten.
Machten das nicht alle
heutzutage, vor allem in
diesem Land der
Gesetzlosigkeit und
verbotenen Liebe?

Er wandte sich ein wenig
um, lehnte die Hüfte an das
Geländer und sah durch die
Flügelfenster in einen Raum,
den Elaine als ihren Salon
bezeichnete, eine weitere
britische Reminiszenz, die

anachronistisch wirkte in einem Land, in dem die Mehrheit in Hütten lebte. Allein unter den Gästen dieser Party wußte er von drei Affären, und wer hätte sagen können, wie viele andere es noch gab? Roland selbst schließt mit Elaines bester Freundin Jane, und das seltsame war, hatte Regina gesagt, daß Elaine davon wußte und sich nichts daraus

machte. Was die Frage aufwarf: Mit wem schließt Elaine? Elaine, die darauf nicht verzichten würde. Elaine mit ihrem nußbraunen harten Gesicht und dem fast platinweißen Haar nach einem fast lebenslangen Aufenthalt am Äquator. Elaine, die in Kenia geboren war und Thomas einmal verärgert gesagt hatte, sie sei kenianische Staatsbürgerin

(obwohl man seiner Meinung nach nicht den Eindruck hatte, daß sie die Afrikaner deswegen lieber mochte). Sie hielt Pferde und hatte die Schenkel einer Reiterin. Sie besaß eine bestimmte Art von Schönheit, wenn auch eine, die wenig Anziehung auf Thomas ausübte, und ihre Persönlichkeit war so wetterhart wie ihr Gesicht. Noch weniger als Roland

vermochte sie ihre Verachtung für Amerikaner zu verbergen. Sie blickte in diesem Moment auf und bemerkte, daß Thomas sie anstarrte. Er sah schnell weg. Sie hätte seinen Blick mißverstehen, später vielleicht sogar mit ihm flirten können.

Jesus, dachte er und drehte sich wieder zum Geländer um. Das hätte ihm gerade noch

gefehlt.

Stundenlang hatte er Migräne gehabt und war froh gewesen, im abgedunkelten Zimmer zu liegen. Regina hatte in der Küche herumhantiert und dann auf der Veranda gelesen. Selbst in der Abgeschiedenheit des Schlafzimmers hatte er die Freude gespürt, selbst durch den quälenden Schleier des Schmerzes hindurch. Und als

die schlimmsten Schmerzen abgeklungen waren, war er vor Glück fast euphorisch. Immer und immer wieder hatte er in Gedanken die Unterhaltung mit Linda ablaufen lassen, und die Wiederholung der Sätze war wie ein Gedicht, das er sich einzuprägen hoffte.

›Bist du es wirklich?‹

›Das ist sehr seltsam.‹

›Hast du dich verändert?‹

›Es ist Jahre her. Alles hat sich verändert inzwischen.‹

Er hörte das leise Klicken der Verandatür hinter sich. Er schickte ein schnelles Gebet zum Himmel, daß es nicht Elaine war.

»Unser ansässiger Reimeschmied.«

Roland, mit einem großen goldfarbenen Getränk in der Hand, kam auf Thomas zu und stützte die Ellbogen auf

das schmiedeeiserne Geländer, eine Haltung, die entspannt wirkte, es aber sicherlich nicht war. Sein Hemd, eigens aus London geschickt, wie er behauptete, war aus einem synthetischen Material.

»Ich reime nicht«, sagte Thomas.

»Wirklich? Das wußte ich nicht.«

Roland trank einen Schluck

und strich sich eine fettige Locke aus der Stirn. Sein Geruch war widerlich, von Eau de Cologne überlagert. Ganz zu schweigen von seinem Mundgeruch, der einem schon aus der Entfernung von einem Meter entgegenschlug. Die Briten badeten nur ein- oder zweimal pro Woche; nun, keiner tat es öfter hier draußen.

»Wo kann man Ihre Bücher denn bekommen?«

»Es gibt keine Bücher von mir.«

Thomas war sicher, daß sie diese Unterhaltung vor Monaten schon einmal geführt hatten.

»Oh. Wie schade.«

Rolands Hose, ebenfalls aus irgendeinem synthetischen Stoff, lag eng an den Schenkeln an und fiel über

seine Schuhe hinab. Er trug eine schwere silberne Uhr mit dehnbarem Armband, das ihm zu weit war.

»Also scharfe Attacken? Pamphlete?« fragte Roland bemüht unbekümmert.

»Ich schreibe für Literaturmagazine«, sagte Thomas, den stolzen Unterton sofort bereuend.

»Ich schätze, es gibt einen Markt für so was in den

Staaten?«

Thomas fragte sich, wo Rolands Geliebte heute abend war. Jane, deren Mann Safaris leitete und praktischerweise oft von zu Hause fort war. Der Mann, der sich auf Partys lauthals beklagte, daß er das Wild nicht mehr schießen durfte.

»Ganz und gar nicht.«

»Oje«, sagte Roland mit einem Anflug von Bestürzung.

»Regina muß wohl sehr tüchtig sein?« Er meinte in finanzieller Hinsicht.

Thomas erwog, ihm zu verraten, daß er für Reginas Studium aufkam, verwarf es dann aber wieder.

»Es gibt hier einen Typen aus Uganda, der ein Magazin herausgibt. Er könnte Ihnen vielleicht von Nutzen sein«, sagte Roland mit säuerlicher Miene und beugte sich

verschwörerisch zu Thomas hinüber.

»Natürlich ist es ein mieses Blättchen, und der Typ ist ein ziemlicher Schleimer, aber letzten Endes ist eine Veröffentlichung besser als keine, oder?«

Roland lehnte sich mit dem Rücken ans Geländer und beobachtete seine eigene Party.

»Und warum sind wir so

einsiedlerisch und ziehen uns allein auf die Veranda zurück, wenn man fragen darf?« sagte Roland, sich selbst die Freiheit herausnehmend. Er lächelte und trank einen Schluck. Die gönnerhafte Art dieses Burschen ging ihm auf die Nerven. Das »wir« brachte das Faß zum Überlaufen.

»Tatsächlich habe ich gerade an Jane gedacht«, sagte Thomas.

Arabische Möbel von der Küste und englische Antiquitäten ergaben ein überladenes Stilgemisch, das förmlich nach Entrümpelung schrie. Obwohl – es gab einen herrlichen Sekretär, den Thomas schon einmal bewundert hatte und es heute wieder tat. Er sah die Bücher durch, die in den bleiverglasten Schränken standen. Nichts

Überraschendes, nur das
Übliche: Dickens und Hardy,
T.E. Lawrence und Richard
Burton. Vielleicht sollte er
Roland heute fragen, ob er
sich den Burton ausleihen
dürfe. Ein Afrikaner in weißer
Uniform nahm sein Glas und
fragte mit melodischem
kenianischem Akzent, ob er
noch ein Pimm's wolle.
Thomas schüttelte den Kopf,
das Medikament gegen die

Migräne, verbunden mit Alkohol, machte ihn euphorisch und zugleich benommen. Verzweifelt sehnte er sich nach Schlaf.

Regina unterhielt sich in der Ecke mit einem Jungen. Sie trug ihr Haar zu einem Knoten gebunden, eine Frisur, die Thomas mochte, wie sie wußte. Ihr ärmelloses Kleid enthüllte Arme, die von langen Nachmittagen in

Kliniken unter freiem Himmel gebräunt waren. Ihr Hals war feucht von der Hitze, und auf ihrer Haut lagen kleine Schweißperlen. Früher einmal war er vor Sehnsucht, mit dieser Frau zu schlafen, fast vergangen. Als sie sich in einem Heimwerkerladen in Boston kennenlernten – sie trug ein gelbes T-Shirt und eine Latzhose und wollte eine Hacke kaufen, er stand in der

Kassenschlange mit einem Stößel in der Hand –, waren ihm ihre porzellanzarte Haut und ihre erstaunlichen Brüste aufgefallen, die sich unter dem Latz ihrer Hose abzeichneten. Er versuchte sofort, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Er war ihr zu ihrem Wagen gefolgt und hatte ein Interesse an Gartenarbeit vorgetäuscht, das sich nicht einmal den

Abend über aufrechterhalten ließ. In jener Nacht in ihrem Appartement, als sie im Bett lagen (worin sie sich geradezu gesuhlt hatten, dachte er jetzt), gestand er ihr, daß er keine Ahnung von Gartenarbeit habe, und sie lachte und sagte, das sei offenkundig gewesen. Sie habe sich aber geschmeichelt gefühlt, fügte sie hinzu, was er erst Monate später verstand,

als er erfuhr, wie sehr sie ihren üppigen Körper haßte. Und da war es schon zu spät. ›Zu spät‹, dachte er. Ein verhängnisvolles Konstrukt, das er erst jetzt wirklich durchschaute. Die zufällige Begegnung mit Linda zeigte bereits ihre klärende Wirkung auf sein Denken.

Regina beugte sich zu dem Jungen hinunter, dessen Haar von Wind und Sonne

ausgebleicht war und der herausgekommen war, um die Gäste zu begrüßen. Er wirkte scheu und bedrückt, obwohl Regina sich gut darauf verstand, jemandem ein Lächeln zu entlocken, was ihr vielleicht auch bei ihm bald gelingen würde. Es schien ein nettes Kind zu sein, erst zehn Jahre alt. Im nächsten Jahr würde Roland ihn nach England ins Internat schicken.

Was Thomas für eine extreme Maßnahme hielt, um einem Kind eine Schulbildung zukommen zu lassen, und Rolands Kultur kam ihm manchmal genauso fremd vor wie die afrikanische. Regina winkte Thomas zu sich heran.

»Du erinnerst dich an Richard«, sagte Regina mit der aufgekratzten Stimme, mit der Erwachsene in Gegenwart von Kindern

sprechen.

Thomas streckte die Hand aus, der Junge schüttelte sie, und sein zartes Händchen verschwand fast in seinem festen Griff.

»Wie geht es Ihnen?« fragte der Junge höflich, den Blick jedoch nicht auf Thomas gerichtet.

»Sehr gut. Und dir?« Thomas beugte sich leicht zu dem Jungen hinunter, der die

Achseln zuckte. Für mehr reichte seine Höflichkeit nicht.

»Richard hat gesagt, daß er morgen an einem Pferderennen in Karen teilnimmt. Er hat uns eingeladen, zuzusehen.«

Thomas konnte sich kaum vorstellen, daß der Junge imstande sein sollte, ein Pferd zu bändigen, von einer Teilnahme an einem Rennen ganz zu schweigen. Obwohl er

als Sohn seiner Mutter sicher mit Pferden aufgewachsen war. Einmal waren Thomas und Regina eingeladen worden, Elaine bei der Jagd in Karen zuzusehen, der schlimmste Anachronismus, den Thomas je zu Gesicht bekommen hatte: Sherry auf Silbertabletts, scharlachrote Röcke, und die riesigen Leiber der Tiere, die die Hecken streiften. Die Hecken von

Karen, dachte er. Sie allein könnten Geschichten erzählen.

»Ich denke, das sollten wir tun«, sagte Thomas zu dem Jungen, und sogar während er sprach, dachte er wieder: ›Wo ist Linda jetzt? Genau in diesem Moment.‹

»Du bist heute abend so still«, sagte Regina, nachdem der Junge von seiner Mutter gerufen worden war.

»Wirklich?«

»Du bist fast unhöflich.«

»Wem gegenüber?«

»Gegenüber Roland und Elaine vor allem.«

»Angesichts der Tatsache, daß Roland gerade seine tiefe Anteilnahme darüber ausgedrückt hat, daß ich eine verkrachte Existenz bin und von meiner Frau ausgehalten werde, schert mich das einen feuchten Dreck.«

»Thomas.«

Elaine, die in einiger Entfernung hinter Regina stand, ließ sie beide nicht aus den Augen.

»Es ist die Migräne«, sagte er, nach einer Erklärung suchend, die seine Frau akzeptieren würde. »Der ganze Tag war deshalb nicht normal.«

Regina schob die Finger zwischen die Knöpfe seines Hemds. »Alle deine Tage sind

doch nicht normal.«

Thomas verstand, was der Finger zu bedeuten hatte. Regina würde mit ihm schlafen wollen, wenn sie nach Hause kamen.

»Ich weiß, daß du Migräne hattest«, sagte Regina flüsternd. »Aber heute nacht ist die Nacht der Nächte.«

Thomas spürte, wie ihm das Herz sank.

»Ich habe die fruchtbaren

Tage überprüft«, sagte sie, vielleicht, um sich zu rechtfertigen.

Er zögerte genau eine Sekunde zu lang, dann versuchte er, den Arm um sie zu legen. Aber Regina hatte die Abwehr oder leichte Panik schon gespürt und bewegte sich ein wenig fort von ihm. Zu oft, fand Thomas, hatte er seine Frau unabsichtlich verletzt.

»Ich schätze, du hast die Neuigkeit gehört.« Ihre Stimme war jetzt kühl, das Barometer war gefallen, sie sah von ihm weg und trank einen Schluck von ihrem Roséwein.

»Welche Neuigkeit?« fragte Thomas vorsichtig.

»Ndegwa wurde verhaftet.« Thomas starrte sie ausdruckslos an.

»Heute nachmittag. Gegen

fünf. Norman, wie heißt er noch mal, der Typ von der Londoner Zeitung, er hat es mir gerade gesagt.«

Sie deutete in Richtung des Mannes. Und bemerkte Thomas' Überraschung. Es wäre nicht fair zu sagen, Regina hätte Thomas' Kummer genossen.

»Unmöglich«, sagte Thomas, zum zweitenmal am gleichen Tag vom

Undenkbaren erschreckt. »Ich habe ihn heute mittag gesehen. Ich habe im Thorn Tree etwas mit ihm getrunken.«

Regina, die nicht wußte, daß er im Thorn Tree war, sah ihn scharf an. »Sie haben ihn in der Universität verhaftet«, sagte sie. »Es ist sogar zu Demonstrationen gekommen.«

Thomas war wie erstarrt

und konnte die Nachricht nicht fassen.

»Er muß eine riesige Anhängerschaft haben«, sagte Regina, jetzt genauso wachsam wie Elaine.

»O Gott«, seufzte Thomas, erschüttert darüber, daß das Schreckliche Realität geworden war. Er dachte an die beiläufige Art, mit der Ndegwa die afrikanischen Frauen angesehen hatte, an

seinen Scherz mit dem Wurm.

»Jedenfalls groß genug, um in London eine Schlagzeile wert zu sein«, sagte Regina.

Er wartete im Schlafzimmer der Villa, der Raum war nur vom Mondlicht erleuchtet, und in dem bläulichen Licht zeichneten sich die seltsam femininen Möbelstücke ab, die man ihnen nach dem Einbruch geliehen hatte: der

Frisiertisch mit dem Chintz-Volant, das kamelhaarfarbene, schon etwas abgewetzte Sofa, der Mahagonischrank mit der Tür, die nicht ganz schloß und in dem er und Regina ihre lächerlich wenigen Kleider aufbewahrten. Er stellte sich vor, wie der reichverzierte Schrank von London nach Mombasa verschifft und auf einem Pferdewagen von der Küste heraufgebracht worden

war. Das Lieblingsstück einer Frau, ein Möbelstück, hatte sie vielleicht gesagt, ohne das sie nicht nach Afrika ginge. Und was war aus der Frau geworden, fragte sich Thomas. War sie im Kindbett gestorben? Hatte sie sich gefürchtet während der Nächte, in denen ihr Mann auf Safari war? Hatte sie im Muthaiga-Club getanzt, während ihr Mann mit ihrer

besten Freundin auf dem
Rücksitz seines Bentley
schließt? Hatte sie in diesem
Bett gelegen, an chronischer
Malaria erkrankt? Oder war
sie braun und hart geworden
wie Elaine, und hatten
Langeweile und Staub ihre
Zunge scharf werden lassen?
Das Haus war eine zusätzliche
Vergünstigung zu Reginas
Stipendium, der unerwartete
Luxus hatte sie beide

überrascht, als sie hier ankamen. Regina hatte sich zunächst gesträubt, in Karen zu wohnen, aber die Bougainvillea und die Durchreiche in der Küche hatten sie überzeugt, noch bevor sie auf der Veranda ihre Gin Tonics tranken.

Inzwischen hatte Regina das Haus liebgewonnen und konnte sich nicht mehr vorstellen, in die Staaten

zurückzukehren. Auch auf die Dienerschaft wollte sie nicht mehr verzichten: der Koch, der Gärtner, die Ayah, die sie anstellen würden, wenn Regina nur ein Kind austragen könnte.

Aus dem Badezimmer mit der klauenfußigen Wanne drang ein Plätschern. Er wußte, daß Regina bald das Nachthemd aus schwarzer Seide und Spitze anziehen

würde, das er ihr aus einem Anflug von Heimweh heraus auf dem Weg nach Afrika bei einer Zwischenlandung in Paris gekauft hatte. Ein Nachthemd, das sie immer anzog, wenn sie glaubte, fruchtbar zu sein; ein Nachthemd, das inzwischen eine Aura des Versagens umgab und dessen einstiger Reiz verflogen war wie der Duft einer Frau. Er wünschte,

er könnte Regina irgendwie signalisieren, das Ding nicht anzuziehen – hatte seltsamerweise sogar schon daran gedacht, es zu verstecken –, aber sie würde die Geste ganz sicher mißverstehen und daraus schließen, daß er sie für zu fett hielt. Ein Wort, das er nie benutzt hatte, nicht einmal andeutungsweise. Ihr eigener Abscheu vor ihrem Körper

beherrschte sie so sehr, daß sie glaubte, jeder teile das verzerrte Bild, das sie von sich selbst hatte. Inzwischen wußte er, daß es ihr Leben zerstörte, wie eine Hasenscharte oder ein Klumpfuß das Leben eines Menschen zunichte machen können. Es gab nichts, was er hätte sagen oder tun können, um dieses Bild auszumerzen, das sie von sich hatte, und er nahm an, daß die Schädigung

bereits in jungen Jahren geschehen war, obwohl er es für sinnlos hielt, den Eltern die Schuld dafür zu geben.

Er stieg aus dem Bett und stand nackt am Fenster. In dem unheimlichen Licht waren gerade noch die Jacaranda-Bäume und die Wolfsmilchsträucher zu erkennen. Ein Duft von Jasmin lag in der Luft. Nachdem er leicht betrunken

von der Party heimgekommen war, hatte ihn eine Flut von Erinnerungen überwältigt, die er nicht abwehren konnte, auch nicht, als Regina ihn mit barschem Unterton fragte, ob er überhaupt zuhöre. Er hatte behauptet, Ndegwas Verhaftung habe ihn abgelenkt, was durchaus stimmte, obwohl das nicht der Grund für seine nostalgischen

Gedanken war. Während der Autofahrt hatte er ein junges Mädchen vor sich gesehen – ja, sie war damals nur ein Mädchen gewesen –, das zu spät in ein Klassenzimmer kam, in dem sich bereits Schüler und ein Lehrer versammelt hatten, und ihr stolzer Gang war ein überraschender Ausdruck von Selbstbewußtsein gewesen. Ihr grauer Rock reichte nur

bis zur Mitte ihrer Schenkel, eine gewagte Länge für die damalige Zeit. Jeder Junge, selbst der Lehrer hatte auf ihre langen Beine (ellenlange, dachte er jetzt) und die weiße Baumwollbluse gestarrt, an der ein Knopf zuviel offenstand. (Und selbst heute noch konnte ihn eine Frau in einer Baumwollbluse erregen, eine leicht beunruhigende Tatsache in einem Land, wo

kurze Röcke und weiße Baumwollblusen bei Schulmädchen Pflicht waren.) Das Mädchen stand in der Tür mit den Büchern in der Hand, Kaugummi kauend, und er war sicher, Mr. K. würde sie anbellen, das Ding auszuspucken. Aber sogar Mr. K. hatte es die Sprache verschlagen, und er brachte kaum mehr heraus, als sie nach ihrem Namen zu fragen

und ihn mit zitternden Fingern im Klassenbuch zu kontrollieren. Und irgendwie hatte Thomas selbst damals gewußt, daß der Rock, die Bluse und der Kaugummi nicht zu ihr paßten, daß es eine Maske war, die sie ausprobierte. Und sofort fragte er sich, wie es kam, daß er das Mädchen nicht schon früher gesehen hatte, denn er wußte, daß er sie tagelang

verfolgt hätte, bis sie mit ihm gesprochen hätte. Ihr Gesichtsausdruck war keineswegs frech, eher zurückhaltend, so daß er vermutete, daß sich hinter ihrer Maske vielleicht Angst verbarg und sie jemand war, der möglicherweise leicht ausgenutzt werden konnte. Er wünschte sich inständig, daß sie sich neben ihn setzte, auf einen der sechs oder sieben

freien Plätze im Raum
(tatsächlich betete er darum:
Lieber Gott, bitte mach, daß
sie sich neben mich setzt), und
wunderbarerweise, als
genügten Wille und Wunsch,
als hätte Gott persönlich
eingegriffen, trat sie einen
Schritt nach vorn, zögerte und
nahm dann den Platz hinter
Thomas ein. Und die
Erleichterung, die er
verspürte, war so groß, daß er

sich zum erstenmal in seinem Leben vor sich fürchtete.

Aus dem Badezimmer konnte er hören, wie das Wasser aus der Wanne lief. Regina wäre rosig von dem heißen Wasser. Er stellte sie sich nackt vor, versuchte, sich zu stimulieren, indem er sich selbst berührte, allerdings ohne rechte Lust. Einst war die Lust auf Regina selbstverständlich und

unmittelbar gewesen, aber jetzt mußte er die Falte zwischen ihren Augenbrauen vergessen, den weinerlichen Tonfall auf dem Markt, die Tatsache, daß sie ihren Körper haßte. Doch bei dem Versuch zu vergessen, weckte er nur weitere Erinnerungen – eine Folge von Bildern löste die nächste ab, eine Dia-Show, die er nicht zu kontrollieren vermochte. Ein Mädchen, das

in einer Oktobernacht von einem Pier sprang. Ein Matchsack, der hoch und weit aufs Meer hinausgeschleudert wurde. Ein dunkles Labyrinth winziger Räume, die nach Zwiebeln und Johnson's Baby-Öl rochen. Eine Bluse, die über eine zarte Schulter glitt, ein Bild, das für ihn jahrelang seinen erotischen Anstrich behalten hatte. Ein kleines Mädchen, das ein

Dreirad trug.

Regina öffnete die Badezimmertür, und ein Lichtstrahl fiel ins Schlafzimmer. Sie trug nicht das Nachthemd, sondern hatte sich ein Kitenge-Tuch um die Hüften geschlungen. Er wußte nicht, ob sie dies absichtlich oder unbewußt getan hatte, aber das Herz hämmerte ihm in der Brust. Sie knipste das Badezimmerlicht aus und

stand provozierend in der Tür; ihre Brüste leuchteten wie weiße Kugeln im Mondlicht. Ihm blieben nur Sekunden, wenn überhaupt, bis sie sein Zögern bemerkten und sich bedecken würde. Und der Rest der Nacht wären Tränen und Entschuldigungen, Worte, die sie beide bereuen würden. In der Ferne hörte er, wie manchmal in der Nacht, das Geräusch von Trommeln,

singende Menschen. Es waren Kikuju-Katholiken, die nach einer Mitternachtsmesse nach Hause gingen. Ein Ibis war aufgewacht und krächzte in der Nacht, und ein aufgestörter Esel stieß sein entsetzliches rauhes Wiehern aus. Thomas ging auf seine Frau zu und machte sich bereit, ihr zu sagen, daß sie schön sei.

›Ich verstehe nicht. Es ist Sonntag.‹

›Ich hab's Ndegwa versprochen.‹

›Was versprochen?‹

›Daß ich seine Frau besuche.‹

›Wozu soll das gut sein?‹

›Zu nichts vermutlich. Es ist nur ein Versprechen, Regina.‹

›Warum hast du mir nicht gesagt, daß du mit dem Mann etwas getrunken hast?‹

Er ging zum Wagen, wie immer überrascht, daß er noch in der Einfahrt stand. Drinnen im Haus kochte Regina vor Wut, woran sich nichts geändert hätte, wenn er später am Abend wieder zurückkehrte. Er hatte sie aufgefordert, mitzukommen, aber sie hatte, entweder aus Sturheit oder weil sie arbeiten mußte, sein halbherziges Angebot abgelehnt. Aber erst

nachdem sie ihm (mit verschränkten Armen und säuerlicher Miene) gesagt hatte, daß sie für den Nachmittag eigentlich ein Picknick in den Ngong Bergen geplant hatte, das jetzt offensichtlich ausfallen mußte. Er war zusammengezuckt bei ihrer Lüge. Obwohl er erleichtert war, als sie schließlich sagte, daß ihr die Fahrt ohnehin zu lange dauern

würde. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als allein zu sein.

Er verließ die von Jacaranda-Bäumen beschattete Einfahrt, fuhr über die Windy Ridge Road zum Zentrum der Stadt und wunderte sich, wie so oft, über die Hecken von Karen, die dichten, undurchdringlichen Mauern, die die Häuser vor den

Blicken der weniger Begüterten verbargen. Karen, das nach seiner berühmtesten Bewohnerin Karen Blixen benannt war (Ich hatte eine Farm ...), war einst eine fast ausschließlich weiße Enklave, eine Art Mini-Coltswolds, mit weitläufigen Farmen, weiß umzäunten Ställen, ein Ort, wo die angelsächsische Elite ihrer Liebe zu Rennpferden und ausgiebigem Trinken

frönte. Inzwischen tauchten auf den Schildern vor den Einfahrten vereinzelt auch afrikanische Namen auf – Mwangi, Kariuki und Njonja – reiche Luos, Kikujus oder Kalinjins, eine afrikanische Elite, die ihr Geld mysteriöserweise oft in der Politik gemacht hatte. Und vor allen Einfahrten stand das obligate Schild: Mbwa kali. Bissiger Hund.

Der Escort ruckelte über die Ngong Road nach Nairobi hinein, und der Lärm aus dem kaputten Auspuff kündigte allen auf dem Rennplatz oder im Ngong Forest lautstark sein Kommen an. Er fuhr durch die Straßen der Stadt, die jetzt, am Sonntagmorgen, still waren, verließ Nairobi über die A 104 in Richtung Limuru, und die Häuserlandschaft erschien ihm

wie eine Art Tagebuch über die Zeit, die er im Land verbracht hatte: der Impala-Club, wo er mit dem kenianischen Repräsentanten von Olivetti Tennis gespielt hatte, das Arboretum, wo er und Regina einst nach dem Liebesspiel eingeschlafen waren, und das Haus eines UNICEF-Vertreters, wo er sich in einem Anfall von Nostalgie mit Scotch und

Drambuie betrunken hatte. Er war nur einmal bei Ndegwas Hütte draußen gewesen und hoffte, er würde sich an den Weg durchs zentrale Hochland erinnern, das einst das »Happy Valley« genannt wurde, wegen der Freizügigkeit und der Alkoholexzesse der früheren anglo-kenianischen Bewohner, denen die großen Weizen- und

Chrysanthemenplantagen gehörten hatten. Der Mau-Mau-Aufstand und die Unabhängigkeit hatten dem Spaß ein Ende gemacht, die riesigen Farmen waren in kleinere Parzellen aufgeteilt worden, wo jetzt Bananen, Cassavas, Kartoffeln und Tee angepflanzt wurden. Das Grün der Teeplantagen hatte Thomas immer Ehrfurcht eingeflößt: ein scheinbar

irisierendes Smaragdgrün, das die Essenz von Licht und Wasser in sich barg.

In Limuru kaufte er in einem Laden eine Schachtel Player's, fragte nach dem Weg zu Ndegwas Hütte und bemerkte die Routine, mit der der Händler Auskunft gab, als beschriebe er die vielbefahrene Route zu einer Touristenattraktion. Als er die Straße sah, erinnerte sich

Thomas wieder daran – es war kaum mehr als ein gewundener Pfad über einen terrassenförmig angelegten Hügel. Er parkte inmitten einer Ansammlung verschiedenster Fahrzeuge: schwarze Fahrräder mit verrosteten Schutzblechen und Weidenkörben, ein Peugeot 504 mit Schaffell über den Sitzen, ein weißer Kombi, der wie der Lieferwagen einer

Bäckerei aussah. In einiger Entfernung von den Fahrzeugen befand sich ein Kreis von Männern, locker auf Bänken verteilt wie Brüder und Onkel, die von den Frauen in der Küche nach einem Essen rausgeschickt worden waren. Sie machten Platz für Thomas, dessen Anwesenheit nicht als ungewöhnlich empfunden wurde, und setzten, ohne

innezuhalten, ihre Unterhaltung fort, die hauptsächlich auf Kikuju und Suaheli geführt wurde. Wie Thomas feststellte, fanden sich auch ein paar englische Brocken darunter, wenn sich etwas nur auf Englisch benennen ließ. Methylbromid. Bewässerungssysteme. Sophia Loren. Die meisten waren mzees, alte Männer in staubigen Sportjacken von

anglikanischen Wohltätigkeitsbasaren, obwohl ein großer Afrikaner eine riesige, goldumrandete Sonnenbrille und einen schöngeschnittenen Anzug mit Nyerere-Kragen trug. Er bewegte sich kaum, seine Haltung war beeindruckend. Die Szene erinnerte Thomas an eine Totenwache. Von Zeit zu Zeit brachten die Frauen matoke, irio und sukimu wiki

aus der Küche nach draußen. Thomas lehnte das Essen ab, nahm aber einen Flaschenkürbis mit Bier aus Bananen und Zucker an, das er schon einmal getrunken hatte. Kühle Hochlandluft strich über die Terrassen, und in der Ferne, von einem anderen Steilhang, fiel leise plätschernd ein Wasserfall herab. Er war ergriffen von der Fremdartigkeit und

Schönheit der Landschaft, von den intensiven, satten Farben. Ein Mann erschien in der Tür von Ndegwas Hütte und wurde von einer der Schwestern Ndegwas herausgeführt. Die Frau sah Thomas an, ignorierte ihn dann aber zugunsten des Afrikaners mit der außergewöhnlichen Haltung. Schließlich begriff Thomas, daß die Männer, genau wie er,

auf eine Audienz bei Ndegwas Frau warteten.

Er mußte eineinhalb Stunden warten, verspürte aber seltsamerweise keine Ungeduld. Er dachte an Linda, und unablässig führte er sich jedes Detail ihrer Begegnung erneut vor Augen: den überraschten Ausdruck in ihrem Gesicht, als sie ihn entdeckte, die Art, wie sie wegsah, als Regina die

Migräne erwähnte, wie ihre Finger gezittert hatten. Er leerte mehrere Flaschenkürbisse von dem Bier und fühlte sich eindeutig betrunken, was ihm angesichts des Anlasses höchst unpassend erschien. Von Zeit zu Zeit schneuzte sich einer der afrikanischen mzees auf den Boden, eine Sitte, an die sich Thomas selbst nach einem Jahr im Land noch

nicht gewöhnt hatte. Er versuchte, ein Gedicht zu entwerfen, während er dasaß, aber ihm fielen nur abstrakte und fremdartige Bilder ein, die, wie er wußte, zu keiner Einheit verschmelzen würden. Er mußte ganz dringend pinkeln und fragte den mzee neben sich: Wapi choo? Der Mann lachte über sein Suaheli und deutete auf eine kleine Hütte etwa dreißig Meter

vom Haus entfernt. Thomas war nicht überrascht, ein Loch in einem Betonboden vorzufinden, das so penetrant stank, daß er den Atem anhalten mußte. Er war froh für Regina, daß sie nicht mitgekommen war.

Als er zu der Bank zurückkehrte, auf der sein Hintern taub geworden war, wartete Ndegwas Schwester auf ihn. Sein Gang war

überraschend sicher, als er ihr in die dämmrige Hütte folgte, und er fühlte sich von der plötzlichen Dunkelheit nach dem grellen Licht wie geblendet. Ndegwas Schwester nahm den hilflosen Mann an der Hand und führte ihn zu seinem Stuhl. Thomas erinnerte sich, wie sich der rote Plastikbezug angefühlt hatte, noch bevor er ihn sah.

Ndegwas Frau hätte er

allerdings nicht wiedererkannt. Ein hoher purpur- und goldfarbener Turban verdeckte die Umrisse von Kopf und Haar. Ihr Körper war in einen Kaftan von gleicher Farbe gehüllt. Doch er war beruhigt, als er die roten Schuhe mit den Plateausohlen unter dem Gewand hervorspitzen und den Bergkristall an ihrem Finger sah. Sie saß königlich

da, fand er; vor ihr auf dem Tisch stand ein Glas Wasser, aus dem sie während des Sprechens kleine Schlucke trank. Sie wirkte nicht wie die gebrochene Gattin eines politischen Märtyrers, nicht einmal wie eine Rechtsmedizinerin, die sich hatte beurlauben lassen müssen, weil ihre Brüste zu groß geworden waren. Eher wirkte sie wie ein Regent, der

seine Krone zu früh geerbt hat, wie der minderjährige Sohn eines toten Königs.

Thomas schlug die Beine übereinander und faltete die Hände. Verzweifelt suchte er nach Worten, die dem Anlaß entsprachen. »Es tut mir leid, daß Ihr Mann verhaftet worden ist«, sagte er. »Ich hoffe, daß die Sache wieder in Ordnung kommt. Kann ich irgendwie behilflich sein?«

»Ja.«

Die Antwort kam so prompt, als hätte sie das Angebot erwartet.

»Ich habe Ihren Mann gestern getroffen«, fuhr Thomas fort. »Im Thorn Tree Café. Er sagte mir, man würde ihn vielleicht verhaften. Ich hatte keine Ahnung, daß es schon so bald passieren würde.«

Mary Ndegwa schwieg und

rührte sich nicht. Thomas versuchte, sich ihr Leben im Haus der Schwiegermutter vorzustellen: Gab es eine Hierarchie, eine bestimmte Befehlsstruktur? Nahmen beide einen geringeren Status ein, wenn Ndegwa an den Wochenenden heimkam?

»Er hat mir aufgetragen, Sie zu besuchen, wenn er verhaftet würde«, sagte Thomas.

»Das weiß ich«, sagte sie.

Verwirrt nickte Thomas.

»Dann haben Sie mich also erwartet?«

»O ja.«

Dabei hatte er selbst bis zu diesem Morgen nicht gewußt, daß er käme. Eine Eidechse huschte über die Wand. Mary Ndegwa rückte ihren massigen Leib auf dem Sofa zurecht.

»Wie geht es Ihrem Sohn?«

fragte Thomas, da ihn die Brüste an das Kind erinnerten.

»Baby Ndegwa geht es sehr gut.«

Er hatte bereits eine Art Kater von dem Bier.

Unglaublicherweise mußte er schon wieder pinkeln.

»Mein Mann hat gesagt, daß Sie in Ihren Gedichten die Wahrheit sagen«, begann Mary Ndegwa.

Thomas empfand sofort

Auftrieb bei dem Kompliment, dergleichen hörte er nicht oft in letzter Zeit. »Ihr Mann ist sehr nachsichtig in seiner Kritik, aber ich kann die Wahrheiten erfinden, die mir passen.«

»Die Wahrheit kann von vielen Türen aus betrachtet werden, Mr. Thomas.«

Der Vergleich hörte sich an, als wäre er real ausprobiert worden. Er stellte sich einen

Hügel voller Hütten vor, bei allen standen die Türen offen, mzees standen auf den Schwellen und sahen auf ein Licht auf einem entfernten Hügel: die Wahrheit aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet.

Nachdem sich seine Augen an das dämmerige Licht gewöhnt hatten, erkannte er die dunklen Ringe um Mary Ndegwas Augen, die auf ihre

Erschöpfung schließen ließen. Eigentlich erwartete er, daß jeden Moment wieder einer der Country-Western-Songs aus dem Plattenspieler ertönte.

»Hat man Ihnen gesagt, wo Ndegwa ist?« fragte Thomas.

»Sie halten ihn in Thika fest.«

»Dürfen Sie ihn besuchen?« Sie machte ein Gesicht, als wollte sie sagen, natürlich

nicht. »Unsere Regierung wird meinen Mann nicht freilassen. Sie werden uns die Anklagepunkte nicht mitteilen und auch keinen Prozeßtermin festsetzen.«

Thomas nickte langsam.
»Das ist eine Tatsache, die möglichst verbreitet werden sollte, finden Sie nicht?«

Ein winziger Stich in seiner Brust, ein Moment des Begreifens. Jetzt verstand er

plötzlich, warum ihm diese Audienz gewährt worden war, warum Ndegwa gestern mit ihm im Thorn Tree gesessen hatte. Ob der Mann versucht hatte, Journalisten aufzutreiben? Amerikaner? Hatte Ndegwa seine eigene Verhaftung inszeniert?

»Das ist eine Verletzung der Menschenrechte«, sagte Mary Ndegwa.

Thomas wurde es heiß

unter seiner Sportjacke, die beim Waschen in der Badewanne eingegangen war. Er, der sich für Politik nur wenig interessierte, selbst wenn er an Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg teilgenommen hatte. Er war bloß hingegangen, um die Leute zu beobachten. Daß die Demonstrationen ein Mittel zu einem Zweck waren, hatte ihn nicht weiter gekümmert.

»Meine Regierung kann meinen Mann jahrelang einsperren. Das ist nicht recht.«

»Nein, natürlich nicht«, sagte Thomas. »Ich würde mich freuen, wenn ich irgendwie helfen könnte.«

»Haben Sie und mein Mann über diese Dinge gesprochen?«

»Gestern haben wie kurz darüber gesprochen, daß er

verhaftet werden könnte. Normalerweise haben wir über Literatur geredet. Und Lyrik. Worte.«

Mary Ndegwa richtete sich auf. »In der Universität wurden Demonstranten verhaftet. Im Moment befinden sich gemeinsam mit meinem Mann fünfzig von ihnen in Haft. Warum sind sie verhaftet worden? Ich will es Ihnen sagen, Mr. Thomas. Um

sie mundtot zu machen. Um ihnen das Wort zu verbieten.«

Thomas rieb sich die Stirn.

»Widerstand bedeutet nichts anderes als Worte«, fügte sie hinzu.

Es war eine Art Katechismus, dachte er.

»Mama Ndegwa, ich muß Ihnen gestehen, daß ich kein sonderlich politischer Mensch bin«, sagte er.

»Was ist ein politischer

Mensch?« fragte sie schneidend, und plötzlich lag eine Schärfe in ihrer Stimme, die vorher nicht hörbar war.

»Erkennen Sie Leiden?«

»Das hoffe ich.«

»Ungerechtigkeit?«

»Ja, hoffentlich.«

»Dann sind Sie ein politischer Mensch.«

Widerspruch erschien sinnlos. Was ihre Zwecke anbelangte, war er ein

politischer Mensch und würde alles tun, was sie wünschte: sich an Botschaftsvertreter wenden? Geschliffene Briefe schreiben? Die Presse anrufen?

Mary Ndegwa stand langsam auf. »Kommen Sie mit«, sagte sie.

Thomas, der nicht ungehorsam sein wollte, folgte ihr. Sie verließen das Haus durch eine Hintertür.

Ndegwas Mutter, die er an diesem Tag noch nicht gesehen hatte, saß auf einer Bank unter einem Baobab-Baum. Sie hielt den Kopf in die Hände gestützt, schaukelte hin und her und summte oder wehklagte dabei; sie sprach nicht mit ihnen, schien sie nicht einmal wahrzunehmen. Sie hatte die Brüste einer alten Frau und ihr fehlten Zähne. Sie hatte Angst um

ihren Erstgeborenen.

An einer steilen Terrasse entlang gingen sie durch einen Garten mit Mangobäumen und Büschen voller roter Kaffeebohnen. Mary Ndegwa schürzte den Rock ihres Kaftans und setzte die roten Schuhe mit den Plateausohlen fest auf den lehmigen Pfad. Er bemerkte, daß die Schuhe frisch poliert worden waren. Auf einer kleinen Anhöhe

blieb sie stehen.

»Mr. Thomas, haben Sie vom Mau-Mau-Aufstand gehört?«

»Ja, natürlich.«

»Hier ist der Ort, an dem Ndegwas Vater hingerichtet wurde«, sagte sie. »Er wurde von britischen Soldaten in den Hinterkopf geschossen.«

Thomas sah auf den Boden, der einst von Blut getränkt war.

»Man ließ ihn sein eigenes Grab schaufeln, bevor er erschossen wurde. Seine Frau und seine Kinder wurden herausgebracht und gezwungen, zuzusehen. Ndegwa war zehn Jahre alt, als er das mit ansehen mußte.«

Thomas sah auf das Kreuz und die Inschrift: Njuguna Ndegwa. Freiheitskämpfer. Ehemann. Vater. Geh mit

Gott.

Ndegwa, sein Freund, hatte im Alter von nur zehn Jahren gesehen, wie ein Soldat seinen Vater erschoß. Sie waren gleichaltrig. Was, fragte sich Thomas, war in seiner eigenen Kindheit auch nur ansatzweise vergleichbar damit?

Mary Ndegwa legte die Hand auf Thomas' Arm. Noch bevor sie den Mund öffnete, wußte er, was sie sagen

würde. Ja, wollte er sagen, er war ein Dichter, der in einer der vielen Türen stand.

Ein Dutzend Kinder in alten, vor Abnutzung grauen Shorts fielen über den Escort her – sie spähten hinein, drehten am Steuerrad, berührten das Radio. Er klopfte auf die Taschen seiner Sportjacke und war erleichtert, daß er die Schlüssel nicht im Wagen

gelassen hatte. Er hätte die Kinder gern zu einer Spazierfahrt eingeladen, wußte aber, daß er zu betrunken und zu benommen dafür war.

Langsam fuhr er von der Hütte weg, voller Angst, ein Kind zu überfahren, und auf dem Weg an den steilen Terrassen entlang schwirrte ihm eine Menge zusammenhangloser

Gedanken durch den Kopf, die alle gleichzeitig um Aufmerksamkeit buhlten, so daß nur Satzfetzen, Fragmente von Geschichten und Bilder in ihm abrollten. Regina mit verschränkten Armen, Mary Ndegwa mit ihrem Fliegenwedel, Linda, die sich zu einer Ananas hinunterbeugte.

Er erreichte die Kreuzung in Ruiru, ohne genau zu

wissen, wie er dorthin gelangt war. War er falsch abgebogen? Bei der Gabelung links gefahren, wo er nach rechts gemußt hätte? Er hatte nicht aufgepaßt. Der Pfeil nach Njia zeigte nach Norden, der nach Nairobi nach Süden. Zu behaupten, er wäre aus Versehen falsch abgebogen, wäre gelogen, das wußte er. Njia: 80 Kilometer. Auf der A2 würde er, wenn er Glück

hatte, eine Stunde dafür brauchen. Er fuhr an den Straßenrand, saß bei laufendem Motor da und sah ein matatu, ein Sammeltaxi, das zum Bersten mit Menschen, Gepäck, Hühnern und Ziegen beladen war, rücksichtslos an sich vorbeirasen. Es seien Todesfallen hieß es in den Trainingssitzungen. Wenn man eines benutzen müsse,

solle man sich auf den Rücksitz setzen und eine Sonnenbrille tragen, um sich vor splitterndem Glas zu schützen, falls sich das Fahrzeug überschläge.

Es war Samstagnachmittag, und Linda wäre vielleicht bei dem Mann namens Peter. Vielleicht saßen sie auf der Veranda oder sie lagen (was er nicht hoffte) im Bett. Er zog es vor, sie sich allein am

Eingang einer Lehmhütte vorzustellen, lesend. Er versuchte, sich nicht einzureden, daß er ohnehin in ihrer Nähe war und daß es vollkommen in Ordnung war, einen kleinen Umweg zu machen, um eine alte Freundin aus der Heimat zu besuchen. Denn schon als er losfuhr und den Wagen nach Norden lenkte, wußte er ganz genau, was er tat.

Er fuhr durch dunkle Eukalyptuswälder, durch Bambusdickicht und an Sümpfen vorbei, aus denen Nebelschleier aufstiegen, und kam in eine Landschaft aus sanften grünen Hügeln und weiten Tälern, die in der Ferne vom schneebedeckten Gipfel des Mount Kenia überragt wurde. Ein Büffel stand mitten auf der Straße, und Thomas brachte den

Wagen gerade noch zum Stehen, bevor er das riesige Tier angefahren hätte. Er drehte die Fenster herunter und saß unbeweglich da. Von allen Tieren Afrikas, hieß es in den Trainingssitzungen, sei der Büffel das gefährlichste. Er konnte einen Menschen in Sekundenschnelle töten, ihn mit tödlicher Genauigkeit auf die Hörner nehmen und ihn zu Tode trampeln, falls er ihn

beim Aufspießen nur verwundet hatte. Man sollte Steine auf ihn werfen, dann würde er normalerweise weglaufen; Thomas jedoch glaubte, daß die einzige wirkungsvolle Strategie darin bestand, sich langsam, rückwärts gehend zu entfernen. Er saß im Wagen und rührte sich nicht. Hinter ihm stauten sich Autos, aber niemand hupte. Nach einer

Weile – nach fünfzehn oder zwanzig Minuten – trabte der Büffel majestätisch davon. Schweißdurchnäßt ließ Thomas den Wagen an.

Die Stadt Njia war größer, als er erwartet hatte. Er fuhr durch eine Straße namens Kanisa, an einem Kirchturm und einer Bar namens Purple Heart Club vorbei. Er hielt am Wananchi-Café und fragte die Besitzerin, eine alte Frau mit

Zahnlücken und einem kranken Auge, ob sie Englisch spreche. Das tat sie nicht, erklärte sich aber einverstanden, Suaheli zu sprechen, was Thomas auf einzelne Wörter und Ausdrücke beschränkte, die er nicht in Sätze fassen konnte. Er sagte mzungu und Friedenscorps und manjano (gelb), um die Farbe ihres Haares zu beschreiben, und

zuri für schön. Die alte Frau schüttelte den Kopf, bedeutete ihm aber, ihr nach nebenan in den Laden ihres Bruders zu folgen, wo er eine Flasche Fanta kaufte, denn sein Mund war vollkommen ausgetrocknet, entweder von der Nervenanspannung oder von der Fahrt.

Die Geschwister unterhielten sich in ihrer Stammessprache und schienen

sich endlos über das Thema auszulassen. Während sie gestikulierten, lauschte Thomas einer Gruppe von Straßenmusikanten, die mit Sodaflaschen und Flaschenverschlüssen Musik machten. Die Luft war kühl und feucht wie ein früher Junitag zu Hause. Schließlich wandte sich die Frau an Thomas und sagte auf Suaheli, daß es eine mzungu gleich

hinter Nyeri Road gebe, die Lehrerin sei. Thomas dankte den beiden, trank die Fanta aus und ging.

Bei der kleinen Kirche auf der Nyeri Road mußte er einem Mesner, der die Stufen kehrte, nur die Worte mzungu und Friedenscorps sagen. Das Wort schön fügte der Mann selbst hinzu.

Dennoch war der Weg nicht

leicht zu finden. Die Straße gabelte sich zweimal, und Thomas mußte raten, welche Abzweigung die richtige war, da er bei der Kirche keinerlei Hinweis bekommen hatte. Er fuhr in eine Landschaft hinab, die ein Regenschauer kurz zuvor reingewaschen hatte. Zuweilen fegten die Regentropfen von den Macadamia-Bäumen wie Gewitterschauer über seine

Windschutzscheibe. Die Luft war so frisch, daß er anhielt und ausstieg, um sie einzutauen, sie gleichsam zu schmecken. Um sein rasendes Herz zu beruhigen. Er übte Anfangssätze für Unterhaltungen und bereitete sich auf alle Möglichkeiten vor. Vielleicht war der Mann namens Peter da. Oder Linda wollte gerade weggehen. Oder sie war frostig ihm

gegenüber, weil sein Besuch ihr nicht gelegen kam. Ich war in der Gegend, würde er sagen. Ich dachte, ich schau mal vorbei. Ich hab ganz vergessen, dich einzuladen. Regina und ich würden uns freuen.

In seinem elektrisierten Zustand hatte er den Eindruck, als summe und vibriere die Straße. Hinter seinem Zielort zog eine

purpurfarbene Wand auf und kündigte wolkenbruchartige Regenfälle an. Er hatte diese Sintfluten erlebt; das Wasser schoß einfach herunter, als hätte jemand die Schleusen geöffnet, um einen See abzulassen. Die Sonne hinter ihm beschien Chrysanthemenfelder, riesige, ausgedehnte Ebenen aus Gelb und Lila, und dann tauchte am Ende der Straße ein

weißverputztes Haus auf, das sich leuchtend und klar gegen den dunklen Himmel abzeichnete. Ein Leitstern, wenn er so wollte. Rostrote Ziegel bildeten ein Muster auf dem Dach, und an Fenstern und Türen kletterte roter und weißer Jasmin in die Höhe. Ein alter Peugeot stand in der Einfahrt. Er parkte seinen Wagen dahinter, womit er sich allen im Haus bemerkbar

machte, das so einsam lag wie eine Einsiedelei auf einer irischen Klippe.

Sie öffnete die Tür, als er bei den Stufen ankam, und so blieben ihm vielleicht zehn oder zwanzig Sekunden, um sich vorzubereiten, was so gut wie gar nichts war. Sie hatte gebadet oder kam vom Schwimmen, denn ihr Haar hing in nassen Strähnen über den Rücken. Sie trug ein

rückenfreies Oberteil und einen Kanga, diesmal in einer anderen Farbe. Sie verstellte sich nicht, tat nicht so, als wäre sein Kommen selbstverständlich. Sie sah ihn bloß an. Stand Angesicht zu Angesicht mit ihm auf einer Türschwelle irgendwo am Ende der Welt.

Thomas sagte: »Hallo.« Ihrem Gesichtsausdruck war nichts zu entnehmen, ihr

Blick suchte den seinen.

»Hallo, Thomas«, sagte sie.

Im Licht auf den Stufen sah er sie deutlicher als gestern in dem dämmerigen Markt. Ihr Gesicht war frisch gewaschen, ohne Schminke, und Sommersprossen breiteten sich auf ihrer Nase aus. Sie hatte Sonnenfältchen um die Augen und winzige Einkerbungen um die Mundwinkel. Die Lippen

waren voll und blaß, fast gänzlich ohne Amorbogen.

»Mein Wunsch, mit dir zu sprechen, hat die Oberhand gewonnen«, sagte er, das ›ich war zufällig in der Gegend‹ und ›ich wollte mal reinschauen‹ ließ er weg. Ohne alle Rücksicht, denn er wußte nicht, ob der Mann namens Peter im Haus war. »Obwohl es keine schwierige Entscheidung war.«

Sie trat zur Seite, um ihn einzulassen. Es war ein kleiner Raum mit zwei Fenstern, die Läden waren zurückgeschlagen, um die Luft einzulassen. Ein Tisch und zwei Stühle standen vor einem der Fenster. Sessel, Überbleibsel aus den vierziger Jahren (Thomas stellte sich das kriegsgeschüttelte England vor, dazwischen ein Bakelit-Radio), standen

gegenüber vom anderen Fenster. An einer Wand befand sich ein niedriges Bücherregal. Auf dem Boden lag ein alter Perserteppich. Es gab nur eine Lampe.

Auf einem Tisch standen Blumen, über einem Stuhl lag ein ordentlich gefaltetes Kitenge-Tuch. Hinter dem kleinen Eßplatz befand sich die Küche und eine Tür, die sich nach hinten hinaus

öffnete. An einem Haken hing ein Sisalkorb, und an der Wand stand eine Makonde-Skulptur.

Das Wasser tropfte aus ihrem Haar auf ihre Schulterblätter und auf den Parkettboden. Sie trug ein Armband aus Elefantenhaar am Handgelenk. Sie hielt Bernsteinohrringe in der Hand, die sie sich im Ohr befestigte, während sie

dastand.

»Du bist aus Nairobi gekommen«, sagte sie.

»Ich war in Limuru.« Sie schwieg.

»Ich mußte dich sehen.«

Nirgendwo ein Mann, nur sie beide.

»Es war ein Schock, als ich dich auf dem Markt sah«, sagte er. »Ich hatte das Gefühl, einem Geist zu begegnen.«

»Du glaubst nicht an Geister.«

»Nach einem Jahr in diesem Land glaube ich wahrscheinlich an fast alles.«

Sie standen sich gegenüber, keinen halben Meter voneinander entfernt. Er konnte ihre Seife oder ihr Shampoo riechen.

»Deine Hände haben gezittert«, sagte er kühn und sah, daß sie bei dieser

Behauptung zurückschreckte.
Sie trat einen Schritt von ihm weg.

»Ein Schock hat an sich nicht viel zu bedeuten«, sagte sie, nicht willens, auf das Zittern ihrer Hände einzugehen. »Unsere gemeinsame Zeit hat so abrupt geendet, daß ich im Zusammenhang mit dir immer einen gewissen Schock assoziiere, egal unter welchen

Umständen.«

Eine angemessene Abwehr. Sie gingen weiter in den Raum hinein. Auf dem Bücherregal stand ein Foto, und er schielte in dessen Richtung. Er erkannte die Cousins und Cousinen, mit denen Linda aufgewachsen war. Eileen, Michael, Tommy, Jack und all die anderen. Ein Familienbild. Es gab noch ein Foto von Linda und einem

Mann. Wahrscheinlich Peter, dachte er. Er sah weder akademisch noch blutleer aus, aber ziemlich groß und dunkel und auf eine jungenhafte Weise hübsch; er lächelte; besitzergreifend lag sein Arm um Lindas schlanke Taille. Ihr Lächeln war eine Spur weniger strahlend. Unsinnigerweise schöpfte er Mut aus dieser Feststellung.

»Darf ich dir was zu trinken

anbieten?«

»Wasser wäre schön«, sagte er.

Die Vögel draußen veranstalteten ein aufgeregtes Pfeifkonzert. Auch sie kündigten das nahende Gewitter an, das das Küchenfenster verfinsterte, obwohl durch die Vordertür Sonne hereinströmte. Eine kühle, heftige Brise brachte die blaukarierten Vorhänge

zum Flattern. Er beobachtete, wie sie einen Wasserbehälter aus dem Kühlschrank nahm und ihm ein Glas eingoß.

»Es ist gefiltert«, sagte sie und reichte es ihm.

Er trank das eiskalte Wasser, und erst jetzt wurde ihm bewußt, wie schrecklich durstig die Aufregung ihn gemacht hatte. »Wie geht's dir?« fragte er.

»Wie's mir geht?«

Nachdem er entgegen aller Erwartung gekommen war, sie wiedergefunden hatte, brachte er jetzt kein Wort heraus. Verzweifelt suchte er nach einem Anknüpfungspunkt.

»Erinnerst du dich an irgendwas von dem Unfall?« fragte er.

Sie schwieg, vielleicht überrascht darüber, daß die Frage so bald erfolgt war.

»Ich weiß gar nichts mehr«, sagte er. »Es beginnt damit, daß ich das kleine Mädchen auf dem Dreirad sehe, und endet damit, daß sich meine Nase mit Wasser füllt. Als ich dich nicht sehen konnte, geriet ich derart in Panik, daß mir bei dem Gedanken daran noch heute der Schweiß ausbricht.«

Sie lächelte und schüttelte den Kopf. »In Konversation

warst du noch nie gut.«

Sie ging in den kleinen Wohnraum und setzte sich an den Tisch, eine Einladung, ihr zu folgen. Er setzte sich und zog seine Jacke aus, die schweißdurchtränkt war.

»Was ist mit deiner Jacke passiert?«

»Sie ist aus Versehen in der Badewanne gewaschen worden.«

Sie lachte leise. Und einen

Augenblick lang erhellt sich
der Raum bei diesem Klang.
Aber dann verlosch das Licht
so abrupt, wie es gekommen
war. »Ist die Narbe von
damals?« fragte sie.

Er nickte.

»Es muß schlimm gewesen
sein«, sagte sie.

»Ich hab es damals kaum
bemerkt. Ich spürte gar nichts.
Das Ausmaß der Verletzung
habe ich erst bemerkt, als

meine Mutter zu schreien
begann.«

»Ich erinnere mich, daß sich
der Wagen überschlagen hat«,
sagte sie und zeigte damit,
daß sie sich überhaupt an
etwas erinnerte. »Und ich
dachte, das kann doch nicht
wahr sein. Das
Fenstergestänge, oder wie der
Teil zwischen den Fenstern
heißt, hat sich verbogen und
wir überschlügen uns. Ich

habe nie das Bewußtsein verloren. Ich bin auf der anderen Seite herausgeschwommen und habe zu schreien angefangen. Ein paar Jungen waren in der Nähe beim Eisfischen. Aber das mußt du ja wissen. Sie haben dich schließlich rausgezogen. Du kannst nicht länger als eine Minute bewußtlos gewesen sein. Obwohl du ziemlich fertig

warst und die Polizei dich auf eine Bahre gelegt hat.«

»Ich habe deinen Namen gerufen.«

»Sie haben mich in eine Decke gewickelt und weggebracht. Ich hatte Wunden an der Seite. Im Krankenhaus mußten sie mir die Kleider aufschneiden.«

»Wunden?«

»Abschürfungen. Wovon, weiß ich nicht. Von der

Uferbefestigung
wahrscheinlich.«

»Tut mir leid.«

Sie trank einen Schluck Wasser, griff nach hinten und drückte das Haar aus, dann legte sie es nach vorn über die Schulter. »Das hatten wir schon«, sagte sie.

»Lebst du allein?« fragte er.

Sie zögerte. Sie wischte sich die Hände an ihrem Kanga ab. Ihre Füße waren nackt. Sie

hatte Schwielen an den Fersen. »Mehr oder weniger. Peter pendelt hin und her.«

»Peter ist wer?«

»Mein Mann. Er wohnt in Nairobi.«

Thomas versuchte, den Schlag wegzustecken. »Ist das Peter?« fragte er. Er deutete auf das Bild.

»Ja.«

»Was macht er?«

»Er ist bei der Weltbank. Er

arbeitet an einem Pestizidprojekt.«

»Kennst du ihn von früher?«

»Ich habe ihn hier kennengelernt.«

Thomas stand auf, denn auf diese Weise konnte er die unerfreuliche Nachricht besser verarbeiten. Er rang die Hände, war unruhig und nervös.

»Warum das

Friedenscorps?« fragte er.

Sie trank wieder einen Schluck Wasser und sah zu dem aufziehenden Gewitter hinaus. »Ich hatte einen Freund«, sagte sie vieldeutig.

Ein intensiver Duft wehte mit einem Windstoß herein, als stünde eine Frau an der Tür, die sich auf diese Weise bemerkbar machte.

»Es ist doch nicht so ungewöhnlich, oder?« fügte

sie hinzu. »Es schien mir das richtige zu sein.«

Ihre Schultern waren braun und glatt, ihre Arme muskulös. Er fragte sich, wovon.

»Du liest Rilke«, sagte er beim Durchsehen des niedrigen Bücherregals. Er sah sich die Titel und Namen der Autoren an. Jerzy Kozinski. Dan Wakefield. Margaret Drabble. Sylvia Plath. Looking

for Mr. Goodbar.

»Ich lese alles, was mir in die Hände kommt.«

»So sieht's aus«, sagte er und strich über eine Ausgabe des Marathon Man.

»Ich bitte Leute, mir Bücher zu schicken. Die Bibliothek in Njia ist erbärmlich. In Nairobi gehe ich in die McMillan-Bibliothek im British Council. Ich hatte gerade eine Margaret-Drabble-Phase.«

»Du unterrichtest.«

Sie nickte.

»Was?«

Er nahm eine Ausgabe von Anne Sexton heraus und blätterte sie durch. Er mißtraute Bekenntnislyrik.

»Ein bißchen von allem.

Der Lehrplan basiert auf dem englischen System. Die Kinder müssen Prüfungen machen. Es gibt A- und O-Noten und so weiter. Sie müssen die

Grafschaften von England auswendig lernen. Was ihnen das nützen soll, ist mir ein Rätsel.«

Thomas lachte.

»Ich unterrichte dreißig Kinder in einem Betonraum von der Größe einer Garage. Ich verwende Bücher aus dem Jahr 1954 – Geschenke aus irgendeinem englischen Dorf. Sie sind mit typisch englischen Kritzeleien vollgeschmiert.

›Arthur ist ein Wichser und solches Zeug. Was macht deine Frau?«

Thomas lehnte sich an die Wand und krempelte die Ärmel hoch. Die Luft im Raum war feucht. Ein plötzlicher Donnerschlag ließ sie zusammenzucken, obwohl er zu erwarten war.

»Das Gewitter«, sagte sie. Sie stand auf und schloß im selben Moment, als die

Sintflut einsetzte, die Läden. Der Regen fiel kerzengerade herab und erzeugte ein dumpfes Grollen auf dem Ziegeldach, so daß sie lauter sprechen mußten. Irgendwo von draußen ertönte das laute Klappern von Windspielen.

»Der Vater meiner Frau war kurz nach dem Zweiten Weltkrieg Missionar in Kenia«, erklärte Thomas. »Ein Pfarrer der Episkopalkirche.

Er ist tief bewegt von der Zeit, die er hier verbracht hat, und behauptet, es seien die schönsten Jahre seines Lebens gewesen et cetera, et cetera. Im geheimen habe ich ihn im Verdacht, daß irgendwo eine Frau im Spiel war.«

»Das ist eine Herausforderung, der sich unter Umständen alle Töchter stellen müssen«, sagte Linda.
»Regina hat ein

Stipendium, um die psychischen Auswirkungen von Tropenkrankheiten auf Kinder zu untersuchen. Sie kriegt ziemlich schlimme Sachen zu sehen.«

»Deine Frau muß sehr mutig sein.«

Er wollte eigentlich nicht über Regina sprechen. Er wünschte, es wäre nicht nötig.
»In dieser Hinsicht sehr.«

Linda wandte den Kopf ab

und sah ins Gewitter hinaus. Außer Regenschwaden war nichts zu erkennen. Wenn es vorbei war, würden weiße und cremefarbene Blütenblätter den Boden bedecken. Es lag ein Duft von Ozon in der Luft, den er besonders mochte: er erinnerte ihn an Sommernachmitte als Junge.

»Du trägst immer noch das

Kreuz«, sagte er.

Automatisch griff sie danach. »Ich weiß nicht, warum.«

Thomas durchfuhr ein Stich. Schließlich hatte er es ihr geschenkt.

»Gott ist überall in diesem Land«, sagte sie. »Und dennoch hasse ich ihn zutiefst.«

Die Bemerkung war so verblüffend, daß Thomas

seinen Schmerz sofort vergaß.
Der Zorn, mit dem sie das
gesagt hatte, schockierte ihn.
Er wartete auf eine Erklärung.

»Man kann nicht einmal auf
den Regen hinaussehen, auf
diese Sintfluten, ohne an Gott
zu denken«, sagte sie. »Er ist
überall, wohin man sich
wendet. Und schrecklich
grausam.«

Selbst Thomas, der
eigentlich überhaupt nicht

gläubig war, entsetzte ihre Lästerung.

»So viel Armut«, sagte sie. »So viel Tod, Krankheit und Leid. Man kann den Kolonialismus dafür verantwortlich machen, was hier jeder tut. Oder die Stammesverfassung, die genauso herhalten kann wie jeder andere Grund. Aber letzten Endes ist es Gott, der das alles zuläßt.«

Thomas war beeindruckt von der Kraft ihrer Überzeugung. »Wer so tief haßt, muß sehr lieben«, sagte er.

Ihre Wangen waren gerötet von ihrer plötzlichen Leidenschaftlichkeit, zwischen ihren Augenbrauen stand eine Falte. Sie war eigentlich nicht schön, obwohl er und andere sie so bezeichnet hatten. Sie war eher hübsch. Was seiner

Meinung nach auf irgendeine undefinierbare Weise zugänglich hieß.

»Du siehst viel Armut?« fragte er.

Sie wandte sich ihm zu.
»Sie haben nicht mal Schuhe, Thomas.«

»Die kenianische Elite. Auch sie erlauben das«, sagte er.

»Du meinst die Wabenzis?« fragte sie mit offenkundigem

Abscheu und benutzte den verbreiteten Spitznamen für die Kenianer, die Autos der Marke Mercedes besaßen.

»Du meinst die Afrikaner, die zu Fuß kommen und im Jet wegfliegen?«

Sie befühlte ihr Haar. Es trocknete, trotz der Feuchtigkeit. Sie stand auf und ging in ein Zimmer, das er für das Schlafzimmer hielt, und kam mit einer Bürste

zurück. Sie setzte sich in einen Sessel und begann, ihr Haar zu entwirren.

»Es ist nicht unser Kampf«, sagte er.

»Wir übernehmen ihn, solange wir hier sind.«

»Ich wollte nicht nach Afrika gehen«, sagte er. »Es war die Idee meiner Frau. Du magst das glauben oder nicht, aber ich hatte gerade die Wonnen der Gewohnheit zu

schätzen gelernt.« Verlegen hielt er inne. »Ich schreibe«, sagte er.

Sie lächelte. Nicht überrascht. »Was schreibst du?«

Er wandte sich ab. »Lyrik«, sagte er so beiläufig wie möglich, als hinge nicht sein gesamtes Leben davon ab. »Ich habe nicht das Gefühl, hierher zu gehören«, sagte er.

»Das Leben kann verrückt

und wirr sein«, sagte sie.

»Wir leben in Karen in relativem Luxus, während um uns herum ... Nun, du weißt so gut wie ich, was um uns herum los ist.«

Sie nickte.

»Es ist nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe«, sagte er. »All die Widersprüche.«

Der Ausschnitt ihrer Bluse ließ ihr Schlüsselbein sehen. Er dachte an den Pullover, den

sie an jenem letzten Tag trug, an dem er sie gesehen hatte. Ein blaßblauer Pullover mit offenem Kragen. Ihr Wollrock hatte damals im Wagen in leichten Falten um ihre Schienbeine gelegen.

»Was hast du nach Middlebury gemacht?« fragte er.

»Ich ging zum Weiterstudium nach Boston. In der Zwischenzeit habe ich

an der High-School von
Newburyport unterrichtet.«

»Du warst in Boston und
Newburyport? Die ganze
Zeit?« Thomas konnte es nicht
fassen und rechnete die
Entfernung zwischen
Newburyport und Cambridge
aus. Höchstens eine Stunde.
Zwei von Hull aus. Nicht
einmal eine von Boston.

Er versuchte, einen
beiläufigen Ton anzuschlagen.

»Hast du allein gelebt? Hast du dir mit jemandem das Zimmer geteilt?«

»Ich hatte eine Zeitlang einen Freund.«

Er zwang sich, nicht nach dem Freund zu fragen. »Ich habe versucht, mit deiner Tante zu sprechen, wenn ich sie gelegentlich traf. Nach dem Abschluß meines Studiums war ich etwa sechs Monate in Hull. Sie wollte

nicht mit mir reden. Sie hat sogar so getan, als bemerkte sie mich gar nicht.«

»Darin ist sie sehr gut.«

»Ich habe weiterstudiert, um nicht eingezogen zu werden. Dann kam meine Nummer an die Reihe, sie war günstig, und ich mußte nicht zum Wehrdienst, also habe ich aufgehört. Alles in allem gibt es wahrscheinlich ein paar Jahre, an die ich mich nicht

mehr besonders gut erinnern kann. Ich bin viel herumgezogen. Ich ging eine Weile nach Kanada. Dann nach San Francisco. Ich war ziemlich schwer drogenabhängig.«

»Was für welche?«

»Haschisch. LSD.

Gelegentlich rauche ich immer noch Haschisch.«

Sie legte die Haarbürste auf den Tisch. »Ich war dir immer

dankbar«, sagte sie. »Ich freue mich, daß du gekommen bist, weil ich dir das immer sagen wollte. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre ...«

Er ließ sie abschweifen. Er leugnete die Dankbarkeit nicht. Er hatte immer sehr genau gewußt, wie leicht man sich verlieren konnte.

»Möchtest du etwas zu essen?« fragte sie.

»Eine Kleinigkeit«, sagte er.

»Nicht viel.«

Sie ging in die Küche. Er sprach mit ihr, während sie, mit dem Rücken zu ihm, zwischen Arbeitsplatte und Kühlschrank hin und her ging.
»Hast du Elektrizität?« fragte er.

»Manchmal.«

Im Haus war es so dunkel, daß sie das Licht hätten andrehen können.

»Hast du je Giraffe

gegessen?« fragte er.

»Nein, aber Antilope. Und Krokodil.«

»Krokodil ist nicht so schlecht. Es schmeckt wie Huhn.«

Sie legte Brot und Käse auf einen Teller. Und etwas, was wie Gelee aussah. Er spürte plötzlich eine Gier nach Süßem.

»Ich komme mir manchmal wie die falsche Person am

richtigen Ort vor«, sagte er. Sein Unbehagen war so groß, daß er verzweifelt versuchte, es zu erklären. »Oder umgekehrt.«

»Du bist immer so gewesen.«

Der Kanga bauschte sich einen Moment um ihre Hüfte. Der Stoff schwang leicht um ihre Waden, während sie sich bewegte.

»Hier zu leben ist wie einen

endlosen Dokumentarfilm anzusehen«, sagte er.

Sie lachte.

»Erzähl mir von Peter«, sagte er.

Sie dachte einen Moment nach. »Nein.«

Thomas fühlte sich entmutigt durch ihre Weigerung, obwohl er ihre Loyalität bewunderte. Eine Loyalität, die er selbst nicht ganz aufzubringen vermochte.

»Es ist anregend«, sagte er.

»Mit dir zu reden. Es ist wahrscheinlich eine Form der Blutspende, dieser Wunsch, seine Seele in eine andere Person zu ergießen.«

»Du glaubst nicht an die Seele.«

Sie brachte das Essen an den Tisch und bedeutete ihm, sich zu setzen. Er nahm sich reichlich Käse und Gelee auf ein Stück Brot.

»Wir haben kein gutes Wort dafür, nicht wahr?«

»Geist?« schlug sie vor.

Er schüttelte den Kopf. »Zu religiös.«

»Geist, im Sinn von Gespenst?«

»Zu übernatürlich.«

»Persönlichkeit?«

»Mein Gott, nein.«

»Das Wort Leben ist zu weit gefaßt, nehme ich an.«

»Ich brauche wieder ein

verdammtes Wörterbuch«, sagte Thomas. »Meins wurde gestohlen, als ich im Thorn Tree ein Bier getrunken hab.«

Sie lachte. »Wie komisch, so etwas zu stehlen«, sagte sie.

Sie hatte Tee gemacht. Nachdem er das Wort Bier erwähnt hatte, bekam er Lust darauf. »Ich habe ein überwältigendes Bedürfnis, alle meine Schleusen vor dir zu öffnen«, sagte er.

Ihre Hände erstarrten, als sie den Tee eingoß.

»Tut mir leid«, sagte er.

»Das war nicht als sexuelle Anspielung gemeint.«

Sie zuckte mit den Achseln.

»Du siehst wundervoll aus«, fügte er hinzu. »Das hätte ich schon früher sagen sollen.«

»Danke.«

»Steigen dir auf der Straße Männer nach?« fragte er.

Sie stellte die Teekanne ab.

»Kenianische Männer sind in dieser Hinsicht normalerweise sehr respektvoll Frauen gegenüber«, sagte sie. Sie hielt inne. Ganz plötzlich hatte es zu regnen aufgehört, als hätte jemand den Wasserhahn zugedreht. Ihre Stimmen waren jetzt zu laut. »Weißt du das nicht von deiner Frau?«

»Meine Frau möchte mich vielleicht in dem Glauben lassen, daß sie es tun«, sagte

er, ohne zu zögern, obwohl er hätte zögern sollen. Linda drehte das Gesicht zum Fenster. Es war das Illoyalste, was er je über Regina gesagt hatte. In zweifacher Hinsicht illoyal, weil es nicht nur unterstellte, daß seine Frau zu ihrem Vorteil log, sondern daß sie ihn außerdem auch noch eifersüchtig machen wollte.

»Tut mir leid«, sagte er. Bei

wem er sich entschuldigt, war ihm nicht ganz klar.

»Hast du Kinder?« fragte sie.

»Nein.« Er hielt inne.

»Regina war einmal schwanger, aber sie hatte eine Fehlgeburt im fünften Monat.«

»Tut mir leid.«

»Es war eine scheußliche Fehlgeburt, die im Kreißsaal endete. Eine Woche vor

unserer Hochzeit.«

Er fügte nicht hinzu, daß es unmöglich gewesen wäre, sich vor der Hochzeit zu drücken, obwohl ihm erbärmlicherweise der Gedanke gekommen war. Seitdem – wie zur Strafe – konnte Regina nicht mehr schwanger werden und sah vielleicht deshalb manchmal aufgequollen, mütterlich und traurig aus. Die Art, wie sie

mit kenianischen Kindern – mit jedem Kind – umging, war herzzerreißend anzusehen. Es war drei Jahre her, und es war an der Zeit, Tests zu machen, aber sie, die sich auskannte, hatte wenig Vertrauen in die kenianische Medizin. Sie wollte warten, bis sie zu Hause wären. Was ihm nur recht war.

»Du hast keine Kinder?« fragte er.

»O nein.«

Er hatte nichts anderes erwartet, aber dennoch verspürte er Erleichterung.

»Ich habe das Gefühl, als hätte man mir gerade mit einer Machete die Brust aufgeschlitzt«, sagte er.

»Eine weitere Narbe«, sagte sie leichthin.

Daraufhin trat ein langes Schweigen zwischen ihnen ein.

»Rich kommt«, sagte er nach einer Weile.

»Rich?« sagte sie, und ihre Züge hellten sich auf. »Wie alt ist er jetzt?«

»Sechzehn.«

»Mein Gott!« Sie schüttelte langsam den Kopf. »Wie ist er?«

»Er ist ein netter Kerl. Er mag Boote. Im Sommer arbeitet er bei einem Jachtclub, er macht den

Fährdienst zwischen dem Ufer und den Booten.«

»Er war sieben, als ich ihn kennenlernte. So ein lieber Junge.«

»Nun, wenn du in Nairobi bist, kannst du ja zum Abendessen vorbeikommen und ihn wiedersehen.«

Als er die wahnsinnige Einladung aussprach, hörte er sich an wie ein kleiner Junge, der Leute mitten im Sprechen

unterbricht.

»Ich bin sicher, daß er sich an dich erinnert«, fügte Thomas hinzu. »Ich weiß sogar, daß er es tut. Er redet immer noch davon, was für eine gute Schlittschuhläuferin du warst.«

»Das ist so lange her«, sagte sie wehmütig.

»Es kommt mir vor, als sei's gestern gewesen.«

Er betrachtete ihren Arm

auf dem Tisch. Die Härchen darauf waren ebenfalls fast weiß. Sie schien seinen Blick zu bemerken und zog den Arm zurück. Vielleicht war sie immer noch befangen wegen ihrer Hände.

»Erzähl mir von deiner Arbeit«, sagte sie.

Er dachte einen Moment nach. »Nein.«

Sie sah auf und lächelte.
»Touché.«

Er wußte, daß seine Arbeit gut war. Das war eine schlichte Überzeugung, die er nie aufgegeben hatte. Und er wußte, wenn er die Geduld nicht verlor, würde das eines Tages auch jemand erkennen. Manchmal wunderte er sich über seine Zuversicht und fragte sich, woher sie kam. Und obwohl er selten darüber sprach, mißtraute er ihr nie.

Sie erhob sich. »Möchtest

du einen Spaziergang machen? Ich könnte dir die Schule zeigen.«

Er hatte das Gefühl, er könnte auf ewig in ihrem Haus sitzen bleiben.

Er fühlte sich schwach auf den Beinen, als sie ihn durch die Hintertür hinausführte. Er dachte, daß sie Sandalen anziehen würde, was sie nicht tat, und ihm fiel auf, wie hart ihre Füße geworden waren. Der Pfad durch den Busch war schmal und zwang sie, hintereinander zu gehen, was

eine Unterhaltung unmöglich machte. Das niedrige regennasse Gras durchtränkte seine Hosenaufschläge, und er blieb einen Moment stehen, um sie hochzukrempeln. Sie gingen durch ein blaßgelbes Chrysanthemenfeld und an einer kleinen Gruppe von Hütten vorbei. Echte Hütten mit Grasdächern, nicht die veredelte Form mit Blechdächern und roten

Plastikmöbeln wie Ndegwas Shamba. Er betrachtete ihren Rücken, das trocknende Haar. Es war kühl nach dem Gewitter, obwohl die Sonne brannte. Sie wanderten durch schattige Stellen, kamen dann wieder in die Hitze und danach wieder ins Kühle. Gelegentlich winkte Linda einer Frau oder einem Kind zu. Vielleicht hätte er die Umgebung mehr

wahrgenommen, wenn er den Blick von ihr hätte wenden können. Sie schritt kräftig aus, und das Tuch ihres Kangas schwang beim Gehen leicht mit. Ihr Haar wurde von Minute zu Minute heller. Sie gingen am Rand eines dichten Waldes entlang, und ihn überkam vorübergehend die Angst, sie könnten einem weiteren Büffel oder Elefanten begegnen, aber sie

bewegte sich vollkommen furchtlos, und er beschloß, ihr einfach zu folgen. Hinter dem Wald lag ein Dorf mit einem dunklen Laden, einer Bar und einer Schule. Alles aus Zement gebaut. Es hätte im Wilden Westen sein können, so kahl war alles, so abgelegen.

Er wollte wieder neben ihr gehen, sobald sie den Pfad hinter sich hatten, aber auf der

Straße wurde sie sofort von Kindern umringt – die ihr zuriefen, die Hände ausstreckten, um sie zu berühren. Jambo. Miss Linda. Habari yako. Mzuri sana. Sie streichelte ihnen über die Köpfe und beugte sich hinunter, um sie zu umarmen. Sie sprachen in einem schnellen Gemisch aus Suaheli und Englisch mit Linda und wollten wissen, wer der Mann

bei ihr war; dabei deuteten sie scheu mit einer Hand auf ihn und bedeckten mit der anderen den Mund. Sie stellte Thomas als einen Freund vor, er schüttelte reihum die Hände und fand ihre Freude ansteckend. Aber dann fragte ein Junge Linda, wo Peter sei (Wapi Bwana Peter?), und Thomas spürte, wie ihn die Freude verließ. Sie gingen weiter, und die Kinder

sprangen wie Grashüpfer neben ihnen her. Verzweifelt sehnte sich Thomas danach, Lindas Hand zu nehmen. Sie nannte ihm den Namen des Dorfes und erklärte, daß es einmal eine blühende Gemeinde gewesen sei. Jetzt aber seien die meisten Männer in die Stadt gegangen, um sich Arbeit zu suchen. Einige kommen am Wochenende zu ihren Frauen

und Kindern zurück, andere kommen nicht mehr zurück. Frauen mit Babys an der Brust standen in Haustüren und winkten Linda zu, sie waren nicht so überschwenglich wie die Kinder, ihr Winken war freundlich, aber zurückhaltend: die Frauen hatten zu viel erlebt, oder ihre Männer hatten sie verlassen.

Hitze stieg von der Straße auf. Thomas zog seine Jacke

aus und legte sie über die Schulter. Seine Kleider waren jetzt genauso staubig wie der Schmutz und der Schotter. Sie öffnete die Tür des Schulhauses, und die Kinder drängten sich an ihnen vorbei. Es war unerwartet kühl im Innern, die Mauern reichten nur bis Schulterhöhe, die Fensteröffnungen unterhalb des Blechdachs waren ohne Glas.

»Wenn es regnet, ist das Geräusch auf dem Dach so laut, daß wir mit dem Unterricht aufhören müssen.«

»Den Kindern gefällt das wahrscheinlich.«

»Eigentlich nicht. Sie gehen gern zur Schule. Nicht nur in diese Schule. Anderswo ist es genauso.«

Es gab einige Versuche, den Raum freundlicher zu gestalten. Bunte Zeichnungen

hingen an den Wänden, einige davon kühn und sehr gut. Die Kinder zerrten an Thomas, der ihnen bereitwillig folgte, wohin sie ihn führten. Er wünschte, er hätte Süßigkeiten bei sich – Lollipops, Plätzchen oder kleines Spielzeug. Irgend etwas. Es gab keine Tische, nur ein Pult für Linda.

»Worauf schreiben sie denn?« fragte er. Sie hatte sich

gesetzt und hielt einen spindeldürren Jungen auf dem Schoß. Eine Krankheit schien für die kahlen Stellen auf seinem Kopf verantwortlich zu sein.

»Auf ihren Büchern.«

Hinter ihrem Pult stand ein Holzkohlengrill. Sie bemerkte, daß er darauf sah.

»Ich mache Ihnen am Morgen hier Essen. Ich brate Ihnen Eier und gebe Ihnen

Milch. Einmal die Woche bekomme ich eine Lieferung von einer Farm, und jeden Morgen trage ich die Lebensmittel zur Schule herüber. Ich kann sie hier nirgendwo kühl halten.«

Was ihre Muskeln erklärte, dachte er.

Der Junge auf ihrem Schoß hustete und spuckte auf den Boden. Linda klopfte ihm auf den Rücken. »Die Frauen

bedrängen mich manchmal, ihnen medizinisch zu helfen«, sagte sie. »Sie bringen mir ihre Babys und weinen, aber natürlich kann ich nichts tun. Manchmal glaube ich, daß Gott mich prüfen will. Daß ich Medizin studieren, zurückkommen und hier praktizieren soll.«

»Ziehst du das in Erwägung?«
»Mir fehlen die

Voraussetzungen dafür.«

»Ich bin sicher, daß du als Lehrerin unendlich viel Gutes tust.«

»Ich tue praktisch überhaupt nichts Gutes.«

Sie stellte das Kind auf den Boden und führte es an der Hand zu einem größeren Mädchen, das an der Wand lehnte. Linda und das Mädchen unterhielten sich kurz, und als sie zu Thomas

zurückkam, erklärte sie ihm, daß die Schwester des Jungen ihn nach Hause bringen würde. Gemeinsam verließen Linda und Thomas das Klassenzimmer und gingen über einen kurzen Pfad den Hügel zu einer Kirche hinauf.

»Es ist eine katholische Kirche«, sagte sie und öffnete die Tür. »Eine der wenigen in der Gegend. Sie stammt aus der Zeit, als während des

Kriegs die Italiener hier waren.«

Die Kirche mutete nach dem kahlen Schulzimmer wie eine Offenbarung an, durch fünf Buntglasfenster fiel Licht in den kühlen Innenraum. Die Farben waren klar und leuchtend, mit dicken Bleistreben zwischen den einzelnen Glasteilen. Ein kühnes Kunstwerk für die damalige Zeit, dachte

Thomas. Ein frischer Duft wie von Gräsern oder Weizen durchzog das kleine Gebäude. Dicht gedrängt, fänden etwa hundert Gläubige darin Platz.

Er beobachtete, daß sie die Hand in ein Weihwasserbecken gegenüber vom Eingang tauchte, sich bekreuzigte, an einer Bank das Knie beugte und sich einen Moment lang niederkniete, bevor sie sich

setzte. Er spürte ein Brennen in der Brust, als bliese ein heißer Wind durch ihn hindurch. Die Erinnerungen waren so stark, daß er sich mit der Hand an einer Bank festhalten mußte, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Er stand im hinteren Teil der Kirche und ließ sie eine Weile allein, bevor er sich zu ihr setzte. Er wollte ihr Zeit lassen, um zu dem Gott

zu beten, den sie so leidenschaftlich haßte.

Schweigend saßen sie nebeneinander, ihr Kopf und ihre Füße kamen ihm seltsam nackt vor. Er erinnerte sich, wie sie vor Jahren die Mantilla hastig übers Haar legte, wenn sie am Samstagnachmittag zur Beichte ging, weil sie überzeugt war, ohne Kopfbedeckung keine Kirche

betreten zu dürfen. Er wollte ihre Hand nehmen, aber irgendein Rest von Schicklichkeit hielt ihn davon ab.

»Erkennst du die Frau in dem einen Fenster dort?« fragte sie, kniff die Augen leicht zusammen und deutete auf eines der Buntglasfenster im Seitenteil der Kirche. Es war die Darstellung einer Frau, die gleichzeitig sinnlich

und verzückt aussah und die Augen nach oben, wie zum Himmel gerichtet hatte. Sie trug einen leuchtendgelben Kikois, und ihr krauses Haar umrahmte wirr ihr Gesicht. Im Gegensatz zu den übrigen Figuren im Bild war sie schwarz.

»Magdalena.«

»Du erinnerst dich.«

»Natürlich erinnere ich mich. Es ist ein wundervolles

Bild. In der Auffassung ganz
ähnlich wie das von Tizian,
das ich letztes Jahr in Florenz
gesehen habe. Tatsächlich
glaube ich, daß es Tizian
nachempfunden ist. Das Haar
war unglaublich. Nun, sehr
Tizian-artig. Magdalena wird
oft halb nackt mit langem,
fließendem rötlichblondem
Haar dargestellt. Sehr schön.«

»Du warst letztes Jahr
dort?«

»Auf dem Weg hierher. Ich habe noch zwei weitere Magdalenen in Italien gesehen. Die von Bernini in Siena, bei der es sich um eine Skulptur handelt. Ihre Brüste sind entblößt und ihr Haar fließt darüber. Die von Donatello ist ganz anders. Hager. Asketisch. Mehr die Büßerin.«

»Interessant, daß sie schwarz ist.«

»Ja«, sagte er. »Sie dürfte um 1945 entstanden sein?«

»Etwa.«

»Du kneifst die Augen zusammen.«

»Ich glaube, ich brauche eine Brille.«

»Im Christentum gilt sie als die Verkörperung von Erotik und Weiblichkeit«, sagte er.

»Du hast dich eingehend damit beschäftigt«, sagte sie.

»Ja, wegen einer Sache, an

der ich arbeite. Hast du ›Die Letzte Verwandlung‹ von Kazantzakis gelesen?«

»Wie seltsam. Ich lese gerade ›Bericht an Greco‹.«

»Kazantzakis stellt Magdalena als Hure dar, als eine Frau, nach der sich Jesus seit seiner Kindheit sehnt, mit der ihn eine lebenslange sexuelle Beziehung verbindet. Rabbis wären in jener Zeit verheiratet gewesen. Einige

glauben, sie habe ihm Kinder geboren.«

»Alle Einrichtungen für ledige Mütter tragen den Namen Magdalena.«

»Ich erinnere mich«, sagte er.

»Hast du ›Jesus Superstar‹ gesehen?«

»Ich weiß nicht, wie ich ihn lieben soll.«

»Ich habe nie aufgehört, dich zu lieben«, sagte sie.

Er hielt den Atem an und schloß die Augen. Hinter den geschlossenen Lidern erschien ihm die Qual der vergeudeten Zeit wie ein explodierender Stern. Er legte die Hände auf die Schenkel, als wappne er sich vor einem großen Schmerz.

»Inzwischen kommt es mir vor wie die Kindheit«, sagte sie. »Etwas, was ich einst hatte, und ich sollte nicht

erwarten, es zurückzubekommen.«

Er sah zur Decke hinauf wie ein Mann, der seine Tränen nicht zeigen will.

»Warum hast du mich das nicht wissen lassen?« fragte er mit heiserer Stimme.

Sie schlug die Beine übereinander und mußte sie dann in der engen Bank zur Seite drehen. »Aus all den Gründen, die ich dir genannt

habe. Ich dachte, es würde dich nicht mehr kümmern und du hättest mich vergessen.«

»Niemals.«

»Ich wußte, daß du geheiratet hast. Meine Tante konnte es gar nicht erwarten, mir das zu erzählen. Ich glaube, sie hat mich sofort angerufen, nachdem sie es erfahren hat.«

»O Linda.«

»Und das war's dann.«

Er konnte sie in der Kirche nicht berühren. Gleichgültig, wie sehr sie ihren Gott haßte, ein solcher

Annäherungsversuch wäre ihr nicht recht gewesen. Und auch als sie die Kirche verlassen hatten, konnte er sie nicht berühren, weil die Kinder geduldig auf sie warteten und ihnen über den Pfad hinunter folgten. Erst als sie das Dorf hinter sich gelassen hatten

und außer Sichtweite waren, streckte er die Hand aus und hielt sie an. Sie drehte sich um – so bereitwillig, daß er Gott dafür hätte danken können –, und er nahm sie in die Arme. Der erste Kuß war nicht vertraut, und dennoch hatte er das Gefühl, »angekommen«, nach Hause gekommen, das sichere Ufer erreicht zu haben. Und das hätte er ihr gesagt, wenn sie seinen Mund nicht

mit einem zweiten Kuß verschlossen hätte, und ihr Geschmack erinnerte ihn jetzt an tausend andere ihrer Küsse. Sie strich über seinen Nacken und zog seinen Kopf an sich. Unwillkürlich taumelte er, verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Knie. Sie zog ihn an sich, und er lag auf ihrem nackten Bauch. Die Freude war so groß, daß er vor Dankbarkeit stöhnte. Sie

beugte ihm den Kopf entgegen.

»Linda«, sagte er, vor Erleichterung ganz leise sprechend.

Er versuchte, den Raum in sich aufzunehmen, ihn sich zu eigen zu machen, selbst als sie schon auf dem Bettüberwurf lag. Der Kanga war jetzt aufgeknotet, das Oberteil gelöst, und ihre Brüste

wirkten schockierend weiß im
Gegensatz zu ihrer übrigen
Haut. Er konnte sich nicht
erinnern, wie es früher
zwischen ihnen gewesen war,
und dennoch drängten sie sich
aneinander, als wären sie nie
getrennt gewesen. Er hatte
sich noch nie so vollkommen
zu Hause gefühlt. Es war eine
Offenbarung, daß ihm dies
gehören sollte, daß sie ihm
dies wieder und wieder

schenken könnte, daß alle Unzufriedenheit verginge. Sie richtete sich über ihm auf und sagte seinen Namen, während ihr Haar wie ein feuchter Vorhang zu beiden Seiten ihres Gesichts herabfiel. Ob sie dies früher schon einmal mit ihm getan oder nicht getan hatte, wußte er nicht: sie senkte die Schultern und bot ihm ihre Brüste dar, die er mit den Händen und mit dem

Mund nahm, und er wollte alles von ihr.

Welch süße Entschädigung für ungelebte Tage und Nächte.

27. November
Lieber Thomas,

heute hatten wir den Parlamentsabgeordneten von Nyeri zu Besuch. Unerwartet, weil er aus Nairobi

gekommen war, um den Brautpreis für seine zweite Frau auszuhandeln, von der niemand wissen soll. Seine erste Frau ist zu ihrem großen Kummer unfruchtbar. Er fuhr im Mercedes vor und trat mit großem Pomp herein, denn ich sollte mich offensichtlich geehrt fühlen. Er setzte sich auf eine Bank im hinteren Teil des Raums und lauschte einer Unterrichtsstunde über

einfache Geometrie. Dabei nickte er gelegentlich, als gebe es dabei Fragestellungen, denen man zustimmen oder die man ablehnen könnte, während er ständig mit einem Holzstäbchen in den Zähnen herumstocherte. Die Kinder waren entsprechend eingeschüchtert und warfen verstohlene Blicke auf den großen Mann, der aus der Stadt gekommen war. Er trug

eine goldene Uhr, und obwohl ich mich mit Männerkleidung nicht gut auskenne, glaube ich, daß sein Anzug einiges gekostet hat. Sein Gefolge bestand aus acht Leuten. Bei seinen Reisen fährt zur Sicherheit vor Dieben und politischen Gegnern ein Wagen voraus und einer hinterher. Sollte er auf der A 104 von einer Macheten-Gang gestoppt werden, müssen

seine Lakaien die Schläge einstecken. Außerdem hat er – wie mir gesagt wurde – ein geheiztes Schwimmbad in Lavington, eine Mercedes-Flotte und eine Menge Geld auf einem Konto in der Schweiz. Ich frage mich, was er wohl über die bloßen Füße der Kinder gedacht hat.

Ich sitze hinter dem Haus unter einem Dornbaum, dessen Zweige mir die Illusion

von Schatten spenden. Von den Chrysanthemenfeldern streicht der Wind herüber, und die Fieberbäume ächzen. Auf einem Ast über mir sitzt geduldig wartend ein Geier, was mir sagt, daß irgendwo frischgeschlagenes Wild liegen muß. Ich möchte mir weder vorstellen, um was für ein Tier es sich handelt, noch wer es getötet hat. Wundervolle Stare mit irisierend

türkisfarbenem Federkleid zwitschern in den Ästen, aber der Geier läßt sich nicht stören. Es ist kaum zu glauben, daß heute Thanksgiving ist, jedenfalls kommt es mir komisch vor, einen Feiertag zu begehen, wenn alle anderen bei der Arbeit sind.

Ich fühle mich manchmal wie betäubt, wenn ich aus dem dunklen Schulraum oder

meinem Haus ins grelle Licht
des afrikanischen Mittags
hinaustrete: es blendet mich
und macht mich schwindlig,
als hätte ich einen Schlag auf
den Kopf bekommen. Ich
habe keine Orientierung, mir
wird sogar leicht übel, und ich
kann nichts essen. Ich gehe
durchs Haus und fasse Dinge
an, weil Du sie berührt hast.
Einen Rilke-Band. Einen
Teller, auf dem Gelee lag.

Eine Haarbürste, aus der ich die kastanienfarbenen Haare noch nicht entfernt habe. Es ist eine Art Irrsinn, nicht wahr? Eine Krankheit, die mich befallen hat. Oder besser gesagt, der erneute Ausbruch eines chronischen Leidens. Doch dieser Ausbruch ist tödlich, dessen bin ich mir sicher.

Ich glaube, daß Worte die Liebe eher zerreden und

kaputtmachen, und es ist besser, nicht darüber zu schreiben. Selbst das Gedächtnis ist morsch und brüchig.

Ich war Dir immer treu.
Wenn Treue die Erfahrung meint, an der alles andere gemessen wird.

Immer die Deine,
Linda

1. Dezember

Liebe Linda,

als ich Dich verlassen habe und wir vereinbarten, daß wir uns schreiben wollten, dachte ich, daß Du es nicht tun würdest, daß Dein übertriebenes Schuldgefühl Dich zum Schweigen verurteilte. Schlimmer noch, ich befürchtete, daß, wenn ich in den Wagen steigen und nach Njia fahren würde, Du

Dich genauso spurlos auflösen
würdest wie die Nebelschleier
aus den Sümpfen vor Deinem
Haus. So daß ich, als ich
Deinen Brief im Briefkasten
sah – den lavendelfarbenen
Umschlag und die zarte,
rückwärts geneigte Schrift –,
weinte. Direkt dort, vor den
Blätter kauenden mzees und
den Schuljungen, die Steine
nach einem Wildkaninchen
warf en. Ohne mich zu

schämen, kein bißchen. Ich empfand nur Freude und ungeheure Erleichterung.

Magdalena. Schöne Magdalena. Verloren und wiedergefunden. Ich glaube nicht, daß ich bis jetzt überhaupt wußte, was Glück ist.

Was Regina anbelangt: Soll ich Dir von dem stummen Zorn erzählen, mit dem ich begrüßt wurde, als ich am

Sonntagabend zurückkam, der um so empfindlicher traf, als er mir zu Recht entgegenschlug? Oder von dem Gleichmut – der ihr ansonsten fremd ist –, mit dem sie die grauenvollsten Fälle von Kinderkrankheiten betrachtet (kenianische Kinder sind trotz ihres Schicksals die wohlerzogensten der Welt; dahinter verbirgt sich eine Erziehungsform, deren

Geheimnis ich noch nicht ergründen konnte), oder von ihrem Wunsch, selbst ein Kind zu bekommen, der unablässig an ihr nagt? Nein, das werde ich nicht. Ich liebe Regina. Doch das ist bedeutungslos. Ich nehme an, daß Du auch Peter liebst – über den Du am Sonntag aus gutem Grund geschwiegen hast.

Ich erinnere mich an Deinen Körper auf dem Bett.

Das wird für lange Zeit alles sein, was möglich ist.

Ich finde Dich so wunderschön. (Hast Du einen Spiegel? Ich habe vergessen, darauf zu achten. Wir haben keinen. Regina benutzt den Wasserkessel, wenn sie sich schminkt.)

Der Beweis meiner Treue:
Alle meine Gedichte sind über Dich, auch wenn es nicht so scheint. Genauer gesagt, sie

handeln alle von dem Unfall,
falls Du die Aufrichtigkeit
meines Schuldgefühls
bezweifelt haben solltest. Ich
glaube nicht, daß Du sie in der
Bibliothek des British Council
finden wirst.

Ich kam mir untreu vor, in
meinem Haus an Dich zu
schreiben – untreu gegenüber
Dir oder Regina? Euch beiden
gegenüber, glaube ich – daher
bin ich in meinem verbeulten

Escort, der schon zweimal gestohlen wurde, nach Nairobi gefahren, habe mich im Thorn Tree an einen Tisch gesetzt und ein Tusker ohne Wurm bestellt (das ist eine lange Geschichte). Aus dem Raum, der wahrscheinlich die Küche ist, dringt ein seltsamer weißer Rauch, und ich sollte ihn wahrscheinlich genausowenig beachten wie alle anderen auch (obwohl er

so aussieht, als könnte er uns vergiften). Noch nie hing eine Nachricht für mich am Schwarzen Brett, aber verrückterweise habe ich heute nachgesehen, für den Fall, Du hättest mir eine verschlüsselte Botschaft zukommen lassen. (Hinterlaß mir eine, wenn Du das nächste Mal in Nairobi bist, nur um mich aufzuheitern; doch solltest Du in die Stadt

kommen, ohne mir Bescheid zu sagen, werde ich bestimmt an gebrochenem Herzen sterben.)

Letzten Sonntag saß ich mit Ndegwa in diesem Café. (Ohne zu wissen, daß Du im Land bist. Wie war das möglich: Waren denn keine Wunder und Zeichen am Himmel, gab es keine hörbaren Erschütterungen, die ich als Deine Schritte erkannt

hätte?) Heute ging ich wegen Ndegwa zur amerikanischen Botschaft und bekam einen Termin bei einem Botschaftsvertreter – wofür er zuständig ist, wurde nie erklärt. Er sah – ich scheue mich, es zu sagen, weil es ein solches Klischee ist – wie ein in die Jahre gekommener Soldat der Marines aus. Die Stoppeln auf seinem Kopf waren so kurz, daß mehr Haut

als Haar zu sehen war. Er war gutmütig und herzlich und freute sich, mich zu sehen, obwohl er anfangs keine Ahnung hatte, warum ich gekommen war. Aber joviale Begrüßungen machen mich mißtrauisch. Er sagte – ungelogen – »Woher stammen Sie, Tom?« Ich sagte: »Boston.« Er sagte: »Hey, Red Socks!« Also diskutierten wir über die Red

Socks, über die ich weniger wußte, als ich hätte wissen sollen, und ich hatte den Eindruck, daß es sich um eine Art Test handelte, den ich nicht bestand. Mein Botschaftsvertreter wurde mißtrauisch, und plötzlich schien ihm mein außerordentlich langes Haar aufzufallen (›Hippie‹, dachte er), und er sagte schließlich: »Also, was kann ich für Sie

tun?« und »Was haben Sie auf dem Herzen, Tom?« Zwar beschäftigst nur Du mich – wie jetzt ständig –, doch trotzdem erzählte ich ihm von meinem Auftrag, über den ich schon beim Weggehen von zu Hause nur nebulöse Vorstellungen hatte und der mir, da ich nun davon erzählte, sogar noch verschwommener vorkam. Ich wolle helfen, Ndegwa

freizubekommen, sagte ich.
Falls das nicht möglich sei,
wolle ich Druck auf die
kenianische Regierung
ausüben, damit sie die
Anklagepunkte bekannt gebe
und einen Prozeßtermin
festsetze. Meine Forderung
war offenbar absurd und
hoffnungslos, jedenfalls faßte
er sie so auf und lächelte
nachsichtig. »Tom«, sagte er,
schob seinen Stuhl vom

Schreibtisch zurück und faltete die Hände im Schoß, »das ist ein sensibler Punkt«, und »Sie wissen, Tom, daß die USA einen strategischen Stützpunkt in Kenia hat«, und »ich würde ja genausogern helfen wie Sie, Tom, aber diese Dinge brauchen Zeit.« Ich kam mir vor wie ein Kind, das seinen Vater um Geld anbettelt.

Nachdem er mich

freundlich in meine Schranken verwiesen hatte, fragte er mich, was ich hier mache. Ich verstellte mich ein bißchen, erwähnte Regina und gestand schließlich, Schriftsteller zu sein. »Für wen schreiben Sie?« fragte er. Eine verständliche Frage. »Für niemanden«, antwortete ich und sah, daß er mir nicht glaubte. Wer schrieb schließlich für niemanden? Ganz beiläufig erwähnte er,

daß demnächst Ted Kennedy das Land besuche und daß er (mein Botschaftsvertreter) zu Ehren des Senators einen Empfang ausrichte. Woraufhin ich – die erste politische Erklärung meines Lebens abgebend, tatsächlich den ersten politischen Gedanken meines Lebens äußernd – herausplatzte: »Ich kenne Ted Kennedy.« Womit ich endlich die Aufmerksamkeit des

Burschen gewonnen hatte.

»Eigentlich«, fügte ich hinzu,
»kennt ihn mein Vater. Er war
einmal beim Abendessen bei
uns.«

»Wirklich«, staunte mein
Botschaftsvertreter.

Und daher wird man sich
des »Ndegwa-Falls«, wie er
ihn nannte, vielleicht doch
annehmen.

Schreib mir, um Himmels

wollen, schreib. Ein Tag ohne
Dich ist ein nicht gelebter Tag,
den ich nur ertrage, weil ich
die Erinnerung aufbiete, aber
die ist selbst geringsten
Korrosionserscheinungen
gegenüber anfällig, und feiner
Rost durchzieht die leichten
Brisen.

Liebe mich so, wie Du es
am Sonntag getan hast. Ist das
zuviel verlangt?

Thomas

PS: Die Schlagzeile von heute:
FRAU IM BUSCH VON
HYÄNE ANGEFALLEN.

15. Dezember

Lieber Thomas,

ich schreibe Dir aus einem
Krankenhaus namens Maria
Magdalena (nein, das habe ich
nicht erfunden), wohin ich
David bringen mußte, den
Jungen, der im Klassenzimmer

den Hustenanfall bekam, als er auf meinem Schoß saß. Ein tapferer Junge, der sich weigert, sich ausschließen zu lassen. Er leidet an einer mysteriösen Krankheit, die die Ärzte nicht kennen – sie verursacht Lungenentzündung und zehrt ihn so aus, daß er nicht mehr auf die Beine kommen wird, wie ich fürchte. Man hat ihn zur Untersuchung hierbehalten,

und ich bleibe bei ihm, weil seine Mutter ebenfalls krank ist und ihre Hütte nicht verlassen kann. Eine Tochter kümmert sich um die kleineren Kinder. Ach, Thomas, wir hatten keine Ahnung, was Elend bedeutet, nicht wahr?

Das Krankenhaus ist klein und wurde in den dreißiger Jahren gebaut, um gefallene Mädchen europäischer

Abstammung aufzunehmen, deren Eltern zu arm waren, um sie zur Geburt der Babys nach Europa zurückzuschicken (oder die kein Geld für so hoffnungslose Fälle ausgeben wollten. Wohin die Kinder wohl kamen, frage ich mich). Derlei interessiert jetzt natürlich niemand mehr, und das Krankenhaus ist inzwischen eine Art Notfallstation für die Region

geworden. Es gibt einen belgischen Arzt hier, der sehr gut ist. Er ist jung und lustig, und alle Frauen verlieben sich in ihn. Ich glaube nicht, daß er je zum Schlafen kommt; er ist immer hier, wenn ich herkomme. Davids Fall ist ihm ein Rätsel, und so hat er Blutproben zur Analyse nach Brüssel geschickt. Wie kann ein Arzt eine Krankheit behandeln, für die er nicht

einmal einen Namen hat?

Schwester Mary Patrick, die ebenso furchteinflößend wie korpulent ist, geht ständig an mir vorbei und wirft mir mißbilligende Blicke zu. Zu Recht wahrscheinlich, obwohl ich glaube, nur wegen meines Kangas. Vielleicht erkennt sie aber auch das gefallene katholische Mädchen in mir, weil ich auf das gespenstische Kreuz an der

gegenüberliegenden Wand
starre, das Mädchen, das über
die Begriffe von Freude,
Schuld und Strafe
nachzugrübeln pflegte. Die
Nonne geht schweigend
vorbei, und unsere Blicke
treffen sich – ich kann nicht
anders. Vielleicht halte ich
nach einem Zeichen, nach
einer Botschaft von ihr
Ausschau? –, und ich fühle
mich ausgesetzt und noch

nackter, als ich aufgrund
meiner saloppen Kleidung
ohnehin schon bin.

Ich habe Dir nicht gesagt,
daß Peter unerwartet
auftauchte, nachdem Du
gegangen warst. Ich war wie
vom Donner gerührt bei
diesem zweiten unerwarteten
Besuch am selben Tag und
schreckte an der Tür zurück.
Er hielt meine Bestürzung für
einen ganz normalen

Ausdruck der Überraschung, die er ja auch beabsichtigt hatte. Dabei spürte ich Dich noch auf meiner Haut. Ich mußte Krankheit vorschützen, Erschöpfung, irgendwas. Ich schämte mich nicht, weder für Dich noch für uns, aber für meine Angst, daß alles herauskäme.

Ach, Thomas, trotz allem bin ich so glücklich.
Gestern habe ich die Kinder

nach Nyeri gebracht, wo zu Ehren Jomo Kenyattas eine Parade stattfand. Dreißig Kinder in zwei VW-Busse und einen Peugeot 504 gezwängt (man mag gar nicht genauer darüber nachdenken). Wir standen auf einem Hügel und sahen uns die Vorbeimarschierenden an, die Stammeskleidung, Turnschuhe und Coca-Cola-Sonnenbrillen trugen und Eis

am Stiel lutschten. Wir hörten einer Rede Kenyattas zu, der über Harrambee und die Zukunft Kenias sprach. In Gegenwart der Kinder mußte man natürlich Respekt zeigen und die Ironie bei der Benutzung des Wortes Freiheit überhören, obwohl Männer wie Ndegwa im Gefängnis schmachten. (Hast du irgendwas von Deinem Marine gehört?) Obwohl man

sagen muß, daß sowohl unter den Zuschauern wie den Teilnehmern der Parade große Spannung spürbar war: Kenyatta ist nicht mehr so beliebt, wie er einmal war. Worauf ich hinaus will, ist, daß ganz plötzlich und ohne Vorwarnung Panik auf dem Hügel ausbrach und alle wie wild die Flucht ergriffen. Hunderte von Leuten begannen loszurennen, ohne

zu merken, daß sie in Richtung eines Stacheldrahts liefen. Die Hysterie war ansteckend. Wir scheuchten die Kinder zu einem festen Kreis zusammen, ließen sie niederkauern und beschützten sie mit unseren Körpern. Zuerst dachte ich, Kenyatta sei erschossen worden, dann dachte ich, es sei ein Putsch. Peter bekam einen Stoß in den Rücken. Soldaten mit

auf gepflanzten Bajonetten
knieten sich neben uns nieder
und zielten auf die Menge.
Niemand wurde getötet, aber
Dutzende wurden verletzt, als
sie in den Stacheldraht
gedrückt wurden. Später
erfuhren wir, daß die Panik
von einem Schwarm Bienen
ausgelöst wurde. Ungeachtet
des Durcheinanders donnerten
zu Ehren Kenyattas sechs
Kampfflugzeuge über unsere

Köpfe hinweg. Während wir zusahen, brach eines aus der Formation aus und stürzte auf einen nahe gelegenen Golfplatz.

Ich schreibe über diese Ereignisse, wie ich früher Filme oder Ausflüge zum Strand beschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich mich an sie gewöhnt habe, aber sie regen mich nicht mehr auf.

Was mich aufregt, ist meine

Liebe zu Dir.

Ich würde gern glauben,
daß das, was wir haben,
außerhalb der Realität
existiert, etwas ganz
Eigenständiges ist, das mit
unserem übrigen Leben nichts
zu tun hat. Was für ein
dummer und gefährlicher
Gedanke, da meine Liebe
doch schon alle Bereiche
meines Lebens durchdrungen
hat.

Deine
L.

21. Dezember
Liebe Linda,

Du schreibst von Panik und Hysterie, aber ich kann nur an Peter denken, wie er auf dem Hügel bei Dir ist, wie er Dich in Deinem Haus überrascht (während ich zu einer aufgebrachten Regina

heimkehrte). Mich hat bereits die Eifersucht erfaßt, eine heftige, verzehrende Eifersucht, die mich zu einem kleinlichen, elenden und unliebenswerten Wesen erniedrigt. Hast Du mit ihm geschlafen? In jener Nacht? So kurz nachdem wir zusammen waren? Daß ich kein Recht habe, eifersüchtig zu sein, tut nichts zur Sache. Es ist ein menschliches Laster: die

dunkle Seite der Liebe. Aber schlimmer noch: ich bin eifersüchtig auf Deinen Arzt, in den sich alle Frauen verlieben. Gilt das auch für Dich?

Beantworte meine Fragen nicht.

Gestern abend waren Regina und ich bei der Präsentation des Buches ›Die Stille wird sprechen‹ von Errol Trzebinski. Im

wesentlichen handelt es sich um die Biographie von Denis Finch Hatton, Blixens Liebhaber während der Zeit, als sie auf ihrer Kaffeefarm lebte, aber das Buch handelt auch von Blixens eigenem Leben und ihren Schriften über Afrika. (Vielleicht kennst Du das Buch schon? Ich schicke es Dir jedenfalls mit, nachdem Du gesagt hast, Du hättest alle

Bücher in Njia schon gelesen.) Die Party fand im Country-Club von Karen statt – der einen nicht weiter bemerkenswerten Anachronismus darstellt. Praktisch alle Anwesenden waren weiß, mit einer interessanten Ausnahme. Ein alter Mann, der einen dunklen Anzug und einen zerknitterten Mantel trug und dessen Stock auf seinem Stuhl lag, saß in

einer Ecke, trank Tee und plauderte mit zwei »kleinen alten Damen« (wie sehr Frauen es hassen müssen, einmal so bezeichnet zu werden), die pflaumenfarbene Kostüme und Hüte trugen. Auf den ersten Blick erinnerte mich das Bild an altjüngferliche Tanten, die bei einem Familienfest mit einem unverheirateten Onkel tratschen. Aber dann wurde

mir gesagt, daß der alte Mann Kamante sei, der in ›Afrika, dunkel lockende Welt‹ beschriebene treue Koch von Blixen, ein Mann, dessen Geschichte einen großen Teil des Buchs einnimmt. Vor fünfzig Jahren, als sie ihn aufnahm, war er ein kleiner Junge, der verlassen und krank auf ihrem Land Ziegen hüttete. Jetzt ist er ein alter Mann, der Zeuge des

erstaunlichen Wandel seines Landes wurde. Vermutlich hatte man ihn aufgetan, um dem Anlaß eine besondere Note zu geben, jedenfalls fungierte er als eine Art Ehrengast. Obwohl ich sagen muß, daß er sein Schicksal, das ihn in diese Ecke verschlagen hatte, um mit zwei Damen, die ihn zu Blixens Zeiten nicht an ihren Tisch gelassen hätten, über ein

nicht mehr existentes Afrika zu plaudern, relativ gelassen hinnahm.

Ich schreibe Dir jetzt von zu Hause aus, da ich meine Skrupel inzwischen überwunden habe (die Eifersucht hat sie vertrieben). Unser Haus steht inmitten von gepflegten Gärten und Akazien- und Eukalyptusbäumen, die die Villen von Karen beschirmen.

Aus den Kaminen kräuselt
Rauch in die Höhe, dahinter
erheben sich die vier grünen
Buckel der Ngong Berge. Es
ist nicht schwer, sich
vorzustellen, in England zu
sein. Die Hecken bilden eine
Art von Festung, sind bis zu
vier Meter hoch und
undurchdringlich, und
dazwischen befinden sich
bewachte Tore. Kinder
kommen nur auf Einladung

zum Spielen. Es ist ein merkwürdiger Eindruck, all die Schönheit, all der wohlgeordnete Liebreiz, all die sanfte Gefälligkeit der Landschaft – denn es fällt nicht schwer, sie für ein böses Tumorgeschwür zu halten, das eines Tages herausgeschnitten werden muß.

Nein, ich glaube das mit dem Krankenhaus nicht, und ich muß mich selbst davon

überzeugen. Schreib mir und sag mir, daß ich kommen darf. Oder triff Dich irgendwo mit mir. Ich halte es nicht aus, Dich nicht zu sehen. Wann kommst du nach Nairobi?

Die USA haben wegen Ndegwas Verhaftung formelle Beschwerde bei der kenianischen Regierung eingelegt. Ich fühle mich geschmeichelt bei dem Gedanken, daß ich dazu

beigetragen habe, aber es wäre eine Illusion zu glauben, daß es etwas nützt. Ich habe an Amnesty International geschrieben, werde aber erst in mehreren Wochen eine Antwort erhalten. Wie entsetzlich langsam die Post doch ist! Hast Du Telefon? Ich habe vergessen, Dich zu fragen. Wir haben keines. Nach dem Einbruch (eine andere lange Geschichte)

sträubte ich mich, wieder eines anschließen zu lassen, aber Regina drängt seit einiger Zeit darauf, einen Anschluß zu haben. Doch jetzt würde ich, der untreue Ehemann, sofort nachgeben, wenn ich wüßte, daß es die Verbindung zu Dir herstellt.

Ich verharmlose die Sache, aber unsere Lage ist quälend. Wir reden nicht über die Zukunft. Haben wir denn

eine?

Es gibt Gerüchte über ein Massengrab mit fünfzig Studenten. Mir fällt das schwer zu glauben, aber vielleicht stimmt es.

Bald ist Weihnachten. Ein komischer Gedanke bei der Hitze, nicht wahr? Wie sehr wünschte ich mir, ich könnte es mit Dir verbringen.

Dein Thomas

PS: Die Schlagzeile von heute:
ANGRIFF VON LEOPARD
IN KAREN

4. Januar

Lieber Thomas,

Peter und ich sind gerade aus Turkana zurückgekehrt, wo wir die Feiertage verbracht haben. Wir sind durch Flußbetten gefahren und wären bei den

mörderischen Temperaturen um die 50 Grad fast umgekommen. Die Landschaft, durch die wir kamen, war so verlassen, daß man sich nicht vorstellen kann, wie die Turkana, die von einem Wüstengebiet zum nächsten wandern, es schaffen, dort zu überleben. Das Seeufer glich zu unserem Erstaunen einer Meeresküste, mit Palmen und

kilometerlangen Sandstränden. Wir kümmerten uns nicht darum, ob es gefährliche Parasiten oder Krokodile gab, und ließen uns im 30 Grad warmen Wasser treiben. Am Morgen wachten wir bei Sonnenaufgang auf – einem blutroten Streifen von mehreren hundert Kilometern Länge, der trotz seiner ergreifenden Schönheit

wieder glühende Hitze für den Rest des Tages versprach. Die Landschaft ist herrlich, gewaltig und bedrohlich – als beträte man einen anderen Planeten, wo die Atemluft aus giftigen Gasen in prächtigen Farben besteht.

Thomas, wir sind miteinander verbunden, so sehr wir uns dagegen auch sträuben mögen. Was in Zukunft werden soll, weiß ich

nicht.

So vieles ist ungesagt
geblieben.

Ich konnte Dich meinen
Namen rufen hören, als ich
fortgebracht wurde. Ich stand
unter Schock und konnte nicht
sprechen, sonst hätte ich Dir
geantwortet. Kurz nachdem
ich eingeliefert wurde, kam
meine Tante ins Krankenhaus.
Zu ihrer Ehre muß ich sagen,
daß sie einmal kurz geweint

hat, und den Rest der Zeit verbrachte sie damit, mir zu sagen, daß sie es mir prophezeit habe. Ihr Mißtrauen Dir gegenüber hat mich immer gewundert. Vielleicht haßt sie alle Männer. Ich hatte gedacht, sie würde sich freuen, wenn jemand käme und sie mich los wäre.

Ich war fünf Tage im Krankenhaus. Die Onkel und

Cousins paßten auf, und ich wurde nie allein gelassen. Ein seltsamer Schatz, den sie da bewachten, da er längst schon gestohlen worden war.

Ich kam für einen Tag nach Hause und wurde dann von Onkel Brendan mit dem Auto nach New York gebracht (allein in Connecticut kehrten wir in drei Bars ein). Die Fahrt war eine Qual, weil mein Körper auf einer Seite von

oben bis unten aufgeschürft war (auch mein Inneres war eine einzige Wunde). Die Tage vergingen. Irgendwann im März wurden die Verbände abgenommen. Eileen arbeitete als Masseurin und war den ganzen Tag fort. Ich ging durch die Straßen, als ich dazu in der Lage war. Ich dachte an Dich. Stundenlang saß ich da, starrte aus dem Fenster und dachte an Dich.

Als ich wieder aufstehen konnte, rief ich Dich mehrere Tage lang immer wieder an. Aber nie meldete sich jemand. Später schrieb mir meine Tante, daß Du mit Deiner Familie auf eine Europareise gegangen seist. Stimmt das? Ich habe am Sonntag vergessen, Dich danach zu fragen. Dann schrieb meine Tante, Du würdest mit Marissa Markham ausgehen

(den wären wir also los und so weiter). Ihre Motive waren vollkommen durchsichtig, aber ich war mir nicht sicher, ob sie nicht doch recht hatte. Die Menschen ändern sich schließlich, oder? Du hättest verärgert sein können, weil ich fortgegangen bin, ohne zu sagen, wohin. Vielleicht hat meine Tante ja auch Dich belogen.

Ich dachte: So schnell hat er

mich vergessen.

Ich habe die Briefe nie bekommen, die Du mir geschrieben hast. Nicht schwer, sich vorzustellen, was mit ihnen passiert ist. Sie wurden gelesen und dann weggeworfen, schätze ich. Wie sehr wünschte ich mir, ich könnte Deine Briefe zurückbekommen. Ich habe das Gefühl, daß wir zutiefst vereint, ein Fleisch, ein Leib

sind. Ich liebe Dich mit dem langgewachsenen Haar. Ich liebe Dich.

Bitte schick mir Deine Gedichte. Ich hoffe, es stimmt, daß nur Du die Post holst.

In Liebe
Linda

PS: Danke für den Trzebinski. Ich habe ihn an einem Tag ausgelesen. Ich wünschte, ich wäre eine langsamere Leserin,

um mehr von den Büchern zu haben.

10. Januar

Liebe Linda,

es quält mich, daß Du geglaubt hast, ich hätte Dich vergessen.

Niemals.

Hätte ich mich doch bloß nicht um Deine Tante gekümmert und nicht

aufgegeben. Hätte ich doch nur Eileen angerufen. Wäre ich nur in den Wagen gestiegen und nach Middlebury gefahren. Ich darf gar nicht daran denken. Es macht mich buchstäblich krank.

Und deshalb fällt es mir schwer, mich über die Neuigkeit zu freuen, die mir noch vor einer Stunde so wundervoll vorkam. Gestern

erhielt ich einen Brief (er brauchte sieben Wochen, bis er hier eintraf) von einem Redakteur des New Yorker, der zwei meiner Gedichte abdrucken will. Ich war außer mir vor Sorge, der Redakteur könnte vielleicht glauben, ich sei nicht interessiert, weil ich so lange nicht reagiert habe, also fuhr ich nach Nairobi und rief ihn sofort an. Er war ein bißchen verwundert, daß ich

deswegen aus Afrika anrief (natürlich war es für ihn nicht so wichtig wie für mich), und ich erklärte ihm die Sache mit der Post. Die Gedichte werden jedenfalls gedruckt, und ich bekomme sogar Geld dafür (an sich schon erstaunlich). Regina freut sich riesig darüber. Wahrscheinlich rechtfertigt das in ihren Augen meine Existenz. Ich glaube das übrigens auch.

Ich habe noch weitere Neuigkeiten. Mein Botschaftsvertreter (er hat einen Namen: Lucas Smollet) hat mir eine Nachricht zukommen lassen, er plane einen Empfang, an dem verschiedene einflußreiche Leute teilnehmen sollen (einschließlich Mr. Kennedy), und er möchte wissen, ob ich Mary Ndegwa dazu überreden könnte, ebenfalls

daran teilzunehmen. Er hält es für die beste Möglichkeit, ihre Sache vorzubringen, und es freute mich, daß er den »Ndegwa-Fall« noch nicht vergessen hat. Kennedy wird sich natürlich nicht an mich erinnern, was zweifellos peinlich sein wird, aber das ist mir im Moment egal. Ich weiß das genaue Datum des Empfangs noch nicht, aber wenn ich es weiß, gebe ich

Dir Bescheid. Vielleicht könntest Du mit Peter daran teilnehmen? (Wahnsinn, sich vorzustellen, wir könnten uns im gleichen Raum aufhalten, ohne uns zu berühren. Hätten wir genügend Selbstbeherrschung? Vielleicht nicht.)

Rich kommt am Dienstag, und wir gehen ein paar Wochen auf Safari. Ich hatte mich darauf gefreut (und tue

das hoffentlich immer noch), obwohl mich der Gedanke, in dieser Zeit keinen Brief von Dir zu bekommen, rasend macht. (Du solltest mir vielleicht zwei Wochen nicht schreiben. Nein, schreib mir, schick die Briefe aber nicht ab, bevor ich wieder zurück bin. Ich hasse diese verdammten Heimlichkeiten. Sie erniedrigen uns genauso wie Peter und Regina. Aber ich

weiß nicht, wie sie zu vermeiden wären, Du vielleicht?)

Ich habe den Rat eines Freundes (eines Bekannten) befolgt und einen Mann in Nairobi aufgesucht, der ein Magazin herausgibt. Ich wollte ihn fragen, ob er meine Gedichte abdrucken will. Es war nur ein Versuch, aber ich war ohnehin in Nairobi (um für zwölf Dollar pro Minute

beim New Yorker anzurufen, womit vermutlich die gesamte Summe des anstehenden Honorars verbraucht ist), und ich dachte, ich probier's einfach mal. Es ist ein seltsam überzüchtetes Blatt, irgendwo zwischen McCall's und Time angesiedelt (Interviews mit hochrangigen Politikern neben Rezepten), aber der Redakteur gefiel mir. Er

wurde in den Staaten erzogen – in Indiana übrigens –, und er lud mich zum Lunch ein. Er wird einige der Gedichte abdrucken. (Auch dort werde ich bezahlt. Welch peinliche Anhäufung von Reichtümern.) Bei dem Besuch stellte sich nebenbei auch noch heraus, daß er dringend Reporter braucht, und er fragte mich, ob ich einen oder zwei Artikel für ihn schreiben könne. Ich

erklärte ihm, daß ich nie als Journalist gearbeitet habe, aber das schien ihn nicht zu stören. (Meine Qualifikationen bestehen vor allem darin, verfügbar zu sein und auf englisch schreiben zu können.) Ich dachte, warum nicht, und sagte zu. Daher fahre ich morgen los, um über ein siku kuu (wörtlich: großer Tag) beim Massai bomas im Rift zu berichten. Ein Fotograf

begleitet mich. Vielleicht ist es ja ganz interessant.

Linda, ich sterbe vor Sehnsucht. Ich muß Dich sehen. Besteht irgendeine Möglichkeit, daß Du Dich für ein paar Tage freimachst? Ich könnte mir vorstellen (wie hoffnungslos das auch sein mag), daß wir uns irgendwo an der Küste treffen. Regina, die uns auf der Safari begleitet, wird uns in

Mombasa bald verlassen, weil sie die feuchte Luft nicht verträgt. Ich könnte Rich überreden, mit ihr zurückzufahren (wahrscheinlich hat er dann genug von seinem großen Bruder und sehnt sich danach, wieder allein zu sein). Mit Dir auf Lamu zu sein wäre göttlich. Bist Du je dort gewesen? Falls das nicht möglich ist, vergiß die Küste

und komm einfach nach Nairobi. Oder sag mir, daß ich nach Njia kommen darf. Könnten wir uns in Limuru treffen? Mein Körper vergeht vor Sehnsucht.

In Liebe
Thomas

PS: Ich hasse es, wie Briefe normalerweise enden – entweder zu lau oder zu forsch.

PPS: Die Schlagzeile von
heute: TOBENDE
ELEFANTEN ZERSTÖREN
ERNTE.

17. Januar

Lieber Thomas,

ich bin heute sehr traurig.
Heute morgen ist David im
Maria Magdalena gestorben.
Dr. Benoit hat getan, was er
konnte, aber die

Lungenentzündung hatte beide Lungenflügel angegriffen, und David hatte nicht mehr die Kraft, das durchzustehen. Ich komme gerade nach Hause, nachdem ich seiner Mutter, die selbst sehr krank ist, die Nachricht überbracht habe. Sie schien meine Worte kaum aufzunehmen. Was ist das für eine schreckliche Krankheit, Thomas? Dr. Benoit ist

wütend auf sich und auf Brüssel, wo man zu lange gebraucht hat, um das Ergebnis der Analyse zurückzuschicken. Aber dort ist man ebenfalls ratlos und hat die Proben an die amerikanische Seuchenbehörde geschickt. Dr. Benoit behauptet, er habe bereits ähnliche Fälle gesehen und sei besorgt, daß die Krankheit sich ausbreite,

bevor er herausgefunden
habe, worum es sich handelt.

David war ein tapferer
Junge. Morgen findet seine
Beerdigung statt.

Ja, vielleicht ist es möglich,
sich an der Küste zu treffen.
Ich müßte es so einrichten,
daß ich entweder mit Peter
hin- oder zurückfahre, und
vielleicht ist es möglich, zwei
Tage mit Dir zu verbringen.
Auch ich verzehre mich nach

Dir, obwohl ich Angst davor
habe, Dich wiederzusehen.
Vielleicht liegt es an meiner
gedrückten Stimmung heute,
aber ich glaube nicht, daß
unser Zusammensein zu etwas
Gutem führt. Ganz und gar
nicht. Einer jedenfalls wird
schrecklich verletzt werden –
und es steht nur zu hoffen,
daß es einer von uns beiden
ist.

Ich freue mich über die

Nachricht vom New Yorker.
Du mußt mir die Gedichte
schicken, die sie drucken
wollen.

Thomas, ich liebe Dich
mehr, als ich für möglich
gehalten hätte. Es macht mich
traurig wegen Peter; was alles
er nie von mir bekommen hat.
Ich werde den lauwarmen
Schluß lassen. Es gibt keine
Worte, die hinreichend wären.

Linda

PS: Ich habe es riskiert, Dir den letzten Brief zu schreiben, bevor Du an die Küste fährst. Ich bete, daß Du es bist, der ihn abholt.

26. Januar

Liebe Linda,

es tut mir leid wegen David. Ich hoffe, er mußte nicht leiden. Seltsamerweise bin ich froh, daß seine Mutter

nicht ganz mitbekommen hat,
was geschehen ist. Das schien
mir immer das Schlimmste
am Tod eines Kindes zu sein:
daß die Mutter den
unerträglichen Verlust
erdulden muß. Ich wünschte,
Du würdest Deinen Gott nicht
so leidenschaftlich hassen,
dann könntest Du Trost aus
dem Gedanken schöpfen, daß
David jetzt bei ihm ist.

Welche Spannbreite von

Gefühlen zwischen zwei
Absätzen! Ich war fast außer
mir vor Glück, daß Du es
vielleicht einrichten kannst,
mich an der Küste zu treffen.
Wäre Lamu möglich? Ich
schicke Dir morgen die
genauen Daten und werde
mich nach einem Ort
umsehen, wo wir uns treffen
können. Mein Gott, Linda, es
muß einfach klappen! Bei
einem anderen würden die

Skrupel vielleicht die Wünsche und Bedürfnisse überwiegen, bei mir aber nicht. Manchmal sage ich mir, daß wir uns dies einfach schuldig sind für all die Tage und Nächte, die wir verloren haben, obwohl ich weiß, daß das von einem moralischen Standpunkt aus keinen Sinn ergibt. Jemand anderes (Deine Nonne vielleicht) würde vielleicht sagen Pech gehabt,

wir seien an andere
Versprechen gebunden, die es
zu halten gelte. Ich aber frage
mich: Haben wir beide uns
vor acht Jahren vor einem
blauen Haus kein größeres
Versprechen gegeben? Muß
ich mein Leben lang für einen
Moment der Unachtsamkeit
auf einer glatten Straße
büßen? Würde ich es
verstehen, wenn Regina in
dieser Lage wäre? Gott, ich

hoffe, daß es so wäre.

Ich habe gerade meinen ersten Artikel für das Magazin beendet, von dem ich Dir erzählt habe. Das siku kuu war tatsächlich ein besonderes Ereignis – eine Zeremonie, bei der sich tausend Massai-Männer versammeln, um ihre Frauen mit Honigbier zu besprengen und damit die Fruchtbarkeit des Stammes sicherzustellen. Ein Spektakel,

das alle zwanzig Jahre stattfindet – und ich hoffe, ich bin ihm gerecht geworden. Ich hätte lieber ein Gedicht darüber geschrieben, aber das wäre kaum das, was der Redakteur im Moment haben wollte. Ich will Dich mit keinem Reisebericht langweilen, sondern nur von ein paar Höhepunkten berichten: Es dämmerte, als wir die Magadi Road

erreichten. Verschlafene Unterhaltung mit dem Fotografen.

Zweihundertfünfzig manyattas, zweitausend Massai auf einem Platz. Die roten und braunen Kleider der Frauen, ihre maridadi, die Ohrringe mit den langen, pendelartigen Anhängern, und Filmrollen in den Ohrlöchern. Hunderte von Kindern – neugierig, grapschend,

freundlich lachend. Ein
biblisch aussehender Mann
namens Zachariah, der uns
geduldig die Zeremonie
erklärte. Die Frauen, einige
ergeben, einige ernst, manche
halb wahnsinnig in wilden
Zuckungen und
epilepsieartigen Anfällen.
Tiefes, qualvolles Stöhnen. Ich
trug eine Kindermütze gegen
die Sonne, weil ich die meine
vergessen hatte. Verteilte

Zigaretten. Ging beiseite, um zu pinkeln, und fragte mich, ob ich auf heiligen Boden pißte. Ich verteilte Geld. Die grausamen Gesichter von einigen jungen Männern, die wie dekadente Römer aussahen. Die langen Verhandlungen um die Frauen, die angesichts ihres Schicksals erschreckend passiv wirkten.

Ich kann mir nicht

vorstellen, welche Rolle die Liebe dabei spielt. Von außen gesehen war es unmöglich, das zu beurteilen.

Es wäre am besten, wenn wir uns irgendwann zwischen dem 28. und 3. treffen könnten. Vielleicht am 1.? Ich zähle buchstäblich die Stunden bis dahin.

Thomas

PS: Die Schlagzeile von heute:

PAVIAN STIEHLT BABY.

27. Januar

Liebe Linda,

wir machen uns Illusionen.

Wir machen uns Illusionen.

Triff Dich dennoch mit mir.

Bitte. Vor Petley's Hotel,

Lamu, zwölf Uhr mittags, am

1. Wir machen einen

Spaziergang.

T.

Unter ihnen lagen Ebenen mit Buschwerk, die bereits genau umrissene Schatten auf den kahlen Boden warfen. Gräser, die an vertraute Getreidefelder erinnerten, wiegten sich auf einem unbekannten Herzland, und riesige Papyruskümpfe drohten ganze Ländereien zu verschlingen. Der Pilot, der größte Gelassenheit zeigte, die Beine gegen das

Armaturenbrett stützte und eine Zigarette rauchte (war das nicht verboten?), flog so tief, daß Thomas einzelne Elefanten und Weißschwanzgnus erkennen konnte, sowie eine einsame Giraffe, die bei dem stotternden Geräusch über sich den Hals reckte. Ein Buschmann in himmelblauem Umhang und mit einem Speer in der Hand marschierte von

einem unbewohnten Ort zum nächsten, und eine Frau mit rotem Schal trug ein hohes Gefäß auf dem Kopf. Das alles sah Thomas – er beobachtete, wie das rosige Licht die Seen in Türkisblau verwandelte, er registrierte, wie das Licht der Morgendämmerung wie eine Theaterbeleuchtung aufflammte – und dachte: In sechs Stunden werde ich sie sehen.

Sie flogen ohne Generator, was möglich sei, wie der Pilot Thomas versichert hatte, nur dürfe der Motor nicht aussetzen, denn er könne ihn nicht neu starten. Dem Piloten, der längeres Haar hatte und eine kurzärmelige, an der Taille eng anliegende Jacke trug (ähnlich wie es die Beatles vor Jahren getragen hätten), schien die Unternehmung völlig

gleichgültig zu sein, und er hatte Thomas die Entscheidung überlassen, ob sie umkehren sollten, nachdem der Ausfall des Generators festgestellt worden war. Thomas, der an Linda dachte, die um zwölf Uhr vor Petley's Hotel stehen würde, sah keine Alternative und kam irgendwo über Voi zu dem Schluß, daß die Maschine schon nicht vom

Himmel fallen werde, um ihn für seine beabsichtigte Untreue zu bestrafen. War er denn nicht jeden Moment untreu gewesen seit dem Augenblick, als er sie auf dem Markt entdeckt hatte?

Dennoch ließ ihn die Vorstellung nicht los, an einem verlassenen Ort, wo niemand ihn je fände, im Feuer zu sterben.

In der Ferne sah er ein Dorf

mit grasgedeckten Hütten, daneben einen Pferch mit Tieren, Rindern, wie er glaubte. Wieder wurde er daran erinnert, wie schon so oft – wenn auch diesmal mit einer Entschiedenheit, die zu einer Art endgültigem Schluß führte –, daß man Afrika im Grunde nicht erforschen kann. Es war uralt und hatte eine Würde, die kein anderer Kontinent besaß. Seine Seele

war unberührt geblieben,
trotz all der Wabenzis, der
Schweizer Konten und
jugendlichen Parkwächter.
Und dieses Unberührte ist es,
was sich unserer Erkenntnis
entzieht. Er hatte es auf den
Gesichtern der Frauen
gesehen, in ihren
unerschütterlich ruhigen
Augen im Angesicht von
Katastrophen, ebenso im
scheuen Lächeln der Kinder,

denen ständig ein Scherz auf den Lippen lag, den nur sie verstanden. Und er akzeptierte – was Regina mit ihrem akademischen Auftrag ebensowenig gelang wie dem ständig Urteile fällenden Roland –, daß er, Thomas, in diesem Land nicht wichtiger war als irgendein Teil dieser Herde von Gnus, die unter ihm nach Westen zogen (weniger wichtig sogar). Er

war einfach ein Besucher, der schließlich wieder abreisen müßte. So daß er Ndegwa nie wirklich kennenlernen würde, ebensowenig Mary Ndegwa oder die Frau, die seine Hemden in der Badewanne wusch (diese Frau am allerwenigsten). Obwohl er eigenartigerweise das Gefühl hatte, daß diese Menschen ihn kannten, daß er, wie Regina einmal gesagt hatte, so

durchsichtig war wie Glas; daß seine Seele, trotz all des momentanen Aufruhrs, so leicht durchschaubar war wie Wasser.

»Sie müssen diesen Gurt festschnallen«, sagte der Pilot neben ihm.

Als er zur Landung ansetzte, richtete sich der Pilot auf und legte beide Hände auf den Steuerknüppel, was Thomas beruhigte. Er selbst

hätte nicht Pilot werden können – dafür reichten seine Kenntnisse in Mathematik nicht aus –, doch der Job schien, abgesehen von der Sorge um den ausgefallenen Generator, Spaß zu machen, ja, sogar aufregend zu sein. Der Pilot deutete auf die Küste, die sich als pfirsichfarbener Streifen vom flüssigen Blau des Indischen Ozeans abhob, und während

Thomas' Herz ein wenig schneller zu schlagen begann, als sie sich dem Ort näherten, an dem er Linda wiedersehen würde, dachte er, wie ungewiß die ganze Unternehmung war und daß sie fast gar nicht zustande gekommen wäre.

Unglücklicherweise hatte Rich auf der Safari einen heftigen Malariaanfall bekommen und mußte mit Thomas und

Regina nach Nairobi zurückkehren. Nachdem Rich ins Krankenhaus gebracht worden war und man ihn mit einer Batterie von Medikamenten wieder nach Hause entlassen hatte, war Thomas gezwungen, einen Grund zu erfinden, wieder an die Küste zurückzufliegen, von der er gerade gekommen war. Er verlegte sich auf die kaum glaubwürdige Ausrede,

daß sein neuer Arbeitgeber dies verlangt habe. Es wäre nur eine kurze Reise, erklärte er Regina; er komme vor Donnerstag schon wieder zurück. Und sie, erschöpft vom Schmutz und der Langeweile auf der Safari, schien es nicht zu stören, oder, besser gesagt, gar nicht zu bemerken.

Das Flugzeug ließ den Kontinent hinter sich, kreiste

über dem Inselarchipel von Lamu und landete in einem Mangrovensumpf in der Nähe von Manda. Thomas dankte dem Piloten und sagte, er hoffe, daß der Generator bald repariert werde. Der Pilot (Thomas war überzeugt, daß seine Alkoholfahne vom Abend vorher stammte) zuckte bloß mit den Achseln. Thomas machte sich auf den Weg zu der Stelle, wo Dhaus

mit großen Lateinersegeln darauf warteten, die Passagiere nach Lamu-Stadt überzusetzen. Er stellte seinen Rucksack in ein überfülltes Boot, das ihn an die Flüchtlingsboote aus Vietnam erinnerte, und gab dem Kapitän achtzig kenianische Shilling. Er fand einen Platz neben einer Frau, die einen bui-bui, einen Ganzkörperschleier trug, so

daß nur ihre dunklen,
kholumrandeten Augen zu
sehen waren.

Als Thomas an Land ging,
riefen bereits die Muezzins
von den Minaretten – eine
eindringliche und melodische
Folge von Vokalen in
Molltönen, die Thomas für
immer mit Liebe und Ahnung
von Verlust in
Zusammenhang bringen sollte
(so nachdrücklich, daß sich

ihm in den folgenden Jahren allein beim Klang eines rufenden Muezzins, der bei Nachrichten über Palästina oder den Irak im Hintergrund zu hören war, die Kehle zusammenschnürte). Er hängte sich seinen Rucksack über die Schulter. Die Hitze traf ihn unmittelbar – paradoxerweise entnervend und verführerisch zugleich. Beim Gehen hatte er das

Gefühl, als würde er durch Wasser den Hügel hinaufschwimmen, an der Harrambee Avenue vorbei auf das Museum zu, wo er nach Aussage des Herausgebers des Magazins (um die Lüge nicht aufrechterhalten zu müssen, hatte Thomas um einen Auftrag gebeten und auch einen erhalten) vielleicht eine Unterkunft vermittelt

bekäme. Thomas folgte einer Karte, verirrte sich in dem Gewirr enger Gassen mit Geschäften, Cafés und Steinhäusern, die mit herrlich geschnitzten Türen versehen waren. Auf der mit Kopfsteinen gepflasterten Straße, die vom Hafen den Hügel hinaufführte (Straßen, auf denen nie Autos gefahren waren), herrschte ein Hauch von Kühle, weshalb Thomas

erwog, seine Route zu ändern.
Männer in Kanzus und Kofias
sahen ihn forschend an,
während Frauen in schwarzen
bui-buis mit Babys auf dem
Arm leise an ihm
vorbeiglitten. Ständig hörte er
die Schreie von Eseln, und
geschickt wichen Katzen vor
seinen Füßen aus. In den
Rinnsteinen floß Abwasser
und verbreitete einen
ungesunden süßlichen

Gestank.

Er fragte nach dem Weg und wurde von einem Jungen, der mit einem Stock vorausrannte, zum Museum geführt. Thomas mußte sich beeilen, um den Jungen einzuholen, der an jeder Ecke geduldig seiner harrte und schweigend auf sein Trinkgeld wartete, als er Thomas vor der Museumstür ablieferte. Thomas trat ein und hatte

kaum Zeit, einen Blick auf die Nachbildungen alter Segelschiffe und die schweren Silberteller zu werfen, als eine Frau, vielleicht eine Angestellte, ihn fragte, ob sie ihm behilflich sein könne. Er sagte, er suche einen Mann namens Sheik. Ah, sagte die Frau, Bwana Sheik sei nicht im Haus. Sie lächelte und zog einen Umschlag heraus. Auf dem Umschlag stand eine

Wegbeschreibung und im Innern befand sich ein Schlüssel, was Thomas überraschte, denn er wußte nicht, daß vor seiner Ankunft Telefongespräche geführt und Vorkehrungen getroffen worden waren. Von Bezahlung wurde nichts erwähnt, und Thomas schätzte, daß es unhöflich wäre, Geld anzubieten, da er keine Ahnung hatte, welche

Gefälligkeiten seinetwegen ausgetauscht worden waren.

Der Junge mit dem Stock, der ihn zum Museum geführt hatte, wartete auf ihn, als er herauskam, und Thomas war froh, ihm den Umschlag mit der Adresse geben zu können. Der Junge führte ihn durch ein Labyrinth von Gassen, in denen sich Kochgerüche mit dem Gestank von Abwasserkanälen

vermischten, zu einem schmalen Gebäude mit einer unauffälligen Tür. Thomas hatte ein Zimmer oder bestenfalls eine Wohnung erwartet und war überrascht, als der Junge die Tür aufschloß und ihn in den Innenhof eines Hauses führte. Er war irritiert und hätte geglaubt, daß der Junge sich verlaufen hatte, wenn der Schlüssel nicht so perfekt ins

Schloß gepaßt hätte. Ein kahler Suaheli in einer Schürze – vermutlich ein Diener – tauchte aus den Schatten auf, verscheuchte den Jungen mit einem barschen Wort und stellte sich als Mr. Hussein vor. Thomas gefiel der Stolz, der sich in dem Wort Mister ausdrückte. Ob er sich umsehen wolle, bevor er ihm kalten Tee bringe? Thomas sah schon

wieder auf seine Uhr, wie bereits vor zehn Minuten. Irgendwie befürchtete er, daß auf der exotischen Insel die Zeit nach eigenen Gesetzen ablaufen könnte. Ja, sagte er, er werde sich umsehen und wäre dankbar für ein Glas Tee.

Der Diener verschwand in dem Dunkel, aus dem er gekommen war. Thomas blieb einen Moment im Hof stehen.

Die eng stehenden
Hauswände warfen kühle
Schatten auf den Steinboden.
In seiner Mitte befand sich ein
niedriger, von gelben Blumen
umgebener Brunnen, in der
Ecke stand ein Paw-Paw-
Baum. Zu ebener Erde schien
eine Küche zu sein, aber
Thomas ging nicht hinein,
weil er Mr. Hussein nicht bei
seinen Vorbereitungen stören
wollte. Statt dessen stieg er

eine Treppe hinauf, wo in Nischen verschiedene Skulpturen standen, und er hatte das Gefühl, als flösse Wasser über die Steine. Die Treppe führte in ein Stockwerk, in dem sich eine Art Wohnzimmer befand mit niedrigen geschnitzten Möbeln und Kissen, die mit gebleichtem Baumwollstoff bezogen waren. Ziselierte Kupfer- und Silberschalen und

große Keramikvasen schmückten Wände und Nischen. Die Treppe führte noch höher ins dritte Stockwerk hinauf, das unter freiem Himmel lag, wo Thomas Schlafzimmer mit Betten entdeckte, die mit Baldachinen und Moskitonetzen überspannt waren. In der Nähe eines Bettes stand ein Jasminbaum, auf der korallenroten Terrasse

ein Frangipani-Baum. Der Duft der Blüten erfüllte die Räume und löschte die Gerüche der Straße aus. Er sah auf das deckenlose Schlafzimmer und vermutete, daß es auf Lamu wohl nie regnete. Bei seinen weiteren Erkundungen stieß er auf ein Schlafzimmer, in dem eine Schüssel mit frischem Wasser stand, und er wusch sich Gesicht und Hände. Hinter

dem Frisiertisch mit der Marmorplatte, auf der die Schüssel stand, sah man einen Hibiskusbusch, dessen leuchtende Blüten sich gegen den tiefblauen Himmel abzeichneten. Als er den Raum verließ, bemerkte er, daß jemand (Mr. Hussein?) Jasminblüten auf die Kissen gestreut hatte.

Der Diener hatte einen Imbiß aus Eiern, Joghurt und

kaltem Tee zubereitet, den Thomas an einem Tisch im Hof dankbar einnahm. Er wünschte, der Suaheli wäre geblieben, weil er ihm gern ein paar Fragen gestellt hätte – Wem gehörte das Haus? Wohnten öfter Leute seines Schlags hier? –, aber Mr. Hussein war wieder in die Küche verschwunden. Thomas aß die Eier und den Joghurt und hatte das Gefühl, ein

guter Geist (oder zumindest ein anteilnehmender) sei für sein erstaunliches Glück verantwortlich. Und es fiel ihm nicht schwer, dies als ein Zeichen dafür zu deuten, daß sein Vorhaben in einer Welt, die parallel zu der seinen verlief, vielleicht sogar begünstigt wurde. Doch als er im nächsten Moment an Regina dachte, die zu Hause Rich gesund pflegte, legte er

die Hände über die Augen. Er wußte, es war reine Verblendung, sich vorzumachen, es gäbe irgendein Universum, in der diese Reise für gut befunden würde.

Er sah sie auf sich zukommen und trat die Zigarette auf dem Boden aus. Sie trug ein Sommerkleid aus weißem Leinen, das bis zur Mitte der

Waden reichte, und hatte einen Schal um die Schultern gelegt. Sie hatte sich zurückhaltend gekleidet, wie es Frauen für Lamu geraten wurde, dennoch bemerkte Thomas, daß, als sie näher kam, jeder Mann den Blick hob, um die blonde mzungu anzusehen. Sie hatte das Haar zu einem Knoten geschlungen, aber angesichts des leuchtenden Goldtons drehten

alle Leute in dieser Stadt, wo man nur dunkle Haut und buibui sah, die Köpfe nach ihr um. Das andere Blitzen von Gold, das Kreuz um ihren Hals, erschien höchst unangebracht in dieser muslimischen Stadt, aber er war froh, daß sie nicht daran gedacht oder es bewußt nicht versteckt hatte. Der Suaheli, der neben ihr ging und ihre Tasche trug, wirkte klein

neben der hochgewachsenen schlanken Frau, die auf den vor dem Hotel wartenden Thomas zukam. Einen Augenblick lang sprach und rührte sich keiner von beiden, jeder war sich des Trägers und der Männer auf der Straße bewußt, die sie immer noch beobachteten.

»Linda«, sagte Thomas.
Sie umarmten sich. Züchtig, wie sich ein Paar in der

Öffentlichkeit umarmt, ohne Kuß und längere Berührungen. Die Haut ihrer Arme fühlte sich kühl unter seinen Händen an. Wortlos drehte er sich um und gab dem Träger ein Trinkgeld. Thomas nahm ihre Tasche.

»Ich habe ein Haus«, sagte er.

Sie nickte nur, was er als Erlaubnis verstand, sie hinzuführen. Sie schwiegen beim Gehen, Thomas hatte

sich den Weg gemerkt, und keiner wollte den Zauber brechen, der sie vor Petley's eingehüllt hatte – den Zauber der Erwartung, der von Zurückhaltung gezügelt war. Er sah auf ihre Füße in den Sandalen, die unter dem Saum ihres Kleids zum Vorschein kamen, und spürte gelegentlich ihren Ellbogen, der über seinen Arm streifte. Von den Minaretten begannen

die Muezzins wieder zu rufen:
Die ganze Welt schien von
Religiosität und Sinnlichkeit
durchdrungen zu sein, von
den Eigenschaften, die er mit
der Frau neben sich immer in
Verbindung gebracht hatte.
Sie verhielten sich nicht
ausgesprochen scheu
zueinander, obwohl Thomas
sicher war, daß sie im
Moment das gleiche fühlten:
Daß sich jeder – auch wenn

sie nach außen hin das ruhige Paar abgaben, das langsam durch die Hitze schritt – der Abmachungen bewußt war, der lebenslänglichen Verträge, die eingehalten werden mußten.

Unter Hunderten fand er die Tür, die für sie bestimmt war. Als er den Schlüssel ins Schloß steckte, fragte er sich, wie er sich Mr. Hussein gegenüber verhalten sollte,

der sicher auftauchen würde, der mzungu Frau vorgestellt werden wollte und ihr ein Glas kalten Tee anbieten würde. Aber Mr. Hussein tauchte nicht auf, und es war Thomas, der sie fragen mußte, ob sie etwas Kaltes zu trinken haben wollte. Sie schüttelte leicht den Kopf, und trotz der exotischen Umgebung wandte sie den Blick nicht von ihm ab. Er stand eine Weile still da

und sah sie ebenfalls an, dann nahm er ihre Hand und führte sie die Treppe ins oberste Stockwerk hinauf, wo die Betten standen. Die Muezzins hatten zu rufen aufgehört, und Vögel, seltsame Wesen mit traurigem Schrei, setzten wie Spottdrosseln dort ein, wo die heiligen Männer aufgehört hatten. Er schloß die schwere Holztür des Schlafzimmers.

Sie berührte seine Narbe

und strich mit den Fingern
leicht an deren Rändern
entlang.

Die Worte, die jetzt
gesprochen wurden, waren
nur Namen oder Ausrufe.
Erstauntes Flüstern, daß sie
überhaupt
zusammengekommen waren.
Er zog ihr Gesicht dicht an das
seine und wollte es nicht
loslassen, obwohl sie keine
Anstrengung unternahm, sich

zu befreien. Entweder weinte er oder sie – was zu erwarten gewesen war –, und er war verblüfft, wie groß sein Gefühl der Erleichterung war. Der Ausdruck sie einsaugen ging ihm durch den Kopf, während er genau dies tat, und er verspürte solchen Durst, solche Gier, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, mit ihr zu sprechen. Es würde Stunden dauern, bevor sie

miteinander sprechen könnten, dachte er, denn im Moment gab es nur Haut, Brüste, lange Gliedmaßen und quälendes Sich-Loslassen, um ein Kleid über den Kopf zu ziehen oder einen Gürtel zu öffnen. Und es war so, als wären sie wieder Teenager in einem Buik Skylark Cabrio. Die keinen anderen Ort brauchten. Die sich nicht einmal vorstellen konnten,

woanders zu sein.

Die Laken waren rauh, aber sauber, aus dickem, grobem Leinen. Er spürte Lust, aber nur untergründig – nicht wie bei Regina, wo Lust die Voraussetzung dafür war, den Akt zu vollziehen, wo Lust notwendig war, um Zorn und sogar Zuneigung auszublenden. In dem Bett mit dem Baldachin war kein Raum für etwas anderes als

das starke, freudige Gefühl,
die Liebe wiedergefunden zu
haben. Und für das
Bewußtsein, nur begrenzte
Zeit zur Verfügung zu haben.
Und dieses Wissen um die
beschränkte Zeit verstärkte
die Empfindung, verstärkte
die Bedeutung, so daß für eine
oder zwei Stunden das Bett
mit den rauhen Laken alles
war, was sie von der Welt
wahrnahmen.

Die Sonne schien ihm in die Augen, als er aufwachte. Es war heiß im Raum, und die Laken waren jetzt zerwühlt und feucht. Er ließ das sie bedeckende Laken vom Bett gleiten, so daß er und Linda nackt dalagen, nur von dem dünnen Baldachin abgeschirmt, der von einer leichten Brise gewölbt wurde. Er wandte sein Gesicht von der Sonne ab und weckte sie

damit auf. Die Jasminblüten waren in die Kissen gedrückt worden, und der Duft ihres Haars und der der Blüten vermischt sich mit dem Moschusgeruch ihrer Körper. Sie lagen da, wie er es geträumt hatte: ihr Kopf an seiner Schulter, seine Arme um sie geschlungen, ein Bein angezogen und über ihre gelegt. Es war eine ganz herkömmliche Haltung, die

tausend-, nein Millionenmal
tagtäglich eingenommen
wird, und dennoch kam sie
ihm so bedeutsam vor, daß er
kaum atmen konnte. Er fragte
sich, wieviel Zeit ihnen blieb:
eine Stunde, ein Tag, ein Jahr?
Und er fragte sie.

Entschlossen, sie nicht zu
verlassen, bevor sie es tat,
gleichgültig, wann das wäre.
Sein Körper war unfähig, sie
zu verlassen, von ihr

fortzugehen.

»Ich habe einen Tag«, sagte sie.

»Einen Tag.«

»Einen Tag und eine Nacht.«

Das Gefühl von Zeit war so verblüffend, daß er die zugewiesene Spanne laut wiederholen mußte. Die Sonne über ihnen bewegte sich, sie bewegten sich fast gar nicht. Als würde die Zeit sie

vergessen, wenn sie sich nicht rührten. Bis der Durst sie zwang, ihn um ein Glas Wasser zu bitten. Es widerstrebt ihm, sie zu verlassen, aber er zog seine Hose an, machte sich auf die Suche nach Wasser und fand Mr. Hussein, der am Küchentisch las. Thomas erklärte ihm auf Suaheli, was er wollte, und sofort holte Mr. Hussein aus einem

Kühlschrank, der wohl aus den dreißiger Jahren stammte, ein Gefäß mit kaltem Wasser. Der Diener, der sich zu freuen schien, daß er gebraucht wurde, legte köstliches Honigkonfekt dazu und Nüsse, die er nicht näher bezeichnete. Thomas trug das Tablett nach oben und bemerkte zwei Gläser anstelle von einem.

Sie trank, als wäre sie am

Verdursten. Sie setzte sich auf, vollständig nackt, und er bewunderte ihre Brüste und die flache Wölbung ihres Bauchs, als sie den Hals zurückneigte. Auf die gleiche Weise verschlang sie ihren Anteil an den Süßigkeiten, was ihn zum Lachen brachte, und er bot ihr den seinen an, den sie ohne Zögern annahm.

»Sex macht hungrig«, sagte er und haßte sich sofort dafür,

denn es reduzierte ihr Zusammensein auf ein Erlebnis, das sie mit jedem Mann teilen könnte, vielleicht täglich mit dem Mann namens Peter teilte.

Sie verstand das Mißgeschick, das ihm unterlaufen war und korrigierte ihn vorsichtig.
»Das war kein Sex«, sagte sie.

Er saß neben ihr auf dem Bett und wollte wieder mit ihr

schlafen. Er wollte sie an den Schultern und zwischen den Beinen berühren. Sind Flitterwochen so? fragte er sich. Er wußte es nicht, weil er selbst keine richtigen gehabt hatte. Regina weinte fast ständig über den Verlust des Babys, das sie nur eine Woche vor der Hochzeit verloren hatte. Es war eher eine Art Totenwache gewesen. So notwendig die Trauer auch

war, so ungünstig war der Zeitpunkt dafür. Doch um ehrlich zu sein, er war fast erleichtert gewesen, weil er sich seiner Verstellung nur allzu bewußt war.

»Du hast mir einen Spaziergang versprochen«, sagte sie und berührte ihn.

Sie gingen Hand in Hand durch die Stadt, sahen sich die islamischen Schnitzereien und

den Silberschmuck der Suahelis an, nahmen aber weder die Schnitzereien noch den Schmuck richtig wahr, sondern dachten an die Vergangenheit, die jüngste Vergangenheit und die Ehefrau oder den Ehemann des anderen. Sie stellten sich Hochzeiten, Häuser und Wohnungen vor, in denen sie nie gelebt hatten, und einmal, besonders schmerzlich, die

Zukunft mit einem Kind,
obwohl die Zukunft ein leeres
Blatt für sie war,
unbeschrieben und
unvorstellbar. Der Gedanke:
nur ein Tag, nur eine Nacht,
ließ ihn nicht los, und ein-
oder zweimal war er kurz
davor, die Grenze zwischen
dem Erträumten und dem
Möglichen zu überschreiten.
Aber er tat es nicht, aus
Angst, daß jeder Plan, der die

Verletzung anderer beinhaltete, Linda in die Flucht schlagen würde. Es war eine Rechenaufgabe, die er nicht lösen konnte – wie wäre ein Zusammensein möglich, ohne eine Katastrophe heraufzubeschwören –, und mit der Unlösbarkeit der Aufgabe, die seine Stimmung auf einen Nullpunkt brachte, spürte er, wie sein Unvermögen sein Gehirn starr

und leer werden ließ.

Sie aßen bei Petley's zu Mittag, keiner von ihnen war hungrig, dennoch bestellten sie zu viel Essen – pweza, supa ya saladi, kuka na kupaka (Hummercocktail, Wasserkressesuppe, Hühnchen in Kokossoße). Sie blieben sitzen, als die anderen Gäste gegangen waren, und verweilten noch lange, nachdem ein verwirrter

Kellner die kaum berührten Teller abgetragen hatte. Sie bestellten zu viele Drinks (überraschenderweise sie mehr als er), bis er aufsah und bemerkte, daß die Kellner in die Mittagspause gehen wollten. Er stand leicht benommen auf (tatsächlich vier Scotch?) und schlug vor, zu Fuß nach Shela zu gehen, eine verrückte Idee nach all der Trinkerei und ohne

nennenswerten Schutz vor der Mittagshitze entlang des Wegs. Obwohl er eigentlich in das Schlafzimmer mit den Jasminblüten auf den Kissen zurückkehren und mit ihr, eng an sich gepreßt, schlafen wollte.

Sie folgten handgeschriebenen Schildern nach Shela und durften auf einem Militärlastwagen mitfahren, der über Straßen

holperte, die von Sand überweht waren. Auf der Sitzbank in der Ladefläche schlief sie kurz ein, den Kopf in seinen Schoß gelegt. Ihre Schulter war von der Sonne verbrannt, als sie den Strand erreichten, da sie das Tuch bei der Auslage eines Schmuckladens oder bei Petley's vergessen hatte. Sie saßen auf der Veranda von Peponi's, dem einzigen

Strandhotel, tranken Wasser und aßen Grapefruits – inzwischen doch hungrig –, bis das Gefühl der Benommenheit im Schatten langsam nachließ.

»Wie bist du hergekommen?« fragte er, da er zu beschäftigt gewesen war, um sich über ihre Arrangements Gedanken zu machen.

»Ich bin aus Malindi

raufgekommen.«

»Das muß ein Abenteuer gewesen sein.«

Sie sah weg, vielleicht weil sie die Frage kannte, die er gleich stellen würde.

»Warum Malindi?«

Sie zögerte. »Peter ist dort«, sagte sie.

Daß sie mit Peter an der Küste war, hätte eigentlich nicht weiter wichtig sein sollen – nicht wichtiger als die

Tatsache, daß er Regina erst an diesem Morgen verlassen hatte –, aber dennoch störte es ihn.

Linda ging nicht näher darauf ein. Sie trank einen Schluck Wasser. Es war auf Flaschen abgefüllt, anders als das Wasser in ihrem Haus. Vorhin, durstig wie sie war, hatte sie fast einen ganzen Krug ausgetrunken.

»Mußt du deswegen

morgen zurückfahren?« fragte er, obwohl er nicht hätte fragen müssen. Die Antwort würde ihn in jedem Fall verletzen, da die einzige akzeptable Antwort darin bestünde, daß sie ihn nie mehr verlassen würde.

Aber sie, die in dieser Hinsicht vielleicht klüger war als er, oder die Zukunft klarer vor sich sah, sagte nichts. Sie selbst stellte keine Fragen. Ihr

Haar, das sich gelöst hatte, als sie miteinander schliefen, war wieder zu einem Knoten geschlungen, und an der Nachlässigkeit des hastig geschlungenen Knotens erkannte er, wie sorgfältig sie sich auf ihr Wiedersehen vorbereitet hatte.

»Daran ist nichts zu ändern«, sagte sie.

Eifersucht schnürte ihm die Brust zusammen. »Hast du

letzte Nacht mit ihm geschlafen?« fragte er, und die Frage schockierte ihn selbst. Sie verschränkte die Arme über dem weißen Leinenkleid. Eine abwehrende Haltung.

»Thomas, nicht.«

»Nein, ehrlich«, sagte er, unfähig, aufzugeben, was selbst ein Narr hätte auf sich beruhen lassen. »Hast du letzte Nacht mit ihm geschlafen? Ich möchte es

bloß wissen.«

»Warum?«

»Damit ich weiß, woran ich bin«, sagte er. Er zog eine Packung Zigaretten aus seiner Hemdtasche. Das Hemd war schweißdurchnäßt von dem Spaziergang. Ihnen gegenüber saß ein Paar und trank Pimm's. Er beneidete sie um ihre Langeweile. »Damit ich weiß, wie die Regeln aussehen«, sagte er.

Sie sah weg. »Es gibt keine Regeln.«

»Also hast du mit ihm geschlafen«, sagte Thomas trotzig und starrte in sein Wasserglas. Aus Scham oder aus Angst vor der Wahrheit, dessen war er sich nicht sicher. Und weil ihr Körper ihn ablenkte, wie schon den ganzen Nachmittag. Wegen der Art, wie jetzt ihre Brüste auf ihren Unterarmen ruhten.

»Es war die einzige Möglichkeit, wie ich es bewerkstelligen konnte«, sagte sie. Er bemerkte, daß ihre Stirn vor Schweiß glänzte. »Laß uns das nicht tun, Thomas«, fügte sie hinzu. »Wir haben so wenig Zeit.« Sie löste die Arme, lehnte sich zurück und legte die Finger an die Stirn.

»Hast du Kopfschmerzen?« fragte er.

»Ein bißchen.«

»Liebst du ihn?«

Die Frage, die im

Hintergrund gelauert hatte,
wollte jetzt ans Tageslicht.

»Natürlich liebe ich ihn«,
sagte sie ungeduldig und hielt
dann inne. »Nicht auf die Art,
wie ich dich liebe.«

»Wie liebst du mich?«

fragte er, endlose

Versicherung suchend.

Sie dachte einen Moment

nach, zupfte einen Fussel von
ihrem Kleid und wählte sehr
sorgfältig ihre Worte. »Ich
denke ständig an dich. Ich
stelle mir eine Welt vor, in der
wir zusammensein können.
Ich bereue es, daß ich dir nach
dem Unfall nicht geschrieben
habe. Ich glaube, wir sind
für einander bestimmt.«

Er holte tief Luft.

»Reicht das?« fragte sie.

»O Gott.« Er legte den Kopf

in die Hände. Das leicht gelangweilte Paar mit den Pimm's hätte glauben können, er sei es, der Kopfschmerzen hatte.

Sie schob ihre Hand über den Tisch und berührte seinen Arm. Mit einer schnellen Bewegung ergriff er ihre Hand. »Was wird aus uns?« fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht«, sagte sie.

Vielleicht tat er ihr weh. »Es ist viel leichter, nicht darüber nachzudenken.«

Er ließ ihre Hand los. »Wir hätten uns finden können, wenn wir es wirklich versucht hätten«, sagte er herausfordernd. »Es war nicht gänzlich unmöglich. Also, warum haben wir es nicht getan?«

Sie massierte sich mit den Fingern die Schläfe.

»Vielleicht wollten wir nicht kaputtmachen, was wir hatten«, sagte sie.

Er lehnte sich zurück und drückte die kaum gerauchte Zigarette auf dem Boden aus. Ja, dachte er. Das mag's gewesen sein. Aber andererseits, woher sollten sie das wissen? Er erinnerte sich an ihr Zusammensein – vor dem Landhaus, im Schnellimbiss, beim Gang

durch die leeren Straßen von Boston.

»Was ist?« fragte sie, als sie sein unpassendes Lächeln bemerkte.

»Mir fiel gerade wieder ein, daß ich dich gezwungen habe, mir zu sagen, was du gebeichtet hast.«

»Das war schrecklich«, sagte sie.

»Das ist schrecklich«, sagte er.

Er beobachtete, wie sie
trank – die Bewegungen ihres
zarten Kinns, die
Kontraktionen ihres schlanken
Halses. Hinter ihr lagen der
weiße Strand und der Ozean,
der so hell glitzerte, daß man
kaum darauf sehen konnte.
Palmen wölbten sich über
ihnen, und aus offenen
Fenstern wehten
Gazevorhänge, um dann
wieder ins Innere gesogen zu

werden, als lauere dort ein Riese. Es war ein ungewöhnliches Hotel, das einzige in Shela. Das einzige auf ganz Lamu, hatte sein Herausgeber gesagt, das ordentliche Toiletten besaß.

Er nahm wieder eine Zigarette aus der Packung und zündete sie an. Er rauchte zuviel und aß zuwenig. »Wir beide nehmen das Leben zu ernst«, sagte er.

Sie zog die Nadeln aus
ihrem Haar und ließ es mit
einer ganz normalen, aber in
diesem Moment
außergewöhnlichen
Bewegung über den Rücken
fallen. Er beobachtete, wie es
hin und her schwang, bevor es
ruhig liegen blieb. Die
erstaunliche Fülle an Haar, die
sich in einem Knoten verbarg,
der nicht größer als ein
Pfirsich war, setzte wieder alte

Erinnerungen frei.

»Das habe ich immer an dir geliebt«, sagte er.

»Andere Leute würden vielleicht bloß vögeln und es dabei bewenden lassen.
Einfach vögeln.«

»Wir haben es genossen.«
Er lächelte. »Das stimmt.«
Er wandte den Blick in Richtung Strand. Etwas hatte seine Aufmerksamkeit erregt, etwas, was er zuvor nicht

bemerkt hatte: An beiden Enden des Badebereichs waren die Badenden nackt. Ein Mann mit schlaffen Hinterbacken hatte ihm den Rücken zugewandt und sprach mit einer Frau, die auf einer Decke lag. Er konnte ihr Haar sehen, aber nicht ihren Körper.

»War es je einfach?« fragte er.

»Du meinst leicht?«

»Ich meine, nicht ernst.«

»Nein.«

Er rieb sich das Gesicht.

Der Sonnenbrand verursachte ein Spannungsgefühl auf seiner Haut. Er beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf die Knie. Sie vergeudeten ihre kostbare gemeinsame Zeit. Er wollte zu dem Haus zurückkehren, wo sie wieder miteinander schlafen konnten, aber er wußte, daß sie

wahrscheinlich warten mußten, bis es kühler wurde. Vielleicht fuhr wieder ein Militärlaster in die Stadt zurück.

»Das einzige, was ich vermisste«, sagte er, »ist Musik.«

»Hast du keine Bänder?« fragte sie.

»Ich hatte Bänder. Aber sie wurden gestohlen. Auch der Recorder. Ich frage mich, was

im Moment gerade in ist.«

Sie saßen entspannt schweigend da. Eine Dhau glitt am Horizont entlang. Wie in uralten Zeiten. Seit Jahrhunderten unverändert.

»Wie war Richs Besuch?«

»Ach, es war wundervoll, abgesehen von der Tatsache, daß er Malaria bekam. Wir hatten ihm gesagt, er solle die Pillen vorher nehmen, aber ich weiß nicht, er ist eben erst

sechzehn.«

»Geht's ihm jetzt gut?«

»Ja. Er erholt sich in

Nairobi.«

»Gibt es irgendwelche

Fortschritte im Fall Ndegwa?«
fragte sie.

»Nun, es gibt die Party in
der Botschaft. Kommst du?«

»Ich weiß nicht.«

»Würdest du mit Peter
kommen?«

Sie wandte den Blick ab.

Sie wirkte erschöpft. Die Busfahrt aus Malindi war sicher schrecklich gewesen. Er erinnerte sich an eine lange Busfahrt nach Eldoret, die er und Regina einmal unternommen hatten, und wie der Busfahrer angehalten hatte, damit alle Passagiere zum Pinkeln gehen konnten. Die Frauen, einschließlich Regina, hatten sich niedergekauert und sich mit

ihren langen Röcken bedeckt.

»Hattest du nie Probleme, die Briefe zu schreiben?« fragte sie.

»Nein«, sagte er. »Es hat mir gefallen.«

»Ich finde es frustrierend«, sagte sie. »Unangemessen.«

Er setzte sich auf, der plötzliche Ärger, der ihn packte, richtete seinen Rücken auf. »Wie konntest du nur?« fragte er und warf seine

Zigarette auf den
Zementboden.

Die unverständliche Frage
und der plötzlich veränderte
Tonfall ließen sie
zusammenzucken. »Wie
konnte ich was nur?«

»Mit Peter schlafen.«

»Mit Peter schlafen?«

Thomas weigerte sich, die
Frage zurückzunehmen. Er
hielt sie für angemessen: Wie
konnte sie nach dem Sonntag

in Njia mit einem anderen Mann zusammensein?

Er strich sich mit den Fingern durchs Haar. Er brauchte ein Bad. Mein Gott, wie er stinken mußte. Eine solche Widerwärtigkeit, ein Gestank von noch ungesünderer Süßlichkeit als die offenen Abwasserkanäle von Lamu hatte keinen Platz an diesem Tisch. Er versuchte, die Meeresluft einzutauen.

»Du hast erwartet, daß ich aufgrund des Eindrucks dieses einzigen Treffens Peter nach neun Jahren sagen würde, daß unsere Ehe vorbei sei?« fragte sie, und in ihrer Stimme drückte sich ihr Erstaunen aus.

»Ja«, sagte er. »Im Grunde schon.«

»Ich kann nicht glauben, daß du das sagst.«

»Warum nicht?« fragte er.
»Wirst du jetzt einfach von

hier zurückgehen? Mir einfach sagen, du könntest mit Peter weiterleben und mich nie mehr sehen?«

Lange Zeit sagte sie nichts.

»Nun?« sagte er. »Also?«

Sie legte die Hand an die Stirn. Er sah, daß sie leichenblaß geworden war.

»Ist alles in Ordnung mit dir?« fragte er.

»Ich muß mich hinlegen.«

Es waren das Wasser, der Hummer, der Alkohol, der Spaziergang in der Hitze oder die lächerlich peinlichen Fragen, die er ihr gestellt hatte. Ihr war so schnell schlecht geworden, daß sie glaubte, ohnmächtig zu werden. Bitte, sagte sie, und er wußte nicht, ob sie ihn bat, aufzuhören oder ihr zu helfen. Sie lehnte sich mit ihrem ganzen Gewicht auf ihn und

ließ sich nach drinnen führen. Aber sobald sie im Innern war, machte sie sich frei, sprach schnell mit einer blonden, etwas älteren Frau hinter der Rezeption und verschwand um eine Ecke. Thomas stand in der Mitte der kleinen hübschen Eingangshalle und fragte sich, was passiert war.

»War sie krank?« fragte die Frau mit britischem Akzent.

Sie trug ein groß gepunktetes Kleid.

Thomas schüttelte den Kopf.

»Schwanger?«

Die Frage verstörte ihn. Er brauchte einen Moment, bevor er antworten konnte.

»Ich weiß nicht«, sagte er, womit er zugab, daß er sie vielleicht gar nicht so gut kannte.

»Was hat sie gegessen?«

»Hier? Grapefruit und Wasser.«

»Nun, die Grapefruit kann's ja nicht gewesen sein, und das Wasser ist in Flaschen. Hat sie vorher irgendwas gegessen?«

Thomas dachte an ihren Lunch bei Petley's.

»Hühnchen«, sagte er. Und dann fiel es ihm wieder ein.
»Sie hat Hummercocktail gegessen.«

»Wo?«

»Bei Petley's.«

»Oh«, sagte die Frau, als wäre damit alles geklärt.

Aber hatte Linda den Hummer wirklich gegessen? Er versuchte, sich zu erinnern. Und wie konnten sie oder er überhaupt Hummer bestellen? Essen Sie nie Meeresfrüchte, es sei denn, Sie haben die Gewißheit, daß sie frisch sind, hieß es in den Trainingssitzungen.

»Ich werde nach ihr sehen«, sagte die Frau.

Er wartete auf einer kamelhaarüberzogenen Couch und beobachtete Badende, die mehr oder weniger leicht bekleidet hereinkamen und hinausgingen. Eine Frau hatte einen Kanga um die Brust gebunden, sie war eindeutig nackt darunter, und das Tuch verhüllte kaum ihre Blöße. Ein älterer Herr in einem

hellen Seersucker-Anzug saß neben ihm und sagte freundlich: »Wunderschöner Tag.«

»Ja«, sagte Thomas, obwohl er nicht der Ansicht war. Viele Worte hätten auf den Tag gepaßt – folgenschwer, herzzerreißend, niederschmetternd – aber wunderschön war nicht darunter.

Die Augen des Mannes

trännten ein wenig. Er hatte ein rotes Gesicht und weiße Haare, und Thomas dachte: ›Ein alter Herr.‹ Ein seltsamer Altersgeruch, von Eau de Cologne oder Haarwasser verdeckt, schien tief aus seinem Körperinneren nach außen zu dringen. Seine fleckig roten, geäderten Wangen würde man wohl als rosig bezeichnen. Eine ältere Frau trat in die Halle, und der

Mann stand auf, um sie zu begrüßen. Sie ging mit langsamen Schritten, den Rücken leicht gebeugt. Ihr Haar war sorgfältig frisiert und zusammengesteckt, sie trug eine lange, vielreihige Perlenkette über einer pfirsichfarbenen Bluse. Sie hatte die nach oben verschobene Taille älterer Frauen, aber trotzdem noch eine Taille. In ihren

maulbeerfarbenen Pumps lief sie langsam, mit kleinen, altdamenhaften Schritten.

Sie nahm den Arm des alten Mannes, und Thomas bemerkte, daß er seine Hand auf die ihre legte. Gemeinsam gingen sie auf die Veranda hinaus. Waren beide verwitwet? Waren sie verheiratet?

›Mein Gott‹, dachte er und drehte sich um.

Ein anderer Mann, eher in seinem Alter, gutaussehend und mit dunklem Haar, trat einen Schritt rückwärts von der Veranda herein. Er schien den Ozean fotografieren zu wollen. Einen Moment lang hantierte er mit seiner Kamera herum, drückte Knöpfe und bediente Hebel, aber dann öffnete sich die Kamera zu seiner Überraschung plötzlich wie

von selbst. Der Mann nahm den Film heraus und warf die nutzlos gewordene Filmrolle in den Abfallkorb.

Die blonde Inhaberin kam aus der Toilette zurück und ging direkt zur Rezeption. Sie sperrte einen Schrank auf.

»Wie geht's ihr?« fragte Thomas und erhob sich.

»Sie sieht ein bißchen kränklich aus«, sagte die Frau. Thomas fragte sich, ob es sich

dabei um ein Beispiel britischer Untertreibung handelte. Sie goß braune Flüssigkeit in einen winzigen Pappbecher.

»Was ist das?« fragte Thomas.

»Oh«, sagte die Frau und drehte sich um. »Am besten, man denkt gar nicht darüber nach.«

Reines Opium, dachte Thomas.

»Gibt es hier einen Arzt, den man rufen könnte?«

»Nein, ich glaube nicht«, sagte die Frau. »Aber Sie sollten sie nach Hause bringen. Nicht heute abend, aber gleich morgen früh. Wir haben einen Lieferwagen, der um 6 Uhr 45 in die Stadt fährt. Damit erreichen Sie die Maschine um 7 Uhr 30 nach Nairobi.«

Aber sie fährt nicht nach

Nairobi, dachte Thomas.

»Jedenfalls«, fuhr die Frau fort, noch immer den Löffel in der Hand haltend, »haben Sie Glück.« (Nein, das habe ich nicht, dachte Thomas.) »Ein Mann und eine Frau, die getrennt angekommen sind, haben beschlossen, ein gemeinsames Zimmer zu nehmen.«

»Wie optimistisch«, sagte Thomas.

»Ja. Ziemlich. Aber dadurch haben wir ein freies Zimmer.«

»Danke. Ist es schon fertig?«

»Nehmen Sie den Schlüssel«, rief ihm die Frau über die Schulter zu, als sie zur Toilette ging. »Er liegt in dem Fach dort. Nummer 27. Ich bringe sie dann rüber.«

Was wohl hieß: Sie wollte nicht, daß er sie jetzt sah.

Das Zimmer war überraschend einfach und ansprechend. Es war fast ganz in Weiß gehalten. Weiße Wände, weißes Bettzeug, weiße Vorhänge, khakifarber Sisalteppich. Eine Frisierkommode mit elfenbeinfarbener Rüsche. Der Mangel an Farbe zog den Blick auf den Ozean hinaus, auf das türkis- und dunkelblaue Wasser. Ein

schönes Zimmer zum Kranksein, dachte er. Es belastete das Auge nicht. Obwohl es unmöglich war, nicht daran zu denken, wie es hätte sein können: eine Nacht in diesem Raum mit Linda, die sich wohl fühlte. Glücklich war.

Er ging zum Fenster und prüfte die Aussicht. Könnten sie je glücklich sein? fragte er sich. Jedes Zusammentreffen

– vorausgesetzt, es gäbe überhaupt welche – müßte heimlich stattfinden, eine Bedingung, mit der sich keiner von ihnen auf Dauer abfinden würde. Und wenn sie die Katastrophe zuließen, könnten sie beide mit den Folgen leben? Was für Chancen, glücklich zu sein, hätten sie dann?

An einem Tisch nicht weit vom Fenster sah der alte

Mann mit tränenden Augen auf die Frau ihm gegenüber. Niemand würde bezweifeln, daß er sie liebte. Thomas wollte eigentlich die Vorhänge schließen, aber er zögerte, das Bild des alten Paars zu verdecken, die vielleicht selbst heimliche Liebende waren. Sie wirkten beruhigend wie ein gutes Omen.

Es wäre einfach zu sagen,

wie ungerecht das Schicksal ihnen mitgespielt hatte. Er war es gewesen, der nicht nach Middlebury gefahren war, sie war es gewesen, die ihm in jenem Sommer nicht geschrieben hatte. Warum hatte er nicht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um zu ihr zu kommen?

»Tut mir leid«, sagte Linda hinter ihm.

»Macht nichts«, sagte

Thomas und ging auf sie zu.

Sie wandte das Gesicht ab, wollte nicht geküßt werden, nicht einmal auf die Wange. Sie setzte sich aufs Bett. Die englische Frau, die sie hereingebracht hatte, stellte Flaschen mit Mineralwasser und Coca-Cola auf den Frisiertisch.

»Geben Sie ihr kleine Schlucke Coca-Cola zu trinken«, sagte die Frau. »Es

hilft, ihren Magen zu beruhigen. Obwohl es mich wundern würde, wenn sie nicht gleich einschliefe.«

Als sie fort war, zog Thomas Linda die Sandalen aus. Ihre Füße waren hart und schmutzig, schrundig an den Fersen. Ihre schön gebräunten Beine standen in hartem Kontrast zu der Blässe ihres Gesichts; die Beine und das Gesicht schienen

verschiedenen Menschen zu gehören. Ihre Lippen waren bereits spröde und in der Mitte aufgesprungen.

»Du brauchst Wasser«, sagte er. Er brachte ihr ein Glas Wasser und hielt es ihr an den Mund, aber sie war fast zu müde, um zu schlucken. Ein bißchen davon floß ihr über den Hals, und er tupfte es mit dem Laken ab. Er versuchte nicht, ihr das

Kleid auszuziehen, sondern legte sie angezogen unter die Decke. Sie verlor immer wieder das Bewußtsein, schien aber bei klarem Verstand zu sein, wenn sie zu sich kam. Sie sagte seinen Namen und »tut mir leid«, woran er sie nicht hinderte. Er lehnte Kissen gegen das Kopfteil, saß, die Hand auf ihren Kopf gelegt, neben ihr und streichelte ab und zu ihr

Haar, manchmal berührte er sie nur. Welcher Sturm auch immer durch sie hindurchgefegt sein mochte, er schien sich gelegt zu haben, aber Thomas wußte, daß er wiederkommen würde, und es konnte Tage dauern, bevor sie wieder essen konnte. Er hoffte, daß es keine Fischvergiftung war. (Sie mußte gegen Cholera geimpft worden sein, dachte er.) Trotz

der Wendung, die die Sache genommen hatte, war er zufrieden, einfach neben ihr zu sitzen, fast so zufrieden, wie er sich in dem Haus gefühlt hatte. Und als er an das Haus dachte, fiel ihm Mr. Hussein ein, der sich vielleicht Sorgen machte, wenn Thomas am Abend nicht zurückkam. Er dachte daran, anzurufen, aber er kannte weder die Telefonnummer noch den

Namen des Hausbesitzers.

Beim Blick auf die Uhr sagte er sich, daß jetzt auch das Museum nicht mehr geöffnet wäre.

Die Übelkeit weckte sie auf. Sie schreckte hoch und schoß ins Badezimmer. Thomas folgte ihr nicht, weil er wußte, daß sie das nicht wollte, daß der Verlust ihrer Intimsphäre sie wahrscheinlich am meisten bedrückte. Er hoffte, sie

würden eines Tages darüber reden. (›Erinnerst du dich an den Tag auf Lamu? Als du krank wurdest? – Es ist einer der fünf oder sechs wichtigsten Tage in meinem Leben. – Und welche waren die anderen? – Der heutige, zum Beispiel.‹)

Möglicherweise würden sie sogar darüber lachen. Doch das setzte eine Zukunft voraus. Jeder Augenblick

setzte eine Zukunft voraus, genauso wie er eine Vergangenheit enthielt.

Die Hotelbesitzerin brachte ihm Essen (eine erfahrene Gastwirtin: sie brachte Essen, das nicht roch); er ließ die Serviette darüber liegen, bis Linda wieder eingeschlafen war. Er hatte selbst Kopfschmerzen, aber das war nichts weiter als ein Kater. Sie wachte kurz nach Mitternacht

auf, während er selbst gerade döste. Als er zu sich kam, hörte er Wasser in die Badewanne einlaufen. Er ging nicht ins Bad, obwohl er sie gern in der Wanne gesehen hätte. Er hatte sie nie im Bad gesehen, überlegte er, und dann dachte er an die vielen anderen Dinge, die sie nicht zusammen getan hatten – Essen kochen, ins Theater gehen, die Sonntagszeitung

lesen. Woher kam auf einmal dieser starke Wunsch, die langweiligen Tätigkeiten des Alltags miteinander zu teilen?

Sie kam in einem Bademantel heraus, der dem Hotel gehörte, und legte sich neben ihn. Ihr Gesicht war ausgezehrt und hager. Es war ihm peinlich, daß er nicht gewaschen war. »Ich brauche ein Bad«, sagte er.

»Nicht jetzt«, sagte sie.

»Halt mich einfach fest.«

Er glitt nach unten und kuschelte sich an sie.

»Es war dummm«, sagte sie.

»Der Hummer.«

»Glaubst du, daß er es war?«

»Das weiß ich.«

Das Zimmer wurde nur durch das Licht aus dem Badezimmer beleuchtet.

»Du nimmst morgen früh eine Maschine«, sagte er.

»Peter holt mich vom Bus ab.«

»Du kannst den Bus nicht nehmen. Das kommt gar nicht in Frage.«

Sie widersprach ihm nicht.

»Ich lasse ihn vom Hotel aus anrufen.«

Er spürte, wie die leichte Anspannung in ihrem Körper nachließ. Sie verlor das Bewußtsein.

»Weißt du, wo Peter

wohnt?« fragte er schnell.

»Im Ocean House«, sagte sie und schloß die Augen.

Bis Tagesanbruch blieb er neben ihr liegen und döste gelegentlich selbst ein. So vorsichtig wie möglich machte er sich von ihr frei, nahm den Schlüssel, verließ das Zimmer und ging in die Halle, die noch leer und still war. Er suchte nach einem

Telefonbuch, konnte aber keines finden. Was nicht weiter erstaunlich war. Er nahm das Telefon – einen schwarzen almodischen Apparat – und fragte nach der Nummer der Auskunft von Malindi. Als er die Nummer hatte, rief er an und bat einen verschlafenen Portier, ob er ihn mit Peter Shacklands Zimmer verbinden könne. Er wartete und trommelte

nervös mit einem Stift auf die hölzerne Rezeption.

»Hallo?« Ein deutlicher britischer Akzent, sogar in dem hallo. Das hatte sie ihm nicht gesagt.

»Spreche ich mit Peter Shackland?«

»Ja. Am Apparat.« Britisch und auf jungenhafte Weise hübsch. Eine unschlagbare Kombination.

»Ich rufe vom Peponi Hotel

auf Lamu an.«

»Wirklich? Peponi's? Ist etwas mit Linda?«

»Sie hat eine Fischvergiftung«, sagte Thomas. »Sie glaubt, von einem Hummer, den sie gegessen hat. Sie hat uns gebeten, Ihnen auszurichten, daß sie morgen früh nach Malindi zurückfliegt. Die Maschine geht um 7 Uhr 45. Leider weiß ich nicht, wann

sie ankommt.«

»Gegen halb acht, würde ich sagen.« Es entstand eine Pause. »O Gott, das arme Ding. Natürlich werde ich sie abholen. War ein Arzt bei ihr?«

»Damit haben Sie vielleicht mehr Glück in Malindi.«

»Ja, ich verstehe. Na schön. Schläft sie jetzt?«

»Ich glaube schon.«

»Also gut. Vielen Dank. Tut

mir leid, ich habe Ihren
Namen nicht verstanden?«

Thomas fühlte sich durch
die Frage in die Enge
getrieben. »John Wilson«,
sagte er schnell und
verwendete den Namen des
Flughafens.

»Amerikaner.«

»Ja.«

»Sie arbeiten für
Marguerite?«

Thomas hatte die Frau nicht

einmal nach ihrem Namen gefragt. »Ja.«

»Reizende Frau. Sie wissen nicht zufällig, warum Linda dort abgestiegen ist, oder? Sie sollte eigentlich im Petley's wohnen. Das Hotel muß wohl voll gewesen sein?«

»Wahrscheinlich.«

»Macht nichts. Ich frage sie morgen. Danke, daß Sie sich um sie gekümmert haben«, sagte der Mann namens Peter.

»Keine Ursache«, sagte Thomas.

Thomas legte den Hörer auf.
Er ging durch die Halle auf
die Veranda hinaus. Die Luft
war mild, die See fast glatt.
Peter, der Engländer war,
kannte Marguerite. Peter, der
Peponi's kannte, hatte Linda
wahrscheinlich zu einem
Ferienaufenthalt hergebracht.
Er zog die Schuhe aus. Der

Himmel war rosa am Horizont. Er ging durch den Sand, der sich kühl und feucht an seinen Fußsohlen anfühlte. Er würde Linda nicht fragen, warum sie ihm nicht gesagt hatte, daß Peter Engländer war. Er würde sie auch nicht fragen, ob sie in einem der Hotelzimmer miteinander geschlafen hatten. Eine Fischer-Dhau glitt am Ufer entlang, und ein Mann lehnte

sich anmutig über den Schiffsrand, um ein Netz auszulegen.

Er würde nicht weit gehen, nicht lange wegbleiben. In eineinhalb Stunden – weniger jetzt – würde er die Frau, die er verloren und dann wiedergefunden hatte, in ein Flugzeug setzen.

15. Februar

Lieber Thomas,

ich möchte Dir danken und mich entschuldigen, obwohl ich genau weiß, daß Du weder meinen Dank noch meine Entschuldigung willst.

Ich habe das Gefühl, mein ganzes Selbst auf Lamu zurückgelassen zu haben, so daß nichts mehr von mir übrig ist. Ich bin ausgehöhlt und leer ohne Dich.

Die wenigen Tage,

nachdem ich nach Malindi geflogen bin, sind es kaum wert, erwähnt zu werden. Ich wohnte in einem Hotel, bis ich mich genügend erholt hatte, um nach Nairobi und dann nach Njia weiterzufahren. In Malindi ließ Peter einen Arzt kommen – einen betrunkenen Quacksalber, der ständig über die guten alten Zeiten reden wollte –, und abgesehen von einer Schachtel Pillen, deren

Namen wir nie so recht mitbekamen, die aber sehr gut wirkten, war er nicht viel nütze und konnte nicht einmal feststellen, was mir fehlte.

Obwohl ich sicher bin, daß es der Hummer war. (Ich kann Dir, glaube ich, versichern, daß ich nie mehr im Leben Hummer essen werde.)

O Thomas, ich sterbe vor Sehnsucht nach Dir. Du hast mir Fragen gestellt, die in der

Welt, die nur Du und ich bewohnen, vollkommen sinnvoll sind, und ich habe Dir so schroff geantwortet, weil ich nicht darüber nachdenken wollte, wie alles enden wird. Unsere Lage scheint mir um so ungerechter zu sein, als wir so wenig Zeit zusammen hatten. Oder mache ich mir etwas vor, wenn ich glaube, wir hätten auch nur auf eine einzige Minute Anrecht

außerhalb unserer Ehen? Ich wünschte manchmal, ich würde Gott nicht so sehr hassen. Wäre ich gehorsam, könnte das Leben so viel einfacher sein.

Ich erinnere mich kaum an die Nacht, die wir zusammen verbrachten, aber ich erinnere mich sehr gut an die kurze Zeit in dem herrlichen Haus, das Du aufgetrieben hast. (Jetzt fällt mir ein, daß ich

Dich nicht gefragt habe, wie
Dir das gelungen ist.) Was für
ein außergewöhnlicher Raum!
Zum Himmel hin offen, als
hätten wir nichts zu
verbergen. Jasminblätter auf
den Kissen, die mir wie ein
Erinnerungsgeschenk
erscheinen, das jemand von
einer Hochzeitsnacht
zurückgelassen hat. Wie gern
ginge ich dorthin zurück, um
endlose Tage in dem Haus zu

verbringen, das sicherlich einzigartig auf ganz Lamu ist. Oder sind alle so schön und sinnlich?

Ich wache am Morgen auf und gehe zur Arbeit. Ich denke an Dich. Am Abend komme ich heim und trinke zuviel. Ich versuche, meine Gefühle zu betäuben. Ich versuche die Unruhe zu ersticken. Peter kommt und geht und wartet, daß ich mich

erhole, obwohl ich nicht den Mut habe, ihm zu sagen, daß ich mich nicht mehr erholen werde. Wir haben seit Lamu nicht mehr miteinander geschlafen, was er auf meine Krankheit zurückführt. Also, jetzt hab ich's Dir gesagt. Du brauchst mir von Regina und Dir nichts zu erzählen. Ich will es nicht wissen. Wenn ihr nicht miteinander geschlafen habt, fühle ich mich schuldig,

und sie tut mir leid. Wenn doch, bin ich mir nicht sicher, ob ich die Vorstellung ertrage.

Wir beide sind wirklich nicht so verschieden.

Aber unsere Probleme erscheinen unbedeutend angesichts dessen, was wir jeden Tag zu Gesicht bekommen, nicht wahr? Erst gestern habe ich eine Frau namens Dymphina kennengelernt; sie ist

vierundzwanzig und hat drei Kinder, die sie bis vor einer Woche ein Jahr lang nicht gesehen hat. Sie lebt in einer Hütte, die aus einem Raum besteht, der an ein langes Holzgebäude in Nairobi angebaut ist. Sie lässt ihre Kinder bei ihrer Mutter in Njia, damit sie Geld verdienen kann, um das Schulgeld für die Kinder zu bezahlen, oder, wie sie es ausdrückt, um »ihr

Glück zu machen«. Das Glück beläuft sich auf 40 \$ im Monat, die sie als Dienstbotin in einem europäischen Haushalt verdient. Sie arbeitet von sechs Uhr früh bis sieben Uhr abends, sechs Tage die Woche, um 1.50 \$ am Tag zu verdienen. Von den 40 \$ schickt sie 20 \$ an die Kinder und bezahlt 10 \$ für den einzelnen Raum, in dem es weder Elektrizität noch

fließendes Wasser gibt. Nachts hat sie oft Angst, weil betrunkene Männer aus den Bars in der Umgebung ihre verriegelte, aber wenig stabile Tür einzudrücken versuchen.

Ich habe die Frau kennengelernt, als ihre Mutter sie in mein Klassenzimmer brachte. Die Mutter wollte, daß ich ihrer Tochter half, weil sie krank sei. »Meine Titties tun mir weh«, sagte

Dymphina.

Mein Unglück, Dich nicht
sehen zu können, sollte
angesichts dessen nicht zählen.
Warum kann ich dann an
nichts anderes denken?

Mit diesem Brief schicke
ich Dir eine Schatulle, die ich
in Malindi gekauft habe. Sie
ist nicht aus Alabaster,
obwohl ich so tue, als wäre
sie's.

In Liebe

L.

20. Februar

Liebe Linda,

endlos habe ich auf
Nachricht von Dir gewartet
und war krank vor Sorge, daß
es Dir noch immer
schlechtgehen könnte und Du
Dich nicht erholt hättest. Ich
war überzeugt, nie mehr von
Dir zu hören. Daß Du das

Debakel auf Lamu als das nehmen könntest, was es scheinbar wahr, in Wahrheit aber nicht: die Strafe für unsere Liebe.

Ich muß Dich wiedersehen.
Darf ich nach Njia kommen?
Gibt es einen Zeitpunkt, zu dem Peter ganz sicher nicht da ist?

Ich bin kaum noch bei Sinnen. Auch ich rauche und trinke zuviel. Das scheint das

einzige Gegenmittel zu sein.
Regina bemerkt meine
Geistesabwesenheit, glaubt
aber, es sei die übliche
Unzufriedenheit mit dem
Leben, die sie schon kennt
und die sie für mehr oder
weniger normal hält. Ich kann
kaum mit ihr sprechen, auch
mit anderen Menschen nicht.
Ich bin zu ungeduldig. Ich will
mich nur mit Dir beschäftigen.
Ich arbeite. Ich schreibe

über Dich. Seltsamerweise nicht über Dich in Afrika, sondern in Hull. Ich verstehe Afrika nicht. Ich sehe dieses und jenes (eine blühende Lobelie, einen Touristen, der einen asiatischen Ladeninhaber anraunzt, eine Hyäne, die am Rand eines Waldes auf der Lauer liegt), und es kommt mir vor, als sähe ich einen exotischen, phantastischen Film. Ich

komme darin nicht vor. Ich bin kein Darsteller. Ich sitze im Publikum. Ich schätze, das gestattet mir, den Film zu kritisieren, aber nicht einmal dazu sehe ich mich in der Lage.

Danke für die steinerne Kisii-Schatulle. Ich werde sie immer in Ehren halten. Ich nehme an, sie ist eine Anspielung auf das Gefäß, in dem Magdalena ihre

kostbaren Salben aufbewahrte? (Ich sehe, daß Du Deine eigenen Nachforschungen angestellt hast.) Ich kenne Dich zu gut, um anzunehmen, Du wolltest mit dieser Geste Männern schöntun, oder einem Mann, und deshalb versteh ich es als Liebesunterpfand, was es sicher auch ist. Gott ist ohnehin in uns allen. Hast Du das nicht gesagt?

Die Planungen wegen Ndegwa »treten in die heiße Phase«, wie man hier sagt. Wirst du am 5. in Nairobi sein? Ich werde mich jedenfalls um eine Einladung kümmern. Es werden ein paar Leute kommen, die ich Dir gern vorstellen würde, vor allem Mary Ndegwa, die ihren ersten Band mit Gedichten veröffentlicht hat – sie sind präzise, streng und

außerordentlich rhythmisch,
was mir gefällt. Es wäre
unfair zu behaupten, daß sie
von der Publicity profitiert
hat, aber der Band ist jetzt da.
Sie scheint ein Fels in der
Brandung zu sein und die
Auseinandersetzungen gut zu
meistern. Denn wenn man zu
viel Theater macht über
etwas, was die Regierung
getan hat, besteht immer die
Gefahr, in ein Wespennest zu

stechen. Im Augenblick riskiert sie ihre eigene Freiheit. Ich riskiere, möglicherweise ausgewiesen zu werden (was mir nicht viel ausgemacht hätte, bevor ich Dich getroffen habe; jetzt wäre es eine Horrorvorstellung, und ich müßte darauf bestehen, daß Du ebenfalls nach Hause fährst; aber natürlich könntest Du das nicht, oder? – nicht

bevor Deine Dienstzeit abgelaufen ist; wie streng sind sie in dieser Hinsicht?). Regina haßt mein Engagement. Sie nennt es unaufrechtig, was natürlich stimmt, obwohl ich Ndegwa sehr bewundere; und ich verabscheue, was mit ihm geschehen ist. Ich habe keine Ahnung, was ich in dieser Arena überhaupt zu suchen habe. Es kommt mir vor, als hätte ich diesen Fall

übernommen, wie jemand die
neueste Mode trägt, und die
Tatsache, daß Fortschritte nur
mit Gala-Empfängen erzielt
werden, verstärkt diese
unbequeme Einsicht nur noch.
Genauer gesagt, Regina hat
Angst, daß sie aufgrund
meines Engagements
ebenfalls des Landes
verwiesen wird oder daß ihr
irgendein Machtbefugter das
Stipendium streicht. (In einem

Land ohne Präzedenzfälle, in dem obendrein eine gewisse Gesetzlosigkeit herrscht, muß man auf alles gefaßt sein.) Ndegwa, der in einem unterirdischen Gefängnis schmachtet, weil er marxistische Gedichte im Kikuju-Dialekt geschrieben hat, riskiert sein Leben (politische Gefangene werden nicht gut behandelt, und selbst »gute« Behandlung in einem

kenianischen Gefängnis wäre ein Erlebnis, das weder Du noch ich unbeschadet überstehen würden). Ich hoffe, wir wissen, was wir tun.

Mein Marine bei der Botschaft riskiert natürlich gar nichts.

Kennedy trifft am 5. ein. Mein Marine ist schon ganz aus dem Häuschen. Am gleichen Nachmittag wird ein besonderer Empfang

stattfinden und am Abend die Veranstaltung, deren Erlös wohltätigen Zwecken zukommt. Danach geht Kennedy auf Safari (was der Zweck seiner Reise sein dürfte). Am nächsten Morgen gewährt ihm Mary Ndegwa eine Audienz (oder ist es umgekehrt?), ich werde dabei im Hintergrund bleiben und versuchen, aufmerksam und nützlich zu sein, aber die

ganze Zeit nur an Dich
denken.

Amnesty International hat
mir geschrieben. Sie haben,
wie ich schon vermutete,
bereits formell Beschwerde
eingelegt.

Ich würde eines Tages gern
etwas über Ndegwas Mut
schreiben. Habe ich Dir
gesagt, daß wir am gleichen
Tag im gleichen Jahr geboren
sind, dreizehntausend

Kilometer voneinander entfernt? Sich vorzustellen, daß ich von den sterilen Händen des Arztes meiner Mutter geholt wurde, während Ndegwa auf einer Sisalmatte in einer Lehmhütte mit Hilfe der ersten Frau seines Vaters zur Welt kam. Als ich Ndegwa kennenlernte, sah ich uns beide als zwei parallele Linien, die in Nairobi zusammenliefen. Er wuchs

während des Mau-Mau-Aufstands auf und kam wegen der Unruhen dieser Zeit erst mit zehn Jahren in die Schule. Als Kind wurde er gezwungen, der Exekution seines Vaters vor einem Grab beizuwohnen, das dieser selbst hatte schaufeln müssen. Als wir uns kennenlernten, hatte er mich, was Schulbildung anbelangt, eingeholt, tatsächlich weit übertroffen.

An der Universität habe ich auf dem Gebiet der reinen Literaturwissenschaft eine Menge von ihm gelernt, was ich nicht erwartet hatte. Ich würde gern ein Porträt über ihn schreiben, das den Gegensatz zwischen seiner Vergangenheit als Schafhirt und seiner jetzigen Stellung an der Universität herausarbeitet: seine Rechtsstreitigkeiten, um den

Brautpreis, bestehend aus Schafen und Ziegen, an seinen Schwiegervater zu umgehen; seine Angewohnheit, wenn auch im geheimen, Polygamie zu betreiben, seine Behauptung, Frauentausch sei ein altehrwürdiger Kikuju-Brauch, und seine durchgängige Malaise hinsichtlich der Risiken und Verluste, die daher röhren, daß er im Eiltempo durch die

Geschichte reist.

Doch ich weiß, daß ich nicht das Zeug dazu habe, dieses Porträt zu schreiben. Zwischen uns bestand immer eine Barriere, eine Art Unfähigkeit, die Grenze zwischen unseren Kulturen zu überschreiten, ein Trennungszaun, der mit Stacheln aus mißverstandenen Symbolen gespickt war, eine breite Kluft, die aus

unterschiedlichen Erfahrungen
herrührte. Immer wieder
haben wir den gemeinsamen
Weg verloren. Wir schienen es
beinahe geschafft zu haben,
doch dann gab der Grund
unter uns nach, ließ uns auf
zwei verschiedenen Seiten
eines Grabens zurück, so daß
wir einander verfehlten.

Schreib sofort. Sag mir, daß
Du kommst oder daß ich zu
Dir kommen darf.

Ich liebe Dich. T.

PS: Die heutige Schlagzeile
lautet:

NAHRUNGSMITTEL UND
TREIBSTOFF KNAPP.

24. Februar

Lieber Thomas,

Deinen Brief und die
Einladung zur Botschaftsparty
habe ich mit gleicher Post

erhalten. Ich habe seitdem kaum an etwas anderes gedacht. Ich weiß, ich sollte mich an diesem Wochenende von Nairobi fernhalten und statt dessen nach Turkana oder Tsavo fliehen und versuchen, mich möglichst unsichtbar zu machen. Aber wie der Zufall oder das Schicksal es wollen, möchte Peter, daß ich zu diesem Zeitpunkt in die Stadt

komme, weil ein alter Schulfreund das Land besucht, den ich unbedingt kennenlernen soll. Wenn ich zu dem Empfang ginge, müßte ich Peter mitnehmen, denn ich könnte kaum ohne ihn kommen. Vielleicht müßten wir sogar, je nach den Umständen, seinen Freund mitnehmen. Das wäre doch kein Problem, oder? Ich würde Mary Ndegwa wirklich

gern kennenlernen und ihren Fall unterstützen, obwohl ich Deinetwegen hinginge.

Ich kann nichts versprechen.

Ich schreibe Dir vom Lake Baringo. Peter wollte diesen gottverlassenen Ort schon lange aufsuchen, und ich war einverstanden, übers Wochenende mit ihm hinzufahren. Wir haben uns in letzter Zeit ziemlich oft

gestritten – alles meine Schuld und auf meine Geistesabwesenheit zurückzuführen –, und ich hoffe, daß sich die Spannung hier vielleicht auflöst. (Was nicht der Fall ist: Nichts scheint zu helfen, außer der einen Sache, die ich nicht tun kann, nämlich mit ihm zu schlafen. Im Moment würde ich das aus reiner Gutmütigkeit vielleicht tun,

wenn ich nicht Angst hätte, es würde mich zu traurig machen. Warum zwingt einen die Liebe zu solch peinlichen Geständnissen?)

Am Lake Baringo gibt es mehr furchterregende Dinge als an jedem anderen Ort, an dem ich je gewesen bin. Das Land ist reizlos und abweisend. Der Boden ist hart und graubraun, und es wachsen nur Dornbüsche

darauf. Das wenige Grün, das es gibt, ist von Staub bedeckt wie die schwarzen Leiber der kleinen Kinder, was sie uralt aussehen lässt. Der See mit der Insel in der Mitte ist braun und voller Krokodile. Letzten Abend schwamm Peter bei Sonnenuntergang darin, und heute morgen hörte ich, wie etwas Großes ins Wasser plauschte. Ein Flußpferd, nehme ich an. Doch überall,

selbst in dieser Landschaft, wo eigentlich nichts gedeiht, ist Leben – lärmend, wild durcheinanderschreiend, wimmelnd und flink. Gerade im Moment beobachte ich eine Eidechse, die, Moskitos verzehrend, durchs Bild huscht. Kormorane, die aussehen wie alte Hofnarren, spazieren schwerfällig über die Äste des Dornbaums vor unserem »Cottage«, das eher

einem hölzernen Zelt mit einer vergitterten Veranda gleicht als einem Gebäude, und die Maschen des Gitters sind gerade groß genug, um alle Arten von fliegenden Insekten durchzulassen. Mein Tisch ist dicht vollgestellt mit Bierflaschen, Schalen mit Räucherwerk gegen Moskitos, Schreibpapier und Stiften. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, bürsten sich vier

Frauen in verblichenen roten Kleidern die Knoten aus dem Haar. Die Hitze ist fast unerträglich. Nur ein winziger trockener Lufthauch streicht über die Härchen auf meiner Haut. Es scheint genügend Luft zum Atmen zu geben, aber mehr auch nicht. Die Hitze ist nervtötend, das Licht betäubend, die Moskitos bringen Malaria. Es gibt wenig Trost.

Vor ein paar Minuten ratterte ein Lastwagen mit Fleisch die Straße hinunter und wirbelte eine riesige Staubwolke auf. In dieser Wolke schien ein kleines Wesen zu hüpfen, wie ein großer Vogel, der zum Flug ansetzt. Nachdem der Staub sich gelegt hatte, sah ich jedoch, daß es ein Junge war, der mit seinem Korb dem Laster nachrannte. Der Laster

hielt an, der Junge hielt seinen Korb hoch und wartete, daß er mit Fleischstücken gefüllt wurde, die man auf dem Markt nicht mehr verkaufen kann und deren Qualität miserabel ist. Ich hätte hinausgehen und mir den Vorfall genauer ansehen können, brachte aber die Energie dazu nicht auf. Ich nehme etwas lieber nur für einen Moment wahr und

stelle mir dann andere Wirklichkeiten vor. Ist es das, was einen Schriftsteller ausmacht? Und auf welcher Ebene des Lebens ist es das richtige Vorgehen? Was bringt einem dieses Vorgehen ein, außer leichten Zerrbildern? Um einem Leser etwas von der Wirklichkeit zu vermitteln, müßte ich die Begebenheit in allen ihren Einzelheiten schildern wie ein

Historiker, oder ich müßte sie rekonstruieren, damit sie über das Wesen der Frauen, des kleinen Jungen und der Fleischverkäufer etwas aussagt. Was ich nicht kann.

Ich dachte, Du seist derjenige, der mich mehr liebt. Aber das stimmt nicht. Ich liebe Dich mehr.

Ich weine jetzt ständig. Ich bin nur froh, daß Du weit fort bist und das nicht sehen

kannst. Peter ist verwirrt, was man ihm nicht verdenken kann. Ich lasse ihn in dem Glauben, es sei eine ungewöhnlich lang anhaltende Hormonstörung. Er verdient das alles nicht.

Ich hinterlasse Dir eine Nachricht am Schwarzen Brett. Du wirst Roger heißen und ich Gabrielle. Ich habe mir immer einen exotischeren Namen gewünscht.

L.

Er döste in Kleidern auf dem Bett vor sich hin, bis die Ibisse ihn weckten. Eigentlich hatte er schlafen wollen, weil er die langen Nachmittagsstunden nicht ertrug, die sich endlos hinzuziehen schienen, bis es an der Zeit wäre, mit Regina in den Escort zu steigen und zum Empfang in die

amerikanische Botschaft zu fahren. Er hatte versucht zu schreiben, aber ohne Erfolg. Seine Gedanken waren zu sehr von anderen Dingen in Anspruch genommen, und seine Nerven lagen bloß, nachdem er aus der Stadt zurückgekommen war, wo er am Schwarzen Brett im Thorn Tree nach einer Nachricht von Gabrielle an Roger gesucht hatte. ›Mein Liebling‹, hatte

sie geschrieben, und ein freudiger Schauer durchlief ihn bei dem Kosewort, obwohl er wußte, daß es nur eine Pose in Verbindung mit dem Namen Gabrielle war, ein kleiner Spaß, wenn in einer solch verzweifelten Situation überhaupt an Spaß zu denken war. Ein schwacher, magerer Scherz. Gab es Menschen, fragte er sich, die echten, mehr oder

weniger anhaltenden Spaß hatten, wenn sie sich verliebten? Ihm schien das unmöglich zu sein, die ganze Angelegenheit war zu belastet, um die nötige Lockerheit aufkommen zu lassen, die man dazu braucht.

›Mein Liebling‹, hatte sie geschrieben, ›ich zähle die Stunden, bis ich Dich heute abend sehe. Allein der Gedanke ist verrückt. Aber

ich werde dort sein. Deine
Gabrielle.«

Und er hatte geschrieben:
›Mein Liebling Gabrielle. Nie
hat ein Mann eine Frau mehr
geliebt. Roger.«

Die Hunde aus dem großen
Haus, Gypsy und Torca,
schliefen in der Küche, wie sie
es oft taten. Auch heute hatte
Regina Knochen für sie
gekocht, sie hereingelassen
und ihnen in der Ecke einen

Schlafplatz zurechtgemacht – wahrscheinlich aus fehlgeleitetem Mutterinstinkt. Obwohl Thomas die Hunde mochte und zugeben mußte, daß die Keefes, die Besitzer des großen Hauses, sich ihren Tieren gegenüber ziemlich gleichgültig verhielten. Die Hunde genossen es, verwöhnt zu werden, wie jeder es genoß. Durchs Fenster sah Thomas, daß Michael müßig

auf einem Felsbrocken saß und gegartes Fleisch aß, das er gerade ausgewickelt hatte. Das Gras war braun, die Bäume hatten die Blätter abgeworfen, es gab nichts zu tun für einen Gärtner. Das ganze Land wartete auf Regen.

Thomas drehte den Wasserhahn in der Küche auf (er wollte sich eine Tasse Tee machen), und ein Dutzend

Ameisen fielen heraus, die in dem Wasserfall ertranken. Während der Trockenzeit gab es immer zu viele Ameisen. Sie belästigten die Hunde, wenn sie unter den Bäumen schlafen wollten, und manchmal, wenn er ins Badezimmer kam, sah er eine kleine Ameisenkolonne, von Regina mit dem Daumen zerquetscht. Wo war Regina? Es war unüblich, daß sie so

spät nach Hause kam. Schließlich war sie dafür bekannt, daß sie eineinhalb Stunden brauchte, um sich für eine Dinnerparty zurechtzumachen.

Überhaupt legte Regina in letzter Zeit ein irritierendes Verhalten an den Tag. Obwohl sie normalerweise keine verwirrende oder komplizierte Person war, wirkte sie plötzlich leichter,

als hätte sie abgenommen oder gelernt zu schweben. Ihre Stimme klang jetzt fast aufgekratzt, selbst dann, als sie während eines Streits um die Frage, ob es klug sei, Ndegwas Fall öffentlich zu unterstützen, gesagt hatte: ›Mach doch, was du willst. Das hast du doch immer getan.‹ Was Thomas veranlaßte, sich aufrichtig zu fragen, ob das stimmte. Die

Frage kam ihm plötzlich so interessant vor, als hätte er entdeckt, daß jemand einen Film über sein Leben gedreht hatte und ihn nun einlud, ihn sich anzusehen. Denn er hatte den Eindruck, daß er meistens daran gehindert worden war, das zu tun, was er wollte.

Wenngleich er auch nicht richtig wußte, was er gern getan hätte.

Er breitete seine Kleidung

auf dem Bett aus. Heute abend würde er sich mit Sorgfalt kleiden. Er hatte sich für den Anlaß einen Anzug gekauft – einen grauen Anzug und ein weißes Hemd –, nachdem er festgestellt hatte, daß sein gewaschener und an der Leine getrockneter Blazer für einen Gala-Empfang nicht mehr gut genug war. Er hatte keine Ahnung, was er zu Kennedy, diesem gestürzten

Heiligen, sagen sollte. Ein Mann, der trotz all seiner Prozesse und Bedrängnisse nur um so eindrucksvoller wirkte, weit interessanter, als er ohne das alles gewesen wäre, trotz seines eindrucksvollen Erbes.

Kennedy würde sich nicht an ihn erinnern; Thomas war erst achtzehn oder neunzehn gewesen, als er ihn kennenlernte. Es war nach

Jacks Tod – auch Robert war schon tot –, als sich die Macht auf den letzten der Brüder konzentrierte. Thomas' Vater, ein heimlicher Katholik inmitten der häuslichen Tyrannie des aggressiven Calvinismus seiner Mutter, tat Buße auf dem Gebiet der Politik und sammelte große Geldsummen von nicht ganz waschechten Demokraten, von reichen Bankern und

Unternehmern von der Südküste Bostons. Summen, die groß genug waren, um sich damit Dankbarkeit und eine königliche Visite einzuhandeln. Thomas, der von seinem Vater nach Hause zitiert wurde – Cambridge lag schließlich nicht weit von Hull entfernt –, hatte den Senator beim Dinner beobachtet und war aufgrund des eigenen Mangels an politischem

Sachverstand fast völlig zum Schweigen verurteilt gewesen.

Auf seinem Schreibtisch, der eine Ecke des Schlafzimmers einnahm, stand ganz offen und unverfroren die Kisii-Schatulle. Er habe sie auf der Safari gekauft, log er Regina an. Als Rich diese Frauenstatue kaufte, erinnerst du dich? Ja, Regina glaubte, sich zu erinnern. Die Schatulle

hatte einen winzigen Sprung gehabt, als sie ankam, was sie für Thomas nur um so wertvoller machte – warum, hätte er nicht sagen können, wahrscheinlich wegen der Unvollkommenheit, weil sie dadurch den Eindruck erweckte, sie sei von Linda benutzt worden. Einen Augenblick lang hatte er daran gedacht, die Schatulle zu verstecken und ihre Briefe

darin aufzubewahren – ein törichter Gedanke, den er gleich wieder verwarf, weil er wußte, daß eine versteckte Schatulle geradezu dazu aufforderte, durchstöbert zu werden. Er hatte die Briefe an einem Ort versteckt, an dem Regina sie nie finden würde – unter den vielen Notizen zu seinen Gedichten, die sie nie anrührte. Nicht, weil sie Thomas' Begabung nicht

geschätzt hätte, auf ihre Art tat sie das sogar, sondern weil Lyrik sie einfach anödete und sie die endlosen Entwürfe zu seinen Gedichten schlichtweg unerträglich langweilig fand.

Sie warteten auf die Regenzeit. Das Land war jetzt so trocken, daß es aufzureißen schien. Es hieß, daß das Vieh bereits verdurstete und die Wasserspeicher bald leer wären, und man las

Schlagzeilen wie: HOTELS SCHLIESSEN WEGEN WASSERMANGEL. Wie alle Menschen hier hatte er angefangen, vom Regen zu träumen, und im Traum hatte er das Gesicht in den Regen gehalten. Und dies einte das Land, wie es sich sonst (wenn überhaupt) kaum einen ließ. Sowohl die mzungu wie die Asiaten und die kriegführenden Stämme

hielten Ausschau nach einem Wölkchen am Himmel und waren bereit, mit Cocktails oder im Busch mit Tänzen zu feiern, sobald der Himmel seine Schleusen öffnete. Es war geradezu urtümlich, wie sehr einen die Sehnsucht nach Regen packte, so daß man sich keine größere Wonne vorstellen konnte als vom Himmel fallendes Wasser. Der Staub drang überall ein, in

seine Schuhe, in das Fell der Hunde (die oft von Lehm rot waren), in seine Nasenlöcher und sein Haar. Die Wassermenge war auf eine Badewanne pro Tag rationiert. Thomas hatte sich angewöhnt, sich mit dem Schwamm zu waschen, um Regina wenigstens eine halbe Wanne übrigzulassen. Obwohl er sie manchmal bat, das Wasser nicht abfließen zu

lassen und sich selbst hineinsetzte (sich im Wasser eines anderen zu baden war vermutlich das Höchstmaß an Intimität, fand er). Genau das plante er heute zu tun, um sich für die Party vorzubereiten, aber Regina war immer noch nicht nach Hause gekommen – es war bereits halb sechs –, und er fragte sich, ob er sich nicht selbst ein Bad einlaufen lassen

sollte, in das Regina sich dann setzen könnte. Doch das kam ihm mitten in der Dürrezeit entsetzlich ungalant vor.

Konnte man im Norfolk ein Bad nehmen? Er stellte sich Linda zusammen mit dem jungenhaft hübschen Peter in einem Hotelzimmer vor, wo sich beide für den Empfang zurechtmachten. In seiner Vorstellung war sie nicht ruhig, obwohl er sich das

gewünscht hätte, sondern er sah sie am Rand eines Tränenausbruchs vor sich. Ihre Briefe wirkten seltsam verzweifelt, was ihn besorgte. Sie schien die Nerven noch schneller zu verlieren als er, wenn das überhaupt möglich war. Ihrer beider Lage war unerträglich – schlimmer als unerträglich, sie erschien schändlich, als fehlte es ihm, indem er bei Regina blieb,

und ihr, indem sie bei Peter blieb, an Ehre oder Mut. Aber das müßte sich bald ändern. So sehr er sich vor dem Chaos auch fürchtete, die Geständnisse wären unvermeidlich: Eines Tages würde er es Regina sagen (er konnte sich das Donnerwetter nicht einmal vorstellen), und Linda würde es Peter sagen, der in seiner Vorstellung den Eindruck machte, als würde er

die Nachricht mit Würde aufnehmen, sie vielleicht auf seine jungenhafte Art einfach mit einem Achselzucken abtun. Worauf wartete Thomas? Auf einen Moment, in dem Regina stark genug erschien, um es, ohne daran zu zerbrechen, ohne in kreischende Hysterieanfälle zu verfallen, hinzunehmen? Ein Moment, der wahrscheinlich nie eintreten würde, trotz

ihres neuerdings so forschen Auftretens. Obwohl Menschen nicht wirklich zerbrachen, sich nicht tatsächlich in ihre Bestandteile auflösten. Sie überlebten. Sie sagten sich irgendwann, daß es besser so war, oder etwa nicht?

Er knöpfte sein Hemd zu, als er Reginas Wagen über den Ziegelschotter neben dem Haus fahren hörte. Er stellte sich auf Panik ein, auf endlose

Jammereien, daß sie in einen schrecklichen Verkehrsstau gekommen sei. Die Straße hätte sich förmlich in nichts aufgelöst, würde sie sagen, weil es auf der A 1 einen Sandsturm gegeben habe.

Aber so lautete ihre Neuigkeit nicht.

»Ich bin schwanger«, sagte seine Frau schon an der Tür, hochrot und strahlend, als wäre sie den ganzen Weg

gerannt, um ihm die freudige Nachricht zu verkünden. Sie sah schön aus, die aufgeregte Eröffnung der Neuigkeit verlieh ihr eine Farbe und Fröhlichkeit, die er buchstäblich seit Jahren nicht mehr an ihr gesehen hatte.

»Das endgültige Ergebnis steht erst am Freitag fest, aber Dr. Wagmari glaubt, daß ich im dritten Monat bin.«

Thomas war wie erstarrt.

Die Flutwelle, die auf den
Riß im Universum folgte,
entleerte das Reservoir, das er
bis zu diesem Augenblick für
sein Leben, sein innerstes
Wesen, seine Seele gehalten
hatte, obwohl er sich, was die
Existenz der Seele anbelangte,
bis zu diesem Moment nicht
absolut sicher gewesen war.
Der Verlust, die physische
Empfindung des Verlusts, war
verheerend und umfassend.

Und seltsam tröstlich, wie ein
wirklich trauriger Gedanke.

Er konnte sich weder
bewegen noch sprechen,
obwohl er wußte, daß nichts
zu sagen unverzeihlich wäre,
ihm nie vergeben werden
würde. Und in der Stille
spürte er, wie ein Schrei in
ihm anhob, eine stumme
Klage, die durch ihn
hindurchging und das
tröstliche Gefühl auslöschte.

Sein Leben war vorbei. So einfach war das. Obwohl ein neues Leben begann.

»Was ist los mit dir?« fragte Regina, vielleicht weil sie ein fernes Echo des stummen Schreis gehört hatte. »Du stehst einfach bloß da.«

»Ich bin ...« Er fand keine Worte. Um sich zu retten, schaltete sein System Teil für Teil ab.

»Du bist überwältigt«, sagte

sie.

Noch immer konnte er sich nicht bewegen. Sich zu bewegen hieße, mit dem anderen Leben weiterzumachen, dem einzigen, das er jetzt noch hatte. Wie gräßlich, daß es gerade eine so freudige Nachricht war, die so großen Schmerz verursachte. »Ja«, stieß er hervor.

Das war offensichtlich

ausreichend. Regina ging auf ihn zu, um ihn zu umarmen. Er war wie versteinert, und seine hilflos herunterhängenden Arme brachten so etwas wie eine Umarmung fertig.

»Ach, ich bin auch überwältigt!« rief sie. »Ich wollte es nicht glauben. O Gott, ist es nicht wunderbar?«

Ohne ein Signal aus dem Gehirn bekommen zu haben,

tätschelte seine Hand ihren Rücken.

»Das ist es, was wir uns immer gewünscht haben«, sagte sie, vergrub das Gesicht an seiner Schulter und begann zu schluchzen.

Auch er spürte Tränen auf seinen Unterlidern, was ihn entsetzte, und er versuchte, sie wegzublinzeln. Sie kamen ihm unecht und unangebracht vor. Obwohl auch sie mißdeutet

und als Ausdruck der Freude verstanden werden würden.

Sie machte sich von ihm los, dachte an die kurze Zeit, die ihr nur noch blieb, und war bereits in ein neues Leben eingetaucht.

»Ich bin so spät dran«, krähte sie fröhlich.

Er saß in Unterwäsche und Socken auf dem Bett, sein Hemd war immer noch nicht

zugeknöpft, weil die Naturkatastrophe ihn überrascht hatte, ganz ähnlich wie die Frauen in Pompeji, die man mit Kochtöpfen in der Hand gefunden hatte.

Gelegentlich schwirrten ihm Halbsätze durch den Kopf, und der Rest war eine neblige weiße Leere. ›Ich muß sie warnen‹ und ›Wenn ich nur nicht‹. In lichteren Momenten versuchte er nachzurechnen,

wie alle Männer dies tun: ›Die Nacht nach Rolands Party.‹ Sie hatten der biologischen Uhr gehorcht, und er und Regina waren mit einem Kind belohnt worden. Doch dann zogen die Nebel wieder auf, sie hüllten sein ganzes Denken ein, und er wünschte sich, er müßte sich nie mehr rühren. Welch bittere Ironie. Hatte er nicht gerade gesagt, daß er den ehrbaren und mutigen

Weg gehen wollte? Das war jetzt undenkbar. Unmöglich. Ehre und Mut waren mit einem Schlag bedeutungslos geworden.

Regina kam aus dem Badezimmer. Seine Starre und sein halb zugeknöpftes Hemd schüchterten sie ein, ohne sie zu verärgern. »Mein Gott«, sagte sie. »Du bist ja wirklich überwältigt.«

Sie strahlte. Sie trug ein

einfaches schwarzes Kleid mit schmalen Trägern. Ihre Brüste waren seltsam hochgeschoben, so daß die glatten weißen Hügel zum Vorschein kamen. Die üppige Regina, die jetzt noch üppiger werden würde. Mit seinem Kind.

»Wie sehe ich aus?« fragte sie und drehte sich glücklich im Kreis.

Sie kamen zu spät. Auf peinliche Weise zu spät, aber Peinlichkeiten gehörten zu seinem anderen Leben. Sie gingen die Treppe hinauf und mischten sich unter die Gäste. Die Lautstärke der Stimmen hatte das übliche Maß bereits überschritten. Der Empfang schien in einer Reihe von Räumen stattzufinden, die wie in einem Museum einer in den nächsten übergingen – in den

einen gab es Drinks, in den anderen Speisen.

Weißgekleidete Kellner, diplomatischerweise keine Afrikaner, gingen mit Silbertabletts von Raum zu Raum. Leute wandten sich nach Regina um, was sonst nicht der Fall war. Ein nicht zu übersehendes Strahlen ging von ihr aus. Er mußte Linda finden, bevor Regina herumzuprahlen begann. Er

hielt nach blondem Haar und einem Kreuz Ausschau und fand mehr Blondhaar, als von Natur aus möglich war, aber kein Kreuz. Wie heillos die Umstände auch waren, er wünschte sich nichts sehnlicher, als Linda zu sehen – wenigstens einen Blick von ihr zu erhaschen –, auch wenn dies seine Begierde nur noch mehr anfachen würde. Er war überrascht, wie weh diese

Rückkehr ins Leben tat. Seine tauben Glieder hatten den Schmerz gespeichert.

Thomas fand Linda nicht, aber dafür seinen Marine. Der Mann sah, ganz entgegen seiner Art, vollkommen verzweifelt aus. Ein geschlagener Marine war ein trauriger Anblick. Man stellte die Damen vor, und Regina überragte eine mausgraue Frau in einem königsblauen

Kostüm.

»Ihr Junge ist nicht da«,
sagte der Botschaftsvertreter.

Thomas, der den Ausdruck
›Ihr Junge‹ zuerst nicht
verstand, dachte, der Mann
verwechsle ihn. Dann begriff
er plötzlich. »Kennedy?«
fragte er.

»Er ist nicht gekommen.«
Der Marine nahm einen tiefen
Schluck aus seinem Glas, das
offensichtlich puren Scotch

enthielt. Ohne Eis. Sein Gesicht war bleich und hohlwangig.

»Was ist passiert?«

»Terminschwierigkeiten. So heißt es.« Der Marine sprach mit angespannten Lippen. Er hielt sich tapfer. Seine Frau sah allerdings aus, als wäre sie schon vor langer Zeit zermalmt worden.

»Ist er im Land?« fragte Thomas.

»Nein«, antwortete der Mann betrübt. »Das ist ja der Punkt.«

Offensichtlich konnte man nur sagen, daß man das bedauere. »Tut mir leid«, sagte Thomas.

»Es ist Ihre Show«, erwiderte der unglückliche Botschaftsvertreter.

Aus Höflichkeit – aufgrund von Manieren, die ihm vor langer Zeit eingeimpft

worden waren, aber nun bedeutungslos erschienen – blieb Thomas bei dem Marine stehen; man lässt einen Mann nicht im Stich, der gerade seinen Job oder einen wichtigen Auftrag verloren hat. Dennoch suchte er währenddessen unablässig die Menge ab und verletzte die bedeutungslosen Höflichkeitsregeln durch sporadische

Unaufmerksamkeit. Entgegen seiner Erwartung behielt Regina ihr Geheimnis für sich, und sei es auch nur, weil sie die Frau des

Botschaftsvertreters überhaupt nicht kannte.

Thomas hatte sich auf eine Ankündigung eingestellt, die unvermeidlich auch auf nicht geeignete Ohren träfe.

Vielleicht war Regina nur klug und wartete die Bestätigung

des Arztes ab. Schließlich hatte sie schon einmal in fortgeschrittenem Stadium ein Kind verloren. Oder sie war abergläubisch, ein Zug, den er bislang noch nicht an ihr festgestellt hatte.

Bei der ersten Möglichkeit entschuldigte sich Thomas bei dem verzweifelten Botschaftsvertreter (Regina blieb, die Gattin und sie hatten offensichtlich

Gemeinsamkeiten entdeckt) und machte sich auf eine entschlossene Suche nach Linda. Obwohl keine strenge Abendkleidung gefordert war, sah man viele lange Roben und dunkle Anzüge. Er sah seinen Chefredakteur in einiger Entfernung und hätte sich vielleicht durch die Menge zu ihm gekämpft, da er zu den wenigen interessanten Personen

gehörte, die er kannte. Aber Thomas hatte Wichtigeres zu tun und winkte ihm nur zu. Er entdeckte Roland, der ihn gottlob nicht bemerkte, sowie einen Journalisten, den er irgendwoher kannte – von der Universität oder vom Thorn Tree. Männer und Frauen schienen in Gespräche verstrickt zu sein, die lautes Schreien nötig machten. Thomas nahm ein Glas

Champagner von einem Silbertablett; er vermutete, daß es sich bei den Kellnern um Marines handelte. War das möglich? Einen Moment lang überlegte er, ob es Spione waren, ein Gedanke, den er kurz darauf wieder verwarf, als er sich klarmachte, daß hier wenig auszuspionieren war. Aber er konnte Linda nicht finden. Von der Mitte des Raums winkte ihm Mary

Ndegwa zu. Thomas fühlte sich unwillkürlich in ihre Nähe gezogen, wie sich ein Untertan zu einem Angehörigen des königlichen Hauses hingezogen fühlen mag. Sie hielt Hof in einem goldenen Turban und einem Kaftan der gleichen Farbe, und er mußte an Weihrauch und Myrrhe denken. Thomas konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß Ndegwas

Haft Mary befreit hatte. Sie befreit hatte, um möglicherweise das zu werden, was sie ihrem Wesen nach schon immer war: eine Herrscherin mit einem Gefolge. Was die Frage aufwarf: Was würde geschehen, wenn Ndegwa wieder freigelassen würde?

»Mr. Thomas«, sagte sie.
»Sie sehen heute abend blendend aus.«

Die Macht hatte sie kokett werden lassen. »Neben Ihnen verblaßt jeder«, antwortete er, wie es von ihm erwartet wurde.

»Ich hatte gehofft, Ihre Frau kennenzulernen.«

»Sie muß hier irgendwo sein«, antwortete Thomas und blickte suchend umher.

»Ich bringe sie zu Ihnen.«

»Ich habe Ihnen schon gedankt, daß Sie dies hier

ermöglicht haben«, sagte sie.
»Aber darf ich mir erlauben,
Ihnen noch einmal zu
danken?«

»Das ist nicht nötig«, sagte Thomas und machte eine abwehrende Handbewegung.
»Tatsächlich hatte ich wenig damit zu tun.«

»Mr. Kennedy ist nicht gekommen.«

»Nein, zu meiner Überraschung nicht.«

»Das spielt keine Rolle.«

Nein, wahrhaftig nicht, dachte Thomas. Denn jetzt gab es niemanden, der ihr ebenbürtig gewesen wäre, obwohl angeblich auch ein oder zwei

Parlamentsabgeordnete auf dem Empfang waren.

»Und wie geht's Ndegwa«, fragte Thomas.

»Ich habe Angst um ihn«, antwortete sie, obwohl sie

keineswegs besorgt wirkte.

»Das Buch verkauft sich gut«, sagte er.

»Ja. Sehr gut. Eines Tages wird es ebenfalls verboten werden.«

»Sie scheinen sich da ganz sicher zu sein.«

»Oh, das bin ich«, sagte sie amüsiert, weil er die offensichtliche Wahrheit bezweifelte.

»Tut mir leid, das zu

hören.«

»Mr. Thomas, Sie dürfen uns nicht im Stich lassen«, sagte sie und berührte seine Schulter.

Der Appell verblüffte ihn. Er hatte nicht daran gedacht, sie im Stich zu lassen, tatsächlich hatte er überhaupt nicht an Ndegwa gedacht. Er suchte nach einer passenden Antwort, aber Mary Ndegwa hatte bereits das Interesse an

ihm verloren und sah über seine Schulter auf eine Frau, eine italienische Journalistin, die Thomas flüchtig kannte. Er wurde auf abrupte Weise verabschiedet, beinahe fallengelassen.

Er schob sich an den Rand der Party und wollte nach draußen gehen, um eine Zigarette zu rauchen, obwohl die Räume bereits mit Rauch geschwängert waren und er

sich die Mühe nicht hätte machen müssen. Er wollte nach Linda Ausschau halten und war jetzt besorgt, daß sie vielleicht doch nicht gekommen wäre. Müßte er dann morgen zum Norfolk gehen, um ihr zu sagen, daß seine Frau schwanger war?

Das war genauso unvorstellbar wie der Gedanke, daß die Erde ihre Umlaufbahn änderte.

Oben an der Treppe lehnte er sich an eine Wand und rauchte. Es trafen Nachzügler ein und weitere Gäste, die sich pompöse Auftritte verschafften. Es war fast acht Uhr, und die Leute würden den Empfang bald verlassen, um zum Abendessen zu gehen. Marines standen am Fuß der Treppe Wache und bildeten eine Art Ehrenspalier. Er sah sie, noch bevor sie die

Straße überquert hatte. Der Mann neben ihr blickte nach rechts auf den Verkehr, er hatte die Hand an ihren Rücken gelegt und schob sie leicht voran, als er es für sicher hielt, die Straße zu überqueren. Sie trug einen Schal um die Schultern, den sie über der Taille zusammenhielt, und ihr Anblick entsprach so genau demjenigen damals vor

Petley's, daß er zu träumen meinte. Bevor sie ihn sah, durchlebte er wieder die süße Mischung aus Freude und Schmerz, die er auch vor Petley's empfunden hatte. Während sie die Straße überquerte, am Schluß ein wenig rennend (ein rücksichtsloser Autofahrer) und dann den Rock ihres weißen Leinenkleids raffend, als sie auf den Randstein trat,

wurde ihm klar, daß sie für das Treffen mit ihm auf Lamu ihr bestes Kleid gewählt hatte. Und während er sie beobachtete, verstand er, warum sie sich verspätet hatte: sie hatte bereits getrunken. Woher wußte er das? Weil sie ein wenig das Gleichgewicht verlor, als sie auf den Gehsteig trat, und weil der Mann, der sie begleitete, die Hand

ausstreckte, als wüßte er über ihren Zustand Bescheid. Es mußte Peter sein, obwohl der Mann älter aussah als auf dem Foto.

Mit gesenktem Kopf stieg sie die Treppe hinauf und sah weiter zu Boden, so daß sie an ihm vorbeiging, ohne ihn zu bemerken. Falls sie ihn doch bemerkt hatte, wußte sie sich geschickt zu verstellen. Er mußte aus dem Schatten

treten und ihren Namen rufen.
Ihren so durchschnittlichen
Namen.

»Linda.«

Nein, sie hatte nicht
gesehen, daß er dort stand.
Das erkannte er sofort – ihre
Gefühle, die sie jetzt weniger
unter Kontrolle hatte,
machten sich als Zucken in
ihrem Gesicht bemerkbar. Es
war der Schock. Die Freude.
Die Erinnerung, in welcher

Lage sie sich befand. Sie trat einen Schritt auf ihn zu. Keineswegs unsicher. Vielleicht hatte er sich getäuscht, was das Trinken anbelangte. Er zwang sich, ihren Arm nicht zu berühren, der nach Berührung zu verlangen schien.

Der Mann bei ihr, der einen Moment lang verwirrt schien, drehte sich ebenfalls um.

»Thomas«, sagte sie. Und

dann noch einmal: »Thomas.«

Er war es, der die Hand ausstrecken und sich ihrem Begleiter vorstellen mußte. Es war Peter. Vielleicht lag es einfach daran, daß sie die Worte ›mein Mann‹ nicht aussprechen konnte.

»Peter«, sagte sie, wieder Fassung gewinnend. »Thomas und ich kennen uns seit der High-School.«

»Wirklich«, sagte Peter, und

er ähnelte auf absurde Weise Regina, die unter gleichen Umständen genauso reagiert hatte.

»Wir haben uns vor ein paar Monaten auf dem Markt getroffen«, sagte Linda. »Wir haben die Überraschung schon hinter uns.«

Es war ein erstaunlicher Satz. Vollkommen akzeptabel in diesem Zusammenhang, sogar ganz normal und

belanglos, aber zutiefst wahr.
Bei dem zufälligen Treffen
waren sie beide so überrascht
gewesen. So unglaublich
erstaunt.

»Bist du noch immer in
Njia?« fragte Thomas, dem
nichts Passenderes einfiel.
›Wäre man vielleicht besser in
Konversation, wenn man
Theaterschriftsteller statt
Lyriker geworden wäre?‹
»Peter lebt in Nairobi«,

sagte sie und erklärte, was bereits erklärt worden war.

»Das Pestizidprojekt«, sagte Thomas, als wäre es ihm gerade wieder eingefallen.

Der Mann hatte ein wenig vollere Wangen als auf dem Foto, und seine Schultern waren schmal wie bei vielen Engländern. Aber er sah unbestreitbar gut aus, und seine Gesten – er wischte sich eine Haarsträhne aus der Stirn

und schob dann eine Hand locker zur Hälfte in die Tasche – verrieten, daß er wahrscheinlich auch charmant war. Aber dann bemerkte Thomas die Verwirrung auf Peters Gesicht, als hätte der Mann ein seltsames, sogar beunruhigendes Geräusch wahrgenommen. Vermutlich versuchte er, sich zu erinnern, wo er die Stimme schon einmal gehört hatte, dachte

Thomas. Wie lange würde es dauern, bis es ihm wieder einfiele? Ganz so, als ahnte er bereits etwas, legte Peter den Arm um Linda und umschloß mit der Hand ihre nackte Schulter.

Die Flutwelle schwappte abrupt zurück und ließ Thomas wie einen gestrandeten Seehund am Ufer liegen.

»Und was machen Sie in

Nairobi?« fragte Peter.

»Meine Frau ist bei der UNICEF«, antwortete Thomas. Und fügte im stillen verzweifelt hinzu: Und sie ist schwanger.

Er wollte Linda ansehen, fürchtete sich aber, es zu tun. Es wurde zu einer Art pubertärer Unsicherheit.

»Es gibt Champagner und Speisen«, sagte er, das Ehepaar freigebend. Er

deutete auf die Tür, obwohl er innerlich in sich zusammensackte.

Ein wenig zögernd wandte sie sich ab und ging mit Peter, ihrem Engländer, davon. Thomas folgte ihnen, weil er Linda nicht aus den Augen verlieren wollte. Peter schien einige Leute zu kennen. Thomas beobachtete Linda, die ein Glas Champagner von einem Tablett nahm (mit

einer Hand den Schal festhielt) und schnell davon trank, als müsse sie ihren Durst stillen, und er betrachtete Peter bei seinen Unterhaltungen und haßte den Mann wegen seines Charmes, wegen der Art, wie er den Kopf neigte und das Gesicht leicht abwandte, während er zuhörte. Thomas folgte ihnen in kaum schicklichem Abstand, kam so

nahe, wie er es wagte, war aber doch viel zu weit entfernt von ihr. Ihre Haltung war wundervoll, und der Rückenausschnitt war so tief, wie er ihn in Erinnerung hatte (komplizierter BH, fiel ihm wieder ein), und er dachte: ›Sie weiß es nicht. Sie weiß es nicht.‹

Roland, der sich wie ein Python durch die Menge schlängelte (nein, das war

unfair, so schlimm war Roland nicht), kam auf ihn zu. Er sah sich nach einer Fluchtmöglichkeit um, entdeckte keine, und wußte, daß er zu Reginas Boß freundlich sein sollte, so abscheulich er den Burschen auch fand.

»Wer ist Ihre Freundin?« fragte Roland zu Thomas' Verblüffung.
»Welche Freundin?« fragte

Thomas zurück und gab sich ahnungslos.

»Die Frau, mit der Sie auf der Treppe gesprochen haben? Der Sie nachsteigen und die Sie mit den Augen verschlingen?«

Thomas erwiderte nichts.

»Hübsch«, sagte Roland mit Blick auf Linda. Sie stand seitlich zu Thomas, gab alle Verstellung auf, sah zu ihm herüber und lächelte ihn an.

Wie man einen Freund anlächelt. Was unter normalen Umständen ganz harmlos gewesen wäre, jetzt aber alles bedeutete.

Roland, der alte Schwerenöter, nickte. »Also«, sagte er, gierig nach einer Geschichte.

»Ich bin bloß mit ihr in die Schule gegangen«, sagte Thomas. »Wir haben uns vor ein paar Tagen bloß zufällig

getroffen.« (Die Wiederholung des Wortes ›bloß‹ verriet ihn, dachte er.)

»Na schön«, sagte Roland und machte deutlich, daß er kein Wort glaubte. »Das sagen Sie.«

»Ist Jane hier?« fragte Thomas gereizt, der dummerweise auch sticheln wollte. Der schlaue Roland lächelte, obwohl er dabei die Augen zusammenkniff.

»Elaine?« fragte Thomas.

»Natürlich«, antwortete Roland gelassen. »Wo ist übrigens Regina?«

Thomas sah seine Ehefrau, eine Frau mit hohen Absätzen, die durch den Raum auf ihn zukam. »Da ist sie«, sagte Thomas.

»Also kein Kennedy?« fragte Roland.

»Ich fürchte nicht.«

»Das haben doch

hoffentlich nicht Sie verbockt?«

»Erstaunlicherweise nicht«, sagte Thomas und nahm sich ein weiteres Glas Champagner.

»Ah, die schöne Regina«, sagte Roland. Was ein einfaches Kompliment hätte sein sollen, klang aus seinem Mund anzüglich.

Regina küßte Roland knapp neben den Mund, wie Leute

es tun, die ein bißchen mehr als nur Bekannte sind. Sie sah Thomas strahlend an – das gemeinsame Geheimnis war, wie es schien, noch gehütet worden.

»Die Sache mit Kennedy ist eine Schande«, sagte Regina anteilnehmend zu Thomas. Ihre Röte hatte sich auf die Vertiefung zwischen ihren Brüsten verschoben, und es war schwierig, nicht darauf zu

starren. Thomas sah, daß Roland es tat.

»Hast du etwas zu essen bekommen?« fragte Regina fürsorglich, was sonst nicht ihre Art war. Jetzt konnte sie es sich leisten.

»Mir geht's gut«, sagte Thomas. Welch ungeheuerliche Lüge. Er war außer sich. Aus dem Augenwinkel konnte er sehen, daß aufgrund irgendeines

physikalischen Gesetzes, das er nicht kannte, das Gedränge zwischen ihm und Linda weniger wurde und sie und Peter unweigerlich in seine Richtung geschoben wurden. Linda trank jetzt Scotch (wie der Marine es zu einem früheren Zeitpunkt getan hatte). Pur, ohne Eis. Ein halbes Dutzend Gründe, warum Lindas Zusammentreffen mit Regina

Unheil bringen würde,
schwirrte ihm durch den Kopf.

»Laßt uns Elaine suchen«,
schlug Thomas vor, woraufhin
Regina und Roland ihn
verständnislos ansahen, was
angesichts des Vorschlags
durchaus gerechtfertigt war.
Aber es war schon zu spät.
Von Peter getrennt, stand
Linda neben ihnen.

»Hallo«, sagte Regina
überrascht. »Sie sind Linda,

richtig?«

»Ja. Hallo.« Lindas bloße Arme waren kaum einen Zentimeter von Thomas' Ellbogen entfernt.

»Linda, darf ich dir Roland Bowles vorstellen? Er ist Reginas Chef bei der UNICEF.«

Linda streckte die Hand aus. »Guten Abend.«

Thomas sah, daß es tatsächlich Scotch war. Der

sich verheerend auswirken konnte.

»Thomas und Linda sind zusammen zur High-School gegangen«, sagte Regina.

»Ach, wirklich«, sagte Roland und taxierte Linda von oben bis unten, ohne sich auch nur zu bemühen, das zu verbergen. Mein Gott, der Mann war unerträglich.

»Tatsächlich«, sagte Regina.
»Thomas und Linda hatten

einen Autounfall zusammen.
Stimmt's, Thomas?«

Bei der Erwähnung des Autounfalls blieb Thomas einen Moment lang das Herz stehen. Er war überzeugt, daß es Linda genauso gegangen war.

»Daher hat er die Narbe«, fügte Regina laut schreiend hinzu, um verstanden zu werden.

»Ich habe mich schon

gefragt, woher sie stammt»,
sagte Roland.

»Es muß schrecklich gewesen sein«, sagte Regina, zuerst Thomas und dann Linda musternd, und ihre Blicke schossen zwischen den beiden hin und her. Doch als ihr das freudige Ereignis wieder einfiel, schwand ihr leicht finsterer Blick. Ihr Gesicht leuchtete bei der Erinnerung auf – so sehr, daß

Thomas überzeugt war, sie würde gleich damit herausplatzen.

»Ich erinnere mich kaum noch daran«, sagte Linda. Das Glas mit dem Scotch war fast leer.

Ganz so, als wäre im Raum ein kritischer Zustand erreicht worden, der die Temperatur um sechs oder sieben Grad anhob, fühlte sich Thomas plötzlich elend und begann,

unter seinem weißen Hemd und grauen Anzug zu schwitzen. Auch Linda standen Schweißperlen auf der Oberlippe, ein zartes Bärtchen, das er gern abgeleckt hätte. Und mit dem vermeintlichen Anstieg der Raumtemperatur stieg auch seine emotionale Temperatur, die alle Empfindungen verstärkte, so daß er beim Anblick von Regina ein so

heftiges Gefühl der Enge verspürte, daß er glaubte, keine Luft mehr zu bekommen. Und er fragte sich, was er sich noch nie gefragt hatte: Ob er Regina nicht eigentlich haßte, und den blasierten Roland gleich mit. Roland, der Urteile fällte und jetzt etwas über Kingsley Amis sagte. Ob Thomas ihn kenne, er sei nämlich ein Nachbar eines Cousins und so

fort. Und Thomas fragte sich, ob er den jungenhaft hübschen Peter nicht auch haßte, weil er mit der Frau schlief, die er liebte, der Frau, mit der er zusammensein sollte. Und die Luft war von dem plötzlichen Temperaturanstieg so schlecht geworden, daß er fast das Gefühl hatte, Linda ebenfalls zu hassen, weil sie zu spät wieder in sein Leben getreten

war und alte Emotionen aufwühlte, die man besser hätte ruhen lassen sollen.

Er wandte sich von der Gruppe ab und bahnte sich einen Weg, vorbei an Frauen mit rückenfreien Kleidern und Männern mit dicken Nacken, nahm beiläufig wahr, daß sein Name gerufen wurde, aber er ignorierte es und ging an einer Inderin, die in einen seidenen Sari gehüllt war, und

an einem Franzosen vorbei (es konnte sich nur um einen Franzosen handeln bei dem Mund) und hörte im Gehen – oder bildete er es sich nur ein? – eine im Streit laut erhobene Stimme, ein wütendes Fauchen irgendwo tief in der Menge. Es war das Wetter, wie er wußte, die bedrückende Dürre und der Sand, der die Haut wundscheuerte, die Kiefer

anspannte und Ausbrüche provozierte, die ansonsten nicht denkbar gewesen wären. Er erreichte einen Tisch, an den er sich lehnte, weil er nicht wußte, wohin er sonst gehen sollte, und rauchte eine Zigarette, der Gesellschaft den Rücken zugekehrt.

Er hörte seinen Namen und drehte sich um.

»Los, komm mit«, sagte Linda, streckte die Hand aus

und berührte ihn.

Er marschierte los, nicht blindlings, denn er wußte, daß er nach einer leeren Ecke suchte, daß er sich zu der Gesellschaft hinbewegte, ohne jedoch den Ausgang zu finden, und also ging er in einen Korridor, dann in einen Vorraum und durch eine Tür in ein dunkles Büro. Sie folgte ihm, für jeden sichtbar, der es sehen wollte, aber er war so

glücklich, daß sie bei ihm war,
daß er glaubte, das Herz
würde ihm zerspringen.

Sie glitt in den Raum und schloß die Tür hinter sich ab.

Er wußte, daß sie betrunken war, aber er konnte nicht anders. Es wäre vielleicht das letzte Mal – es war das letzte Mal –, daß sie zusammensein konnten. Der Augenblick war auf doppelte Weise gestohlen, als bediente

man sich eines fremden Kontos, das obendrein überzogen war. Und weit entfernt, dies für unehrenhaft zu halten, empfand er es als Gnade, daß sie davon keine Ahnung hatte. Sein eigener Kummer reichte für sie beide.

In der Dunkelheit fand er ihren Mund und ihr Haar, küßte ihre Lippen, löste ihr Haar, vergrub seine Hände darin. Er konnte ihr Gesicht

kaum erkennen, weil nur
wenig Licht von einer
Straßenlampe vor dem
Fenster kam. Er spürte, wie
sie bebte, sie war
leidenschaftlicher, als er sie in
Erinnerung hatte – erfahrener
–, und sie war genauso
begierig wie er, ihre Kleider
abzuwerfen. Sie zerrten an
Stoff, traten darauf und hatten
keine Zeit für Knöpfe. Sie zog
die Schuhe aus und war

plötzlich kleiner, fühlte sich geschmeidiger an, und eine Weile lehnten sie gegen eine Wand, dann über einen Ledersessel. Sie glitten oder knieten sich auf den Teppich zwischen dem Sessel und einem Tisch, und eine Tischecke stieß ihn in die Nieren, und er dachte, irgendein Zorn mußte sie anfeuern, denn sie war nicht wie sonst, war

hemmungsloser, von einer Hemmungslosigkeit, die aus Zorn entstehen kann, und tatsächlich war es ihm genauso ergangen, als er sich von der Gruppe abgewandt hatte. Nicht mehr als eine Sekunde hielt er inne, um sich zu fragen, was Regina, Peter und Roland wohl dachten. Sie waren nicht wichtig. Jetzt nicht. Dies hier war alles, was zählte, wenn es für den Rest

seines Lebens reichen sollte. Und verdammt, es müßte für den Rest seines Lebens reichen. Und sie sagte, oder er sagte: ›Ich liebe dich‹, wie Liebende es tun, obwohl er wußte, daß die Worte abgenutzt waren – (hatte er sie zu Regina nicht gesagt? oder sie zu Peter?) – und nicht erklärten, was ihr Zusammensein ausmachte, für das er nur ein Wort kannte,

ein Wort, das so banal wie bedeutungsvoll war und sich endlos in seinem Kopf wiederholte: ›Das‹, dachte er, ›das.‹

Und dann wieder: ›Das.‹

Sie lagen im schmutzigen Dunkel des Büros. Er spürte zusammengeknüllte Kleider an seinem Kopf, und der Absatz eines Schuhs stach in seinen Schenkel. Ihre nackten

Hüften waren zwischen einem Tischbein und einem Stuhl eingeklemmt. Vielleicht schafften sie es nicht mehr, sich zu befreien, und müßten warten, bis sie gefunden wurden. Sie suchte nach seiner Hand und verschränkte ihre Finger mit den seinen, und diese Geste, das langsame Verschränken der Finger und die Art, wie sie ihre beiden Hände auf den Boden sinken

ließ, sagte ihm, daß sie Bescheid wußte. Daß sie wußte, daß es das letzte Mal war. Nichts, was die Geste ausdrückte, mußte ausgesprochen werden. Oder vielleicht war er nur zu erschöpft, um Worte zu finden.

Sie stand auf und suchte nach ihrem Kleid. Er beobachtete, wie sie ihren komplizierten BH anlegte,

den Reißverschluß des arg
zerknitterten Leinenkleids
schloß, die Schuhe überstreifte
– es war die Umkehrung der
Liebe, die Umkehrung der
Erwartung. Und für einen
Moment, den er sein Leben
lang nicht vergessen würde,
kniete sie sich nieder, beugte
sich über sein Gesicht, und
während ihr Haar sie wie
Vorhänge einhüllte und ihnen
höchste Intimität gewährte,

sprach sie, in seinen Mund
flüsternd, aus, welch
unverzeihliche Tat sie soeben
begangen hatte.

Es hätte eine Beichte sein
können.

Roland hatte den Arm um
Regina gelegt. In einer Ecke
redete ein verwirrter Peter auf
Linda ein, die sich abgewandt
hatte. Gäste gingen, beiläufig,
normal, ohne von der

Katastrophe etwas
mitzubekommen – oder falls
doch, hatten sie nur einen
Seitenblick, ein Gaffen dafür
übrig. Diese Geschichte wäre
unterhaltsam und würde in
das Pantheon der Geschichten
verbotener Lieben in Kenia
eingehen, eine Fußnote zu den
Zeiten des Happy Valley.
Oder nicht einmal das.
Vielleicht hätte man sie schon
vor dem letzten Drink des

Abends vergessen, weil die Hauptpersonen nicht prominent genug waren, um so viel Aufmerksamkeit zu rechtfertigen.

Er hatte das große Drama verpaßt.

Am Ende – seltsamerweise, aber vielleicht erwartungsgemäß – spürte er es in seiner Seele. Er, der gedacht hatte, er habe keine; eine Vorstellung, die er nicht

einmal benennen konnte. Es war ganz einfach: Er konnte nicht zulassen, daß Regina das Kind verlor.

Auf der Straße begann Regina zu schreien, und im Wagen warf sie sich von einer Seite zur anderen, prallte gegen die Tür und wollte wissen, ob er mit Linda geschlafen habe. Und wie oft? Sowohl auf seine Antworten wie auf sein Schweigen

reagierte sie mit Schreien. Sie wollte Daten und Details wissen, entsetzliche Einzelheiten, die er ihr nicht sagen konnte. Zu Hause warf sie sich gegen eine Wand. Er versuchte, sie zu beruhigen, sie zu berühren, aber sie war außer sich und hatte trotz ihrer Schwangerschaft ziemlich viel getrunken. Sie übergab sich im Badezimmer und wollte einerseits, daß er

half, andererseits wünschte sie, er wäre tot. Und die ganze Zeit dachte er: Ich kann nicht zulassen, daß sie das Baby verliert.

Er schüttelte seine Frau, um ihre Hysterie zu beenden. Wie einem Kind sagte er ihr, daß sie ins Bett gehen mußte. Sie wimmerte und flehte ihn an, sie festzuhalten, was er tat, und er nickte ein paar Sekunden ein, nur um von

neuem Geschrei aufgeweckt zu werden. Von Zorn, Anklagen und Drohungen. Sie würde sich umbringen, sagte sie, und er hätte zwei Leben auf dem Gewissen.

Stundenlang ging das so weiter, scheinbar bis über alle – ihre oder seine – Grenzen des Erträglichen hinaus, und die Maßlosigkeit ihres Zorns überraschte ihn. Bis sie schließlich einschlief und für

einige Zeit – für ein paar
selige Stunden – Ruhe
herrschte.

Am Morgen zog sich Thomas
an, denn er glaubte, daß er
persönlich hingehen sollte,
daß dies nicht schriftlich
abgehandelt werden durfte.
Seine einzige theatralische
Geste bestand darin, die
Briefe unter seinen
Manuskripten hervorzuholen

und sie einzustecken.

Es war die traurigste Fahrt seines Lebens. Sie saß an einem Tisch vor einem Café, als er ankam. Vielleicht hatte sie Stunden dort gesessen. Einfach gewartet und geraucht. Vor sich eine unberührte Tasse Tee. Ihre Haut war fleckig, ihr Haar ungekämmt, ihr Gesicht ungewaschen. Zweifellos hatte sie ebenfalls häusliche

Szenen hinter sich.

»Warum?« fragte er.

Sie konnte ihm nicht antworten.

»Es muß aufhören«, sagte er. »Ich habe keine Wahl.«

Es war nicht nötig zu erwähnen, daß Regina schwanger war, denn das war ihr in seiner Abwesenheit am Abend zuvor eröffnet worden. Es war nicht nötig zu erwähnen, daß Linda verraten

hatte, daß sie ihn liebte, denn auch das war Regina am Abend zuvor gesagt worden. In seiner Abwesenheit. Und es war oft genug von Reginas schriller Stimme wiederholt worden, als sie durch den Raum tobte.

»Ich werde immer ...«, begann Thomas. Aber er konnte den Satz nicht beenden.

Dann ertönte ein lautes

Donnern – wie der
Gongschlag eines Narren bei
einer Aufführung bei Hof
(jetzt aufgepaßt!), und der
Regen setzte ein, eine
plötzliche Sintflut, die
Tausende, nein
Hunderttausende von
Spannungsknoten löste. Der
Regen war warm, fast heiß,
der Sonnenschirm des Cafés
klappte zu und gab ihnen
keinerlei Schutz mehr. Linda

weinte, ohne sich zu schämen.
Er legte die Briefe auf den
Tisch, schob sie unter ihre
Hand.

Er zwang sich,
wegzugehen, und dachte im
Gehen: Das war das
Schlimmste, was ihm je
widerfahren würde; nichts
würde ihm je wieder so weh
tun.

TEIL DREI



Siebzehn

SIE STEHT IN DER
OKTOBERKÄLTE am Rand
der Mole. Der Mond hoch am
Himmel ist so hell, daß sie ein
Buch lesen könnte. Die Jungen

hinter ihr sind still und
können ihr Glück nicht fassen.
Einer von ihnen sagt »tu's
nicht«, aber sie weiß, er
möchte, daß sie es tut, daß er
nicht anders kann. In einem
Lichtkegel blitzt das Wasser
auf, und sie stellt sich vor, bis
zum Horizont zu schwimmen.
Sie tritt an den Rand, und kurz
darauf springt sie mit einem
perfekten Kopfsprung ins
Wasser.

Der Ozean schließt sich über ihr, das Wasser umgibt sie wie Seide, ein Satz, den sie später dem Jungen sagen wird, der »tu's nicht« gerufen hat. Sie spürt das Salzwasser in ihrer Nase, in ihren Augen. Sie schwimmt weit von der Mole fort, bevor sie wieder auftaucht, und genießt die klare See, obwohl sie weiß, daß auf dem Grund vielleicht Schuhe, Scherben, alte Reifen

und ausgeleierte Unterhosen liegen.

Gleich wird sie wieder auftauchen, und sie wird in der Ferne das Johlen und die bewundernden Rufe der Jungen hören. Aber im Moment gibt es nur die Klarheit und die Dunkelheit, eine perfekte Kombination.

Sie wird für Jahre fortgeschickt. Das Wort

Schlampen wurde durch einen Raum geschleudert und traf sie wie ein Steinschlag. Eine Tante, die zu bald wiederkam und das Mädchen und den Mann ankreischte, der sich hastig verkrümelte wie ein Käfer. Voller Zorn und Selbstgerechtigkeit geht die Tante mit fuchtelnden Armen auf sie los, schreit Hure und dann wieder Schlampe und undankbar und Miststück.

Worte, die nachklingen wie
Glockenschläge.

Der Ort, an den man sie schickt, ist schön und schrecklich zugleich. Ein Haus, das über dem Meer steht. Das Rauschen der Brandung ist beständig und beruhigend, eine Art flüsternd grollende Gleichgültigkeit. Das Haus ist höhlenartig und wird von anderen Mädchen bewohnt,

die man auch »Hure« und
»Schlampe« nennt. Sie
wohnen in kleinen Zimmern
und gehen in die katholische
Mädchenanstalt um die Ecke,
aber das Zentrum ihres
Lebens ist die Wäscherei. Im
Keller des Hauses stehen
hundert Bottiche und
Waschmaschinen, und wenn
die Mädchen nicht
anderweitig beschäftigt sind –
zur Schule gehen, schlafen,

essen oder bei seltenen
Gelegenheiten fernsehen –,
waschen sie die Wäsche.
Mädchen wie sie, mit heißen
Gesichtern und von Wasser
und Lauge geröteten Händen,
waschen die Wäsche der
Reichen und die der
Bedrängten: Leinenlaken und
rechteckige Tischtücher,
Oxford-Hemden und Kleider
mit Gürteln, Strampelhosen
und schmutzige Windeln. Bald

kann Linda von der Wäsche auf die Geschichte der Familien schließen. Die Overalls und Cordsamthemden von Männern und Knaben erzählen von einem Haushalt ohne Mutter. Die bei Geburten befleckten Laken sprechen für sich selbst. Boxershorts mit harten Stellen im Schritt lassen auf heimliche Freuden schließen, und

blutbeschmierte
Frauenunterwäsche sagt ihr
nicht mehr, als sie bereits
weiß. Schickt ein Haushalt
plötzlich keine Strampelhosen
mehr, denkt man an eine
Tragödie, die Schweigen
gebietet.

Die Hände der Mädchen sind
immer rot, die Schädigung ist
zu tief in die Haut
eingedrungen, um mit Salben

behoben zu werden. Jahrelang werden sie rissig bleiben, sagen die Nonnen ständig, und sie an ihr Schicksal erinnern, als hätte man es geplant. Die Hände werden jahrelang ihr Schandmal bleiben.

Gutes Wetter fürs Wäschetrocknen. Der Satz ist wie ein Weckruf. Die feuchte Wäsche, die im Keller nie

richtig trocknet, wird draußen mit Holzklammern an Leinen befestigt, wo sie sich im Wind bläht und nach Sonne riecht, wenn sie später in Weidenkörben nach drinnen getragen wird.

Wenn sie aus der Schule kommt und um die Ecke biegt, sieht Linda die Wäsche an der Leine: Unmengen weißer und bunter Wäschestücke, die im Wind

flattern. Der Anblick ist atemberaubend und erinnert an Felder mit frischen Blumen, an eine Ernte von seltsamem Zauber. Die blutigen Laken sind rein, der Wehenschmerz ist vergessen, die Flecken der Lust sind fortgespült. Hemden füllen sich mit Luft und werden aufgebauscht, als steckten Körper darin. Overalls strecken kräftige Beine aus,

und Nachthemden fächeln anmutig in der Brise. Laken blähen sich auf und knattern, als hätten sie ein eigenes Leben und trotzten sowohl ihren Besitzern wie den Mädchen.

Das Haus heißt Magdalena wie alle Einrichtungen, die ungeratene Mädchen wegen begangener oder vermuteter Sünden aufnehmen. Es scheint

wenig Unterschied zu machen:
Die Eltern haben sie
eingeliefert und bezahlen.
Linda Fallons Rechnungen
werden vom
Versicherungsgeld beglichen,
das anderweitig nicht
verwendet werden darf.

Gelegentlich bezeichnet
eine der Nonnen das Heim als
Internat für junge katholische
Frauen, aber davon lässt sich
niemand hinters Licht führen.

Manchmal läuft eines der Mädchen weg, und wer weiß schon, wohin es gegangen ist? Andere Mädchen bekommen Kinder, und die Babys werden ihnen weggenommen.

Manchmal – wenn auch selten – wird ein Mädchen, das die Wäsche einer Familie gewaschen und ausgeliefert hat, von dieser gebeten, bei ihr zu wohnen.

Linda ist nichts dergleichen

widerfahren.

Sie hat auch gar keine Lust wegzulaufen. Sie sieht keinen Zweck darin. Sie erträgt die Schule, aber ihr gefällt der Anblick der Wäsche an der Leine. Sie hat gelernt, sich auf das Rauschen der Brandung, die vordere Veranda und eine Nonne zu verlassen, die nett ist und sich mit ihr angefreundet hat.

Am Anfang bekommt sie Briefe von ihrer Tante. Schmucklose Schreiben mit Neuigkeiten, bloße Nachrichten, die den Eindruck erwecken sollen, daß eigentlich nichts Ernstes passiert sei. Einen Monat vor Lindas siebzehntem Geburtstag trifft jedoch eine andere Art von Brief in dem Heim für gestrauchelte Mädchen ein. Linda soll nach

Hause kommen. Linda Fallon soll das Heim verlassen. Sie protestiert bei den Nonnen, sagt, daß sie kein Zuhause habe, daß sie dort eine Fremde sein werde, daß sie nur noch knapp ein Jahr brauche, um den Abschluß an der katholischen Mädchenschule zu machen. Die Schwestern sehen sie einfach an.

Du mußt gehen, sagen sie

und sehen in ihren Büchern nach. Das Geld ist alle.

Linda hat nur vage Erinnerungen an ihre Mutter und keine realen an ihren Vater. Ihre Mutter, dessen ist sie sicher, hatte langes brünettes, in Wellen gelegtes Haar. Wenn sie lachte, hielt sie die Hand vor den Mund. Sie trug schmale Wollkleider mit straßbesetzten

Ausschnitten oder einen Pelzmantel und hielt die Hand eines kleinen Kindes fest, wenn sie zusammen die Straße entlanggingen. Sie hatte wundervoll geformte Pumps und winzige Füße.

Auf den Fotos wirkt ihr Vater groß, er hat dünnes rotes Haar und gleicht trotz seiner schiefen Zähne auf eine blutleere Weise einem Filmstar. Leslie Howard etwa.

Auf den Fotos trägt ihr Vater immer einen Filzhut und lächelt.

In den Schlafzimmern im oberen Stockwerk des Heims für gestrauchelte Mädchen weint Linda mit den anderen im Haus lebenden Mädchen. Hysterisch, wie Teenager es angesichts von Katastrophen tun. Sie verspricht zu schreiben und lächelt tapfer

trotz der Tränen, wie sie es von den erbaulichen Filmen her kennt, die sie gelegentlich sehen durften.

Als Linda nach Hause kommt, stellt sie fest, daß der Freund der Tante, der Mann, den sie immer »Onkel« nannten, mit einer anderen Frau durchgebrannt ist und seine Frau mit ihren sechs Kindern und einer Nichte in einem

Heim für ungeratene
Mädchen verlassen hatte.
Nachdem sie im Stich
gelassen worden war, mußten
die Tante und die Cousins und
Cousinen in immer kleinere
Häuser ziehen, waren
gleichsam die Treppe immer
weiter nach unten gefallen, so
daß zu dem Zeitpunkt, als
Linda zu der Familie
zurückkehrt, die Tante mit
ihren Kindern eine Wohnung

im oberen Stockwerk einer Sozialsiedlung bewohnt.

Die Wohnung, in die Linda einzieht, ist ein Labyrinth aus winzigen Räumen, die nach Johnsons's Baby-Öl und Zwiebeln riechen. Sie teilt sich ein Zimmer mit Patty und Erin, zwei ihrer Cousinen, die sie seit drei Jahren nicht mehr gesehen hat und die sie kaum kennen. Linda muß Eileens

Kleider tragen, bestimmt die Tante; es gibt kein Geld für neue. Die Kleider, die einst Eileen gepaßt haben, die nach New York gegangen ist, um ihr Glück zu machen, sind aber ein bißchen zu klein für Linda, da sie größer ist als Eileen. Die Kleider und Röcke sind so kurz, wie die öffentliche Schule es gerade noch erlaubt, und die engen Pullover haben tiefe V-

Ausschnitte. Jahrelang hat Linda eine Schuluniform getragen, so daß ihr die Kleider fremd und seltsam aufregend vorkommen, als wären es Verkleidungen, die sie ausprobiert. Theoretisch kann sie sich in eine andere Person verwandeln.

Noch immer hallen leise Echos der Worte »Hure« und »Schlampe« durch die Räume. Linda legt grellen Lippenstift

auf, den Patty ihr leiht, und lernt, ihr Haar zu toupieren. Auf Lindas Gegenwart und ihre Jugend reagiert die Tante mit finsterer Miene.

Die Cousins und Cousinen lehnen Linda entweder ab oder verhalten sich fürsorglich. Man weiß, daß sie gefehlt hat, obwohl keiner weiß und keiner je erfahren wird, aufgrund welchen Verbrechens sie verbannt

wurde. Es ist ein Geheimnis zwischen der Tante und Linda.

Die Tante hat inzwischen das unvorstellbare Alter von zweiundfünfzig erreicht. Sie hat papierdünne Haut, die von vielen Fältchen durchzogen ist, und Augenbrauen, die leicht grau gesprenkelt sind. Ihr Mund ist verkniffen, ihre Oberlippe von Runzeln umsäumt. Um jünger

auszusehen, hat sie ihr Haar blond gefärbt, was eine seltsame Mischung aus messingfarbenem Gold mit grauen Ansätzen ergeben hat. Doch trotz des Altersunterschieds entgeht Linda nicht, daß sie in gewisser Hinsicht ihrer Tante ähnlich sieht. Tatsächlich ähnelt sie ihrer Tante mehr als einige der Cousins und Cousinen – eine intime

Verbindung, über die keine der beiden besonders glücklich ist.

Die Tante geht jeden Tag zur Messe. Ihr Gebetbuch liegt wie eine Bombe auf der Lehne des Sofas im Wirtschaftsraum – eine Bombe, die jeden Moment mit Gebeten und gräßlichen Prophezeiungen über die Folgen der Sünde explodieren kann.

In der ersten Oktoberwoche beginnt Lindas letztes Jahr an der öffentlichen Schule. Sie zieht einen schwarzen Rock und eine weiße Bluse von Eileen an, weigert sich aber, sich von Patty die Nägel lackieren zu lassen, weil sie sich wegen ihrer Hände schämt.

Die Schule befindet sich am Ende einer langen Halbinsel. Auf den ersten Blick wirkt sie

wie ein Gefängnis. Das niedrige Gebäude aus Backstein und Stahl hat ein Flachdach und ist von einem starken Maschendrahtzaun umgeben, um die Schüler vom Wasser fernzuhalten. Es gibt keine Bäume, nur einen asphaltierten Parkplatz. Es ist die Art von Gebäude, die an Wachtürme denken lässt.

Die High-School scheint wenig mit ihrer Umgebung zu

tun zu haben, ganz so, als würde sie sie absichtlich ignorieren. Der Ozean glitzert an diesem Oktobermorgen, und der Himmel ist von einem ungetrübt strahlenden Blau. In der Ferne kann Linda Boston sehen. Die Schule ist so ungewöhnlich wie die ganze Stadt: ganz so, als wäre eine Arbeitersiedlung in eine Gegend verpflanzt worden, die zur teuersten südlich von

Boston geworden wäre, wenn die Dinge einen anderen Lauf genommen hätten.

Im Innern der High-School sind die Fenster undurchsichtig, vom Meersalz und wegen des Maschendrahts, der zum Schutz vor Möwen dient, die beim Versuch, nach drinnen zu kommen, gegen die Scheiben prallen würden. Sie sind auf die Pausenbrote der

Schüler gierig. Ganz oben auf der Schulordnung steht daher: Niemals Möwen füttern!

Die Cousins und Cousinen waren nicht diskret, und schon vor ihrer Ankunft sind Linda Gerüchte vorausgeeilt. Der stellvertretende Direktor, ein Mann namens Constantine, betrachtet sie voller Argwohn und bemerkt bereits Verstöße: »Zieh diesen Rock nicht mehr an«, sagt er.

Er weist Linda in ihre Schranken. Nur für den Fall, daß sie auf dumme Gedanken kommt.

Linda geht die Gänge entlang und steht vor einer orangefarbenen Tür mit schmalem Glasschlitz. Durch den Schlitz kann sie einen Lehrer und eine Gruppe von Schülern sehen – die Jungen in bunten Sporthemden, die

Mädchen mit gelocktem Haar. Als sie die Tür öffnet, hört der Lehrer zu sprechen auf. Die Gesichter der Schüler nimmt sie nur nebelhaft wahr. Ein langes Schweigen tritt ein, das sich unerträglich in die Länge zu ziehen scheint, obwohl es höchstens zehn oder zwölf Sekunden angehalten haben kann. Der Lehrer, der eine schwarzgeränderte Brille trägt, fragt sie nach ihrem

Namen.

»Linda«, muß sie sagen, obwohl sie gern Gabrielle oder Jacqueline hieße, irgendeinen anderen Namen hätte, bloß nicht Linda.

Der Lehrer macht ein Zeichen mit der Hand, sie solle sich setzen. Auf Eileens hohen Absätzen geht sie zu einem Tisch hinter einem Jungen.

»Wir nehmen gerade Keats

durch«, flüstert er ihr zu.

Linda betrachtet das Profil des Jungen. Ihr fallen die Worte arrogant und aristokratisch dazu ein. Er hat braunes Haar, das ein wenig schmutzig und von gerade noch erlaubter Länge ist, und die Kinnlinie eines Mannes, wenn er sich umdreht. An seinem Hals ist ein Furunkel, den sie zu übersehen versucht. Er muß sehr groß sein, denkt

sie, denn obwohl er auf seinem Stuhl lümmelt, ist er größer als sie auf ihrem Stuhl.

Halb umgewandt beugt er sich zu ihr nach hinten, als wolle er sie in seine Sphäre einbeziehen, und von Zeit zu Zeit flüstert er ihr kurze Informationen zu. »Keats starb mit fünfundzwanzig«; »Mr. K. ist ein netter Typ«; »du mußt dir einen Dichter für deine Hausarbeit

aussuchen.«

Aber Linda weiß alles über Keats und die romantischen Dichter. Außer dem Umgang mit Waschmaschinen hat sie bei den Nonnen eine solide Ausbildung bekommen.

Bevor er sich hinter seinem Tisch herauswindet, stellt sich der Junge als Thomas vor. Er hat Bücher unter den Arm geklemmt, und ein Duft, der

an warmen Toast erinnert, geht von ihm aus. Er hat dunkelblaue Augen und wie die meisten Jungen seines Alters leichte Akne. Ihre Schuhe drücken, als sie aus dem Klassenzimmer geht. Sie hat keine Strümpfe an und ist sich unangenehm ihrer nackten Beine bewußt.

Nach der Schule geht Linda zum Allerton Hill und setzt

sich auf einen Felsen, von dem aus man aufs Meer hinaussehen kann. Es ist eine vertraute Handlung und erinnert sie an das Heim für mißratene Mädchen, nach dem sie ein unbestimmtes Heimweh hat. Sie sucht sich einen Platz zum Hinsetzen, der nicht zu einem Grundstück gehört, sondern freie Natur ist. Von dort aus kann sie den größten Teil der

Stadt überblicken: den Hügel selbst, der in konzentrischen Kreisen ansteigt, ein Haus prächtiger als das andere, obwohl die meisten im Winter unbewohnt sind und die Grundstücke verwildert wirken. Das Dorf, das vom Rest der Stadt etwas entfernt liegt, besteht aus einer Ansammlung malerischer Häuser und historischer Landmarken: dem Strand, wo

in den dreißiger und vierziger Jahren gebaute Häuser von Hurrikans immer wieder überflutet wurden; Bayside, einer Siedlung aus Bungalows und Sommerhäusern, fein säuberlich von Straßen durchzogen, die von A bis Y reichen (was ist mit Z?), ihrer eigenen Siedlung aus dreistöckigen Reihenhäusern mit wackligen Feuerleitern und atemberaubendem

Ausblick, und entlang Nantasket Beach dem Vergnügungspark mit dem schäbigen Spielsalon. Den Mittelpunkt des Vergnügungsparks bildet die Berg- und Talbahn.

Als Linda nach Haus kommt, geht sie in den Wirtschaftsraum, um mit ihrer Tante über ihre Kleider zu reden. Ihre Tante ist aber

nicht da. Linda sieht das Gebetbuch auf der Sofalehne und nimmt es in die Hand. Es ist ein kleines, in Leder gebundenes Buch mit Goldschnitt und gelben, schwarzen, roten und grünen Bändern, die als Lesezeichen dienen. Auf dem Einband stehen die Worte TÄGLICHES MESSBUCH DER HL. ANNA; in der rechten unteren Ecke ist ein

Name: Nora F. Sullivan. In dem Buch stecken viele Kärtchen mit schaurigen Darstellungen des Freudenreichen, des Schmerzensreichen und des Glorreichen Rosenkranzes. Beim Blick auf die Vignetten fällt ihr der Name Thomas ins Auge. Sie betrachtet das Bild in dem Kreis: Es zeigt deutlich den reumütigen und entsetzlich krank aussehenden

Thomas, der mit Dornen
gekrönt ist. Unter dem Bild
steht geschrieben: Mit Dornen
gekrönt: Zur moralischen
Erbauung.

Sie schlägt die Seite auf, die
mit dem roten Band markiert
ist, und liest das dort stehende
Gebet: »O Gott, der durch die
Erniedrigung seines Sohns die
gefallene Welt gerettet hat;
gewähre deinem gläubigen
Volk immerwährende Freude;

daß jene, die du vor den
Gefahren des ewigen Todes
errettet hast, in die ewige
Freude eingehen mögen.
Durch ihn etc. Amen.«

Mit einem Knall, der durch
die ganze Wohnung hallt,
klappt Linda das Gebetbuch
zu, als wolle sie kein Wort
nach draußen dringen lassen.

Die Tante arbeitet als Näherin
in einem Kaufhaus in Quincy.

Die Cousins und Cousinen schlagen sich mehr oder weniger selbst durch. Feste Essenszeiten sind in dem dreistöckigen Haus unbekannt, daher gibt es auch keinen Eßtisch, nur einen Tisch mit Wachstuch in der Küche. Jede Woche wird eines der Kinder damit beauftragt, das Essen zuzubereiten, aber da Jack und Sean zu klein sind und Tommy unzuverlässig ist,

fällt die Aufgabe gewöhnlich Linda, Patty und Erin zu.

Aufgrund allgemeiner Übereinstimmung essen alle, wenn sie hungrig sind, vor dem Fernseher im Wirtschaftsraum.

Es herrscht ständig Lärm in der Wohnung. Jack und Sean krabbeln am Boden herum. Michael lässt seine Stereoanlage zu laut laufen. Patty und Erin fauchen sich an

wie Katzen.

Das Zimmer, das sich Linda mit Patty und Erin teilt, ist mit einer karierten Tapete tapeziert und hat zwei Doppelbetten. Dazwischen wurde eine Matratze gelegt, um für Linda ein Bett zu schaffen. Am Morgen ist es fast unmöglich, die Laken und Decken ordentlich einzuschlagen, was Linda unter normalen Umständen

gut kann (die Nonnen bestanden darauf). Wenn Patty und Erin aufstehen, treten sie manchmal unabsichtlich auf Linda. Um lesen zu können, muß sich Linda gegen den Nachttisch lehnen.

Ein Bestandteil des Raums, der Linda gefällt, ist ein kleines Fenster unter einem Giebel. Wenn sie auf Pattys Bett sitzt, kann sie den Hafen

sehen und dahinter den Strand und das offene Wasser des Ozeans. Sie kann auch die Berg- und Talbahn sehen.

In diesem Raum liest Linda Keats und Wordsworth, studiert höhere Algebra, lernt französische Vokabeln auswendig, listet die Gründe für die Große Wirtschaftskrise auf und sieht sich heimlich Eileens High-School-Jahrbuch an, in dem das Bild eines

Jungen ist, der im Jahr zuvor die vorletzte Klasse besuchte: »Thomas Janes, Nantasket 2,3; Schulmannschaft Hockey 2,3; Schulmannschaft Tennis 2,3.«

Am Sonntagnachmittag geht Linda zur Beichte. Sie trägt einen marineblauen Rock, einen roten Pullover, einen Armeemantel und eine Mantilla auf dem Kopf. Sie sagt dem Priester, daß sie

unreine Gedanken gehabt habe. Die unreinen Gedanken, erklärt sie, hätten größtenteils mit ihrer Tante zu tun, die abweisend sei und zu heftigen Kopfschmerzen neige. Nie erwähnt sie den Freund der Tante, den Mann, den sie alle »Onkel« nannten.

Am Abend verkündet Linda, daß sie eine neue Freundin besuchen wolle, die sie in der

Schule kennengelernt habe (eine Lüge, die sie am folgenden Sonntag beichten muß). Es gibt ein bißchen Aufstand unter den Cousinen, weil Linda die Regeln nicht erklärt wurden und sie keinen Ausgang hat, aber daran hält sich ohnehin niemand. Sie verläßt das Haus in demselben blauen Rock, dem Pullover und Armeemantel, die sie zur Beichte getragen

hat. Außerdem hat sie ein seideses Kopftuch umgebunden, das Patty ihr geliehen hat, weil der Wind vom Wasser her so stark bläst, daß die Flaggen starr seitwärts stehen.

Linda geht den Hügel hinunter, sie kommt an anderen dreistöckigen Häusern mit Aluminiumverkleidungen, flachen Dächern und Reihen

von Balkonen vorbei, auf denen Holzofengrills und Fahrräder stehen. Sie geht den Boulevard entlang und überquert die Nantasket Avenue. Sie behält die Hände in den Taschen und wünscht sich, daß es kalt genug wäre, um Handschuhe zu tragen. Abends reibt Patty Oil of Olaz in die Risse und Schrunden.

Die Lichter des Vergnügenspark glitzern.

Zehntausend Glühbirnen
beleuchten den Park am
Strand während des letzten
Wochenendes der Saison. Fast
alle Lichter bewegen sich – an
der Großen Berg- und
Talbahn, am Riesenrad, am
Karussell, am Caterpillar, am
Lindy Loop und den
Fliegenden Scootern. Aber der
Eingang ist verblüffend
häßlich: nur ein
Maschendrahtzaun und ein

Schild. Flaggen wehen an den Enden langer Masten, und Lindas Kopftuch flattert im Nacken. Sie kauft eine Eintrittskarte und geht hinein.

Sie weiß, daß Michael sie in den Park begleitet hätte, wenn sie ihn darum gebeten hätte. Er scheint von allen Verwandten, sogar noch mehr als Patty, die sich immer wie eine Schwester verhalten hat, am meisten von Lindas

Schicksal berührt zu sein und bemüht sich deshalb, besonders nett zu sein. Um Linda das Gefühl zu geben, willkommen zu sein, hat er ihr sein John-Lennon-Poster geschenkt, sein Jeans-Kopfkissen und sein königsblaues Schwinn-Fahrrad. Am Morgen fragt er sie immer, ob sie eine Mitfahrglegenheit zur Schule habe. Vielleicht ist es zu früh,

um das zu sagen, aber Tommy und Erin sind offensichtlich nicht so großzügig, möglicherweise haben sie das Temperament ihrer Mutter geerbt oder ärgern sich einfach, weil noch ein Mund zu füttern ist.

Jack, der jüngste, ist von seiner neuen Cousine hingerissen. Jeder, der dem Vierjährigen in dieser Familie mit sieben Kindern

Aufmerksamkeit schenkt, ist
seiner Meinung nach ein Gott.

Linda fährt im
Wildwasserkanal, wirft Reifen
und Bälle an den Buden und
kauft mexikanischen
Zuckerkuchen am
Süßigkeitenstand in der
Arkade. Nachdem sie den
Kuchen gegessen hat, geht sie
direkt zur Großen Berg- und
Talbahn und reiht sich in die

kurze Schlange von Leuten ein, die die Kragen hochgeschlagen haben. Sie ist noch nie Berg- und Talbahn gefahren, aber die Logik sagt ihr, daß sie das Abenteuer wahrscheinlich überleben wird.

Das Gefühl der Angst in der steilen Höhe ist zutiefst erregend. Sie weiß, daß es wieder nach unten gehen wird, ob sie will oder nicht.

Sie fährt siebenmal mit der Berg- und Talbahn und bezahlt mit dem Geld, das sie im Heim für mißratene Mädchen gespart hat (fünfunddreißig Cents die Stunde fürs Bügeln; fünfundzwanzig die Stunde fürs Austragen). Die Fahrt dauert nur eine Minute, aber sie findet, daß ihr die Berg- und Talbahn wahrscheinlich die besten sieben Minuten

ihres Lebens beschert hat.

Auf dem Riesenrad, von dem aus sie Cape Cod sehen kann, drückt der Wind die Gondel auf eine Seite, und Leute schreien. Tatsächlich kreischen und schreien Leute im ganzen Park. Was ihrer Meinung nach auch der Sinn der Sache ist.

Auf einer Seite des Parks ist eine Mole aus dicken Planken, die ins Wasser hinausreicht.

Sie wird von einer einzelnen Straßenlaterne beschienen. Ihr ist ein bißchen schlecht von der Zuckerwatte und der anschließend getrunkenen heißen Schokolade, ganz zu schweigen von dem Kuchen und der Achterbahn, daher zieht es sie auf die Mole, um frische Luft zu schnappen. Sie geht über die feuchten Planken und lauscht dem Rufen und Kreischen der

Leute auf den Karussells, das jetzt durch das Rauschen der sanften Brandung gedämpft ist. Sie ist fast am Ende der Mole, als sie eine Gruppe von Jungen in Pullovern und Parkas bemerkt, die rauchen. Sie halten die Zigaretten, die sie zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt haben, nach unten und nehmen tiefe Züge wie Jimmy Dean. Wenn sie ihren Worten Nachdruck

verleihen wollen, rempeln sie sich an den Schultern an, und gelegentlich erhebt sich ein leises Kichern wie feiner Rauch über ihren Köpfen. Sie ist zu nahe gekommen, um unerkannt zu bleiben, und befindet sich jetzt in der unangenehmen Situation, entweder weiterzugehen oder kehrtzumachen und sich zurückzuziehen. Aber das will sie nicht, weil sie sich nicht

den Anschein geben möchte, vor den Jungen Angst zu haben, und weil ihr die Vorstellung widerstrebt, sich wie ein Hund mit eingezogenem Schwanz davonzumachen.

Sie geht zum nördlichen Rand der Mole und sieht nach unten. Es herrscht Flut und das Wasser schwappt bis hoch an die Pfähle herauf. Die Jungen haben sie bemerkt und

sind jetzt stiller, obwohl sie sich immer noch gegenseitig anrempeln. Sie beobachtet, wie ein Junge seine Zigarette in die Brandung wirft und die Hände in die Taschen steckt. Seine Haltung ist nicht mißzuverstehen. Sie beschließt zu bleiben, wo sie ist, noch mindestens eine Minute lang, um sich dann, nachdem sie sich nicht hat vertreiben lassen, ganz

beiläufig davonzutrollen, genauso wie sie es getan hätte, wenn sie nicht dort gewesen wären.

Aber der Junge mit den Händen in der Jackentasche löst sich von den anderen und kommt auf sie zu.

»Hallo«, sagt er.

»Hi«, antwortet sie.

»Du bist Linda.«

»Ja.«

Er nickt, als müßte er über

diese wichtige Tatsache nachdenken. Hinter ihnen befindet sich ihr Publikum.

»Bist du Karussell gefahren?« fragt er.

»Ja.«

»Auf der Berg- und Talbahn?«

»Ja.«

»Wie oft?«

»Siebenmal.«

»Wirklich?« Er scheint aufrichtig erstaunt zu sein. Sie

stellt sich hochgezogene Augenbrauen vor, obwohl sie nebeneinander stehen und sie sein Gesicht nicht sehen kann.

»Möchtest du eine Zigarette?«

»Sicher.«

Er muß sich vom Wind abwenden, um sie anzuzünden. Er nimmt sie aus dem Mund und reicht sie ihr. Sie inhaliert den Rauch und muß ein Husten unterdrücken.

Im Heim für mißratene
Mädchen hat sie oft geraucht.
Der Wind vom Meer blies den
Rauch fast augenblicklich
weg. Es war eine der Sünden,
die die Mädchen leicht
begehen konnten.

»Hast du dir schon einen
Dichter ausgesucht?«

»Wordsworth«, sagt sie.

»Gefällt er dir?«

»Einige seiner Sachen.«

»Hat dir ›The Prelude‹

gefallen?«

»Ich mag ›Tintern Abbey‹.«

Der Junge schnieft. Die Nase läuft ihm in der Kälte. Unter seinem marineblauen Parka trägt er einen dunklen Rollkragenpullover. Der Pullover sieht im Licht der Straßenlaterne schwarz aus, aber er könnte genausogut grün sein. Die Spitze eines weißen Kragens schaut heraus.

»Und wen hast du ausgesucht?« fragt sie.

»Keats.«

Sie nickt und nimmt einen weiteren Zug.

»Der Park schließt in einer halben Stunde«, sagt er.

»Möchtest du noch einmal mit der Berg- und Talbahn fahren?«

Es ist nicht klar, ob das eine Einladung ist oder ob er sie nur an die Zeit erinnern will.

»Nein, ist schon gut«, sagt sie.

»Möchtest du sie kennenlernen?« fragt Thomas und deutet auf die Jungen.

Sie weiß es nicht. Oder, besser gesagt, sie glaubt eigentlich nicht. Sie zuckt mit den Achseln.

Aber die Jungen, die sie kennenlernen wollen, kommen langsam, von Neugier getrieben, näher.

»Das sind ohnehin Trottel«, sagt Thomas nicht ohne eine gewisse Art widerwilliger Zuneigung.

Plötzlich sagt einer mit lauter Stimme: »Es ist viel wärmer als die Luft.«

»Blödsinn«, sagt ein anderer.

»Nein, wirklich, das Wasser ist im Oktober wärmer als im August.«

»Wo hast du denn diesen

Schwachsinn her?«

»Du mußt bloß reinfassen.«

»Du fliegst gleich rein, du

Blödmann.«

Die Jungen fangen an, den Jungen zu rempeln, der gesagt hat, daß das Wasser wärmer sei. Aber er ist klein und drahtig und weicht ihnen, hüpfend und sich wegduckend, geschickt aus, so daß er jetzt in der Mitte der Mole steht und sie am Rand.

»Also, was sagst du jetzt, Blödmann, willst du's ausprobieren?« Die Jungen lachen. »Ich wette fünfundzwanzig, daß du nicht reinspringst.«

Thomas wendet sich Linda zu und schnaubt verächtlich, als wollte er sagen, ich hab dir ja gesagt, daß es Trottel sind.

Linda sieht auf ihre Füße und zur Strandpromenade hinüber. Liebespaare gehen

dort Arm in Arm, und einige steigen zum Strand hinunter. Mäntel werden als Decken dienen. Die Straßenlampe an ihrem Kabel schwingt sachte im Wind und bringt die Schatten ins Schlingern.

»Er hat recht«, sagt Linda ruhig zu Thomas.

Er sieht sie fragend an.

»Das Wasser ist im Oktober wärmer. Ich hätte Lust auf ein Bad in einer Nacht wie

dieser«, sagt sie.

In dem Heim für mißratene Mädchen hat sich Linda manchmal aus ihrem Zimmer geschlichen, wenn die Nonnen schliefen, und ist zu den Felsen hinausgegangen. Es gab einen Felsen, von dem aus man gefahrlos reinspringen konnte. Sie zog ihren Morgenmantel und ihren Schlafanzug aus und sprang in die Brandung. Sie mochte das

Gefühl, nackt und von den Schwestern befreit zu sein.

Neben ihnen geht der Streit weiter. Der Junge, der sicher ist, daß das Wasser warm sei, heißt Eddie Merullo. Er legt sich auf den Bauch, krempelt einen Ärmel hoch und will den Arm ins Wasser tauchen, um es zu prüfen. Er reicht nicht bis hinunter. Es ist natürlich zu viel Mühe, die Mole zu verlassen, Schuhe

und Socken auszuziehen, die Hosenbeine hochzukrempeln und es am Ufer zu überprüfen, wie es jeder vernünftige Mensch tun würde.

»Hey, Eddie, ich laß dich runter, wenn du's testen willst«, sagt ein Junge namens Donny T. und lacht hysterisch. Er meint, er lasse ihn runter, um ihn dann reinplumpsen zu lassen.

»Scher dich bloß zum

Teufel«, sagt Eddie und rappelt sich hoch.

»Mein Angebot steht, fünfundzwanzig«, sagt Donny T.

Linda hört dem Streit zu. Sie geht von Thomas weg und marschiert zum äußersten Ende der Mole. Mit dem Rücken zu den Jungen nimmt sie das Kopftuch ab und zieht Mantel, Pullover und Rock aus. Im Slip taucht sie ins

Wasser.

Als Linda hochkommt, um nach Luft zu schnappen, sieht sie Thomas, der auf der Mole kniet. Er hält einen Mantel in den Händen. Hinter Thomas, inmitten der anderen Jungen, steht Eddie und hat die Arme um die Brust geschlungen. Das Mädchen ist an seiner Stelle hineingesprungen. Sie stemmt sich auf die

Mole hinauf, macht in der Luft eine schnelle Drehung und kommt mit dem Rücken zu Thomas zum Sitzen. Sie duckt sich zusammen in der Kälte. Thomas hüllt sie in den Wollmantel.

»Donny, gib mir dein Hemd«, befiehlt er.

Donny T. gehorcht, ohne einen Mucks von sich zu geben. Kurz darauf spürt Linda, wie ihr mit einem

Baumwollhemd über die Schulter gerubbelt wird.

Sie benutzt das Hemd, um sich Gesicht und Haare abzutrocknen. Sie zieht ihren Pullover und ihren Rock an, so gut sie das mit dem Rücken zu den Jungen kann. Sie legt die Hand auf Thomas' Schulter, um das Gleichgewicht zu halten, während sie sich die Schuhe anzieht. Thomas hält ihr den Armeemantel auf, und

sie schlüpft hinein. Die Jungen sind absolut still.

»Das Wasser ist wärmer als die Luft«, sagt Thomas zu ihnen, als Linda und er die Mole verlassen.

Linda und Thomas müssen schnell gehen, weil sie fröstelt.

»Ich habe ein Auto«, sagt er. »Ich fahr dich heim.«

»Nein«, sagt sie. »Ich wohne gleich gegenüber.«

Sie befürchtet, einen nassen Fleck auf dem Sitz von Thomas' Wagen zu hinterlassen, was sie nicht will. Noch wichtiger ist, daß sie nicht will, daß die Cousins Fragen stellen.

Er begleitet sie über die Nantasket Avenue und den Boulevard entlang. Ihr Pullover kratzt an den Armen, und im Gehen tropft

Seewasser aus ihrem Slip über ihre Waden und rinnt in ihre Socken.

»Warum hast du das getan?« fragt Thomas.

Sie kann das Klappern ihrer Zähne nicht kontrollieren.

Thomas legt fest den Arm um sie, damit sie zu zittern aufhört. Ein Beobachter hätte vielleicht angenommen, dem Mädchen sei schlecht, es habe zuviel getrunken, und der

Junge bringe es nach Hause.

Warum hat sie es getan?

Das ist eine berechtigte Frage.

Der Theatralik wegen? Um etwas zu beweisen? Um die Gewöhnlichkeit ihres Namens zu überwinden? Um sich zu reinigen?

»Ich weiß nicht«, antwortet sie wahrheitsgemäß.

Ihr Haar ist am Kopf angeklatscht, die ganze Mühe mit den Lockenwicklern war

umsonst. Sie sieht furchtbar aus, die Nase läuft vom Meerwasser.

Ihr Haar ist ihr ganzer Stolz, war es immer gewesen. Normalerweise ist es dicht und lang, seine Farbe spielt in einen warmen Holzton. Im Heim für mißratene Mädchen ließ sie es manchmal bis zur Taille wachsen, obwohl die Schwestern sie immer zwangen, es zu Zöpfen

geflochten zu tragen.

»Ich fand es toll«, sagt er und reibt ihre Arme, um die Durchblutung in Gang zu halten. Dann lacht er und schüttelt den Kopf. »Mein Gott«, sagt er, »sie werden wochenlang darüber reden.«

Thomas verläßt Linda am Ende der Straße.

»Mir geht's jetzt gut«, sagt sie und macht sich von ihm

los.

»Kann ich dich morgen anrufen?« fragt er.

Sie denkt einen Moment nach. Noch nie hat sie jemand in der Wohnung angerufen.

»Es wäre besser, wenn ich dich treffen könnte«, sagt sie.

»Hier?« fragt er. »Mittags?«

»Ich versuch's.«

Sie rennt die Straße hinunter, obwohl ihre Glieder zittern und steif sind, und sie

weiß, daß sie unvorteilhaft aussieht. Als sie um die Ecke biegt, kann sie nicht widerstehen, einen Blick zurück zu werfen. Er steht am selben Fleck, an dem sie ihn verlassen hat. Er hebt die Hand und winkt.

Ihre Tante steht im Gang, als sie die Wohnung betritt. Sie trägt Lockenwickler und darüber ein Haarnetz: kleine

goldene Kringel auf silbernen Stengeln hinter Maschendraht. Normalerweise ist ihr Haarkraus, und manchmal sieht Linda ihre Kopfhaut. Die Tante hat einen ausgeprägten Haarwirbel, den sie mit Ponys zu verbergen sucht.

Die Tante trägt einen rosafarbenen Seersucker-Bademantel und einen Schlafanzug mit aufgedruckten Teekannen.

Ihre einst rosafarbenen
Slipper haben braune Flecken.
Die Augenbrauen der Tante
sind nicht gezupft, aber sie hat
Spuren eines braunroten
Lippenstifts auf dem Mund,
als sei sie nicht sicher, ob sie
eitel ist oder nicht.

Sie stehen auf zwei
verschiedenen Seiten eines
Abgrunds, jede möchte etwas
von der anderen.

»Wo bist du gewesen?«

fragt die Tante.

»Ich bin ins Wasser gefallen«, sagt Linda und geht an ihr vorbei.

Thomas holt Linda am nächsten Tag in einem weißen Buick Skylark-Cabrio ab, dessen Ledersitze die gleiche Farbe wie der Lippenstift ihrer Tante haben. Es ist Sonntag, und Linda war pflichtgetreu mit den Cousins

und Cousinen in der Kirche. Trotz des Feiertags trägt Linda Latzhosen. Thomas hat das gleiche Jackett an wie am Abend zuvor, aber gute Hosen, wie sie ein Junge in der Schule tragen würde.

»Ich hab kein Kopftuch dabei«, sagt sie. »Ich wußte nicht, daß du ein Cabrio fährst.«

»Möchtest du zurückgehen und dir eins holen?«

»Nein«, sagt sie.

Sie bleiben einen Moment im Wagen sitzen, bevor er den Motor anläßt. Jeder scheint dem anderen etwas sagen zu wollen, aber eine Zeitlang spricht keiner von ihnen.

»Bist du ausgeschimpft worden?« fragt Thomas schließlich.

»Ich bin schief angesehen worden«, sagt sie und lächelt.

»Möchtest du eine

Spritztour machen?«

»Wohin?«

»Irgendwohin. Einfach eine kleine Spazierfahrt.«

»Sicher«, sagt sie.

Der Abstand im Wagen zwischen Thomas und Linda ist riesig. Sie betrachtet das verchromte Armaturenbrett, die Knöpfe, auf denen Licht und Scheibenwischer, Zigarettenanzünder und Zubehör stehen. Was verbirgt

sich wohl hinter Zubehör, fragt sie sich. Thomas dreht das Radio an, und sie hören irgendeine abgedroschene Schlagermusik. Für sie klingt alles irgendwie falsch, als hätte sich Ricky Nelson in ein Kammerorchester verirrt. Thomas dreht die Musik sofort ab.

»Ich höre nicht immer Radio beim Fahren«, sagt er.
»Ich brauche Zeit zum

Nachdenken.«

»Ich auch«, sagt sie. »Zeit zum Nachdenken, meine ich.«

Sie hat die Hände in die Taschen ihres Armeemantels gesteckt. Wenn sie den Mantel nicht anhätte, würde sie sich auf ihre Hände setzen.

Es gefällt ihr, mit offenem Verdeck zu fahren, auch wenn ihr das Haar in die Augen weht und sie weiß, daß es durcheinander und verfilzt

sein wird, wenn sie aussteigt. Als der Freund ihrer Tante noch da war und sie einen Wagen hatten, mußte sie sich regelmäßig mit ihren Cousinen auf einen Rücksitz quetschen, der für drei gedacht war. An Regentagen waren die Fenster fest geschlossen, und ihre Tante rauchte. Beim bloßen Gedanken daran bekommt Linda schon Kopfschmerzen.

Während der Fahrt fällt Linda auf, daß die Farben des Wassers und des Himmels intensiver sind als am Tag zuvor. Das Gleißen des Sonnenlichts auf dem Meer schmerzt in den Augen. Es ist ein herrliches Juwel aus einer Million Diamanten.

Klugerweise schlägt Thomas eine Richtung ein, die aus der Gegend wegführt, in der Linda wohnt. Klugerweise

macht er sie nicht auf sein
Haus in Allerton Hill
aufmerksam.

»Hat man dich
weggeschickt?« fragt er sie,
als sie nach Samoset
einbiegen.

»Ja.«

»Hast du ein Baby
bekommen?«

Sie ist verblüfft von der
Dreistigkeit des Jungen, aber
gleichzeitig amüsiert.

Vielleicht hätte sie das ganze Jahr ohne eine einzige direkte Frage verbringen und lernen können, mit bösen Blicken und üblen Unterstellungen zu leben.

»Nein«, antwortet sie.

»Mir wär das egal«, sagt er. Er verbessert sich. »Also, mir wär's nicht egal, weil es dir passiert wäre, aber ich hätte dich deswegen nicht weniger gern. Ich pfeife auf guten

Ruf.«

»Warum magst du mich?« fragt sie.

»Mir hat die Art gefallen, wie du ins Klassenzimmer gekommen bist«, sagt er. »Am ersten Tag. Du wolltest dir irgendeinen Anschein geben – wolltest cool wirken –, aber ich hab gesehen, daß du es nicht warst. Daß du wahrscheinlich jemand bist, den andere ausnutzen

können.« Er denkt eine Weile nach. »Jetzt bin ich mir dessen nicht mehr so sicher.«

»Was hat dich dazu gebracht, deine Meinung zu ändern?«

»Du. Letzte Nacht. Als du ins Wasser gesprungen bist.«

»Als ich reingetaucht bin.«

»Als du reingetaucht bist. Das hast du für dich selbst getan, nicht wahr?«

Sie schweigt. Trotz des

großen Abstands zwischen ihnen kann sie den Jungen riechen – diesen Duft nach warmem Toast, und noch etwas. Nach einem frischgebügelten Hemd natürlich.

»Ich bin eine gefallene Frau«, sagt Linda nur teilweise scherzend.

»Magdalena«, sagt er, wendet sich ihr zu und steuert nur noch mit einer Hand.

»Das war der Name des Heims«, sagt sie.

»Wirklich?«

»Sie heißen immer Magdalena.«

»Du bist katholisch.«

»Ja. Du nicht?«

»Nein.«

»Woher weißt du über Magdalena Bescheid?«

»Jeder weiß über Magdalena Bescheid«, sagt er.

»Wirklich? Ich dachte

immer, es sei eine speziell katholische Idee.«

»Gehst du regelmäßig zur Kirche?«

»Das ist eine persönliche Frage.«

»Tut mir leid.«

»Ja, das tue ich.«

»Und zur Beichte?«

»Ja.«

»Was beichtest du?«

Seine Fragen nerven sie.

Niemand hat sie je so

ausgehorcht. Nicht einmal die Nonnen. Ihre Fragen waren vorhersehbar und mechanisch. Wie der Katechismus.

»Ich frage nur so«, sagt er leicht entschuldigend. »Was ein Mädchen wie du wohl zu beichten hat.«

»Oh, da gibt's immer was«, sagt sie. »Hauptsächlich unreine Gedanken.«

»Was heißt unrein?«

»Unrein«, sagt sie und sucht

nach einer Erklärung.

»Bösartig, wollüstig oder haßerfüllt.«

»Wie sind deine?«

»Haßerfüllt.«

Thomas geht mit ihr in ein Imbiß-Restaurant am Strand und führt sie in eine Nische in der Nähe des Eingangs mit Sitzen, die so rot sind wie die des Autos. Sie trägt einen grauen Pullover zu ihren

Latzhosen und leichte Slipper. Sie ist verlegen wegen ihres Haars, das sie im Spiegel der Sonnenblende mit den Fingern zu kämmen versucht. Thomas sieht weg, während sie das tut. Ihr Haar ist ein hoffnungsloser Fall, sie gibt auf.

»Das nächste Mal bringe ich ein Tuch mit«, sagt er. »Ich lege es ins Handschuhfach.«

Sie ist entzückt, daß er

annimmt, es gäbe ein nächstes Mal.

Es ist, als hätte sie jahrelang nichts zu essen bekommen. Sie isst ihren Hamburger mit Fritten, seinen Cheeseburger, trinkt beide Milchshakes und erlebt das erste von Dutzenden von Malen, daß Thomas sein Essen kaum anrührt.

»Bist du nicht hungrig?«

fragt sie.

»Nicht wirklich«, antwortet er. »Ich nur.«

Was sie dankbar tut. In dem dreistöckigen Haus scheint es nie genug zu essen zu geben.

»Ich kenne Michael. Wir spielen Hockey zusammen«, sagt Thomas.

Schulmannschaft Hockey
2,3.

»Ihr spielt schon?« fragt sie.
»Noch nicht«, antwortet er.

»Wir fangen bald an. Ich sehe Michael gelegentlich.«

»Hast du Cousins?« fragt sie leichthin.

»Fast keine. Nur zwei.«

»Laß mich raten. Du bist in der Episkopalkirche.«

»Eigentlich in gar keiner. Warum wohnst du nicht bei deinen Eltern? Ist ihnen irgendwas passiert?«

»Meine Mutter ist gestorben«, antwortet sie und

tupft ihr Ketchup mit dem Brot auf. »Bei einem Busunfall. Mein Vater ist danach einfach irgendwie verschwunden.«

»Weil sein Herz gebrochen war?«

»Nicht wirklich.«

»Tut mir leid.«

»Das ist lange her.«

Er fragt sie, ob sie noch etwas essen will.

»Nein«, sagt sie. »Ich bin

total satt. Wo wohnst du?«

»Allerton Hill«, sagt er.

»Das hab ich mir gedacht.«

Er sieht weg.

»Sind wir an deinem Haus vorbeigefahren?« fragt sie.

»Ja.«

»Warum hast du's mir nicht gezeigt?«

»Ich weiß nicht«, antwortet er.

Später sagt er: »Ich möchte

Schriftsteller werden.«

Es ist das erste von Hunderten von Malen, daß Linda Fallon jemand sagt, er oder sie wolle Schriftsteller werden. Und weil es das erste Mal ist, glaubt sie ihm.

»Theaterschriftsteller, glaube ich«, sagt er. »Hast du O'Neill gelesen?«

Tatsächlich hat sie Eugene O'Neill gelesen. Ein Jesuitenpater in der

katholischen Mädchenschule
ließ die Klasse Eines langen
Tages Reise in die Nacht
lesen, weil er glaubte, daß
einige der Mädchen ihre
Familien darin
wiedererkennen könnten.
»Sicher«, sagt sie.

»Ablehnung und
Unverantwortlichkeit«, sagt
er.

Sie nickt.
»Der Nebel. Die Auflösung

des Nebels.«

»Das Auslöschen der Vergangenheit«, sagt sie.

»Richtig«, antwortet er jetzt aufgeregt. »Genau.«

Er sitzt halb zur Seite gedreht in der Nische und hat eines seiner langen Beine ausgestreckt.

»Hast du deine Hausarbeit schon geschrieben?«

»Mein Gott, nein«, sagt sie.

»Kann ich dir später Keats

vorlesen?«

»Keats, den Dichter?«

Von Zeit zu Zeit kommen Jungen, die Thomas kennen, an der Nische vorbei, sie versetzen ihm einen kleinen Stoß ans Bein oder klopfen mit den Fingerknöcheln auf die Resopalplatte des Tischs. Nie werden Worte gewechselt, aber die Jungen taxieren Linda. Es ist eine Art Pantomime.

In einer Nische auf der anderen Seite des Raums erkennt Linda Donny T., der letzte Nacht dabeigewesen ist. Er trinkt Cola und läßt sie nicht aus den Augen. Haßt er sie, weil sie ihm bewiesen hat, daß er im Irrtum war? Ja, denkt sie, das tut er.

Mädchen, die an einem Tisch in der Mitte des Raums sitzen, beobachten sie ebenfalls. Dann drehen sie

sich um, flüstern sich etwas zu, Bemerkungen, die sich eindeutig auf Linda beziehen. Sie registriert die perfekten Locken der anderen, ihre Röcke, die Nylons und die Slipper.

Als sie den Imbiß verlassen, sitzt Donny T. auf dem Rücksitz eines blaßblauen Bonneville und zählt Geld.

»Da ist dein Freund«, sagt Linda zu Thomas.

»Ja«, antwortet Thomas.

»Wahrscheinlich.«

»Warum zählt er Geld?«

»Das solltest du lieber nicht wissen.«

Thomas fährt weiter am Strand entlang und parkt hinter einem verlassenen Haus. Er greift auf den Rücksitz und nimmt ein Buch, das den schlichten Titel Keats trägt. Linda beschließt, nicht

vorzugeben, bestimmte Gedichte zu mögen, wenn es nicht wirklich der Fall ist. Thomas liest ihr mit seltsam volltonender und rauher Stimme vor.

»Wenn ich befürchte, ich könnte nicht mehr sein
Bevor meine Feder die
reichen Früchte meines
Denkens
Geerntet hat ...«

Während er liest, blickt sie auf den Weg, der durch das Dünengras zur Rückseite eines mit Schindeln gedeckten graublauen Sommerhauses führt. Es ist klein, hat nur ein Stockwerk und eine umlaufende Veranda mit weißem Geländer. Sie sieht eine Hängematte und eine Fliegentür; alle Rollos sind heruntergezogen. Das Haus hat einen Charme des

Ärmlichen, der sie an die Große Wirtschaftskrise denken läßt, über die sie in der Schule gelesen haben. Tontöpfe mit verwelkten Geranien stehen an der Hintertür, unter einem Fenster sind Rosen zu Hagebutten geworden.

Wenn sie sich bemüht, kann sie eine dunkelhaarige Frau in einem Kleid und einer Schürze sehen. Ein kleines

Mädchen mit blondem Haar,
das auf der Veranda spielt.
Einen Mann in weißem Hemd
und Hosenträgern, einen
steifen Strohhut auf dem
Kopf. Verwechselt sie ihren
Vater mit Eugene O'Neill?

»Du noch immer unberührte
Braut der Stille,
Du Pflegekind des Schweigens
und der ruhigen Zeit ...«

Auf einer Seite des Hauses sind zwei Pfähle in den Boden gerammt. Zwischen den Pfählen hängt eine Leine mit hölzernen Wäscheklammern, die jemand abzunehmen vergessen hat.

»Jetzt mehr denn je scheint
reif die Zeit zum Sterben
Zu enden um die Mitternacht
ganz ohne Schmerz ...«

»Sie war eine Hure, eine Prostituierte«, sagt Linda.

»Sie hat ihre Vergangenheit bereut«, hält Thomas dagegen. »Sie ist das christliche Symbol für Reue.«

»Woher weißt du das alles?«

»Ich habe darüber gelesen.«

»Ich weiß kaum etwas von ihr«, sagt Linda, obwohl das nicht ganz stimmt.

»Sie war bei der

Kreuzigung zugegen«, sagt er.
»Sie war die erste, die den
Jüngern die Nachricht von der
Auferstehung überbracht hat.«

Linda zuckt mit den
Achseln. »Wenn du es sagst.«

Die Hausarbeiten über Keats
und Wordsworth sind
geschrieben. Der
Vergnügungspark hat
geschlossen. Ein Hurrikan hat
das Land heimgesucht und die

Sommerhäuser am Strand ins Meer gespült. Thomas hat Linda im Auto Prufrock und Passagen aus dem Tod eines Handlungsreisenden vorgelesen. Die Tante hat nachgegeben und in dem Warenhaus, in dem sie arbeitet, im Ausverkauf etwas zum Anziehen für Linda besorgt. Nachdem Thomas sich abfällig über die Frisur eines anderen Mädchens

geäußert hat, tupiert Linda ihr Haar nicht mehr. Sie sitzen auf einem Hügel und sehen auf den Atlantik hinaus.

»Wir kennen uns jetzt genau einen Monat«, sagt Thomas.

»Wirklich?« Sie tut überrascht, obwohl sie kurz vorher genau das gleiche gedacht hatte.

»Es kommt mir vor, als würde ich dich schon mein

ganzes Leben lang kennen«,
sagt er.

Sie schweigt. Das Licht auf
dem Wasser ist
außergewöhnlich schön – so
ergreifend wie einige
Gedichte der vielen Lyriker,
die ihr Thomas so gern
vorliest: Robert Lowell,
Theodore Roethke, John
Berryman, Randall Jarell.
Nein, schöner, denkt sie.

»Findest du das manchmal

auch?« fragt er.

Der Sog, den das Licht auf dem Wasser ausübt, erscheint ihr wie eine natürliche Anziehungskraft. Er schließt die besondere Bewegung der Wellen, den Jungen in dem Parka und den Slippers neben ihr, den steilen gemähten Hang zu den Felsen hinab und die ganze Weite in sich ein, den endlosen Blick von dort, wo sich im Norden Boston

scharf abzeichnet, bis hin zum Osten, wo ein Fischer spät seine Reusen einzieht.

»Ja«, sagt sie.

Sie wünscht, sie wäre imstande, das Licht auf dem Wasser zu malen oder es wenigstens in Worte fassen zu können, es einzufangen und in den Händen zu halten, es in einer Flasche zu verschließen.

»Du weinst ja«, sagt Thomas.

Sie möchte abstreiten, daß sie weint, kann es aber nicht. Sie schluchzt einmal schnell auf, wie ein Kind. Es wäre jetzt herrlich, die Tränen einfach fließen zu lassen, denkt sie, aber es wäre auch heillos: Wenn sie einmal damit anfinge, könnte sie nicht mehr aufhören.

»Was hast du?«

Sie kann nicht antworten. Wie könnte sie es erklären?

Niemand weint wegen des Lichts. Es ist absurd.

Sie schnieft, versucht, den Schleim zurückzuhalten, der ihr aus der Nase zu laufen droht. Sie hat kein Taschentuch. Thomas durchsucht seine Taschen und fördert einen Kaugummi, eine Schachtel Zigaretten und ein Arbeitsblatt aus der Schule zutage. Nichts davon kann sie gebrauchen. »Nimm deinen

Ärmel«, sagt er.

Gehorsam tut sie's. Sie holt tief Luft durch die Nase.

»Du bist ...«, beginnt er.

Aber sie schüttelt den Kopf, als wollte sie ihn warnen weiterzusprechen.

Widerstrebend muß sie das Licht loslassen. Sie muß sich zwingen, darüber nachzudenken, was auf dem Arbeitsblatt stehen könnte, wie sie später auf der

Matratze sitzen und ihre Hausaufgaben machen wird, über ihre Tante – Gedanken, die die Tränen bestimmt versiegen lassen.

»Linda«, sagt Thomas und nimmt ihre Hand.

Sie drückt sie und gräbt die Fingernägel hinein, als müßte sie sich festhalten, um nicht umzusinken. Er rückt näher, um sie zu küssen, aber sie wendet den Kopf ab. Seine

Lippen streichen über ihren Mundwinkel.

»Ich kann nicht«, sagt sie.

Er lässt ihre Hand los. Er rückt etwas von ihr ab, nimmt eine Zigarette aus der Packung und zündet sie an.

»Ich mag dich, Thomas«, sagt Linda, weil es ihr leid tut, ihn verletzt zu haben.

Er verzieht den Mund und nickt, als wollte er sagen, er glaube ihr kein Wort. »Du

scheinst rein gar nichts von mir zu wollen«, sagt er.

»Es ist nur ...«, beginnt sie.

»Es ist nur, was?« fragt er tonlos.

»Es gibt Dinge, die du nicht von mir weißt«, sagt sie.

»Dann sag sie mir doch«, drängt er.

»Ich kann einfach nicht.«

»Warum?«

»Ich kann nicht.«

»Es gibt nichts, was ich dir

nicht sagen würde«, erwidert Thomas. Er klingt gekränkt.

»Ich weiß«, sagt sie und fragt sich, ob das wirklich stimmt. Jeder hat Dinge, private, peinliche Dinge, die er für sich behalten will.

Ein Schauer überläuft sie, als sie Atem holt. »Laß uns das nicht tun, ja?«

In einem dunklen Wagen, der später im Lauf der Woche am

Strand parkt, ist es ganz ähnlich. Sie hören die Brandung, ohne sie zu sehen. Die Fenster sind von ihrem Atem beschlagen. Außerdem liegt ein rauchiger Film auf der Windschutzscheibe, auf den sie ihren Namen schreiben könnte. Sie starrt auf die verrosteten Stellen unterhalb des Cabrio-Verdecks.

»Also, wo willst du dich

bewerben?« fragt Thomas.

»Bewerben?«

»Fürs College. Du bist intelligent. Man würde dich überall annehmen.«

Er hat einen karierten Schal um den Hals geschlungen. Es ist noch nicht spät, erst sieben Uhr. Sie sollte in der Bibliothek sein, er beim Eishockey-Training.

»Ich weiß nicht«, sagt sie.
»Ich dachte an eine

Sekretärinnenschule.«

»Mensch, Linda.«

»Ich werde mir einen Job suchen müssen.«

»Dann geh ins College, und du kriegst einen besseren Job.«

»Vielleicht fehlt mir das Geld dazu.«

»Es gibt Stipendien.«

Sie möchte nicht darüber sprechen. Sie trägt die billigen Kleider, eine rosafarbene

Wolljacke, einen längeren, dazu passenden Wollrock und eine von Eileens weißen Blusen. Das Haar hat sie jetzt in der Mitte gescheitelt und lässt es zu beiden Seiten in Locken herabfallen. Es gefällt ihr, wie es ihr Gesicht verdeckt, wenn sie sich vorbeugt.

Thomas sieht aus dem Fenster am Fahrersitz und ist sauer auf sie. »Du mußt

diesen ... Minderwertigkeitskomplex loswerden«, sagt er.

Sie kratzt einen verkrusteten Fleck von ihrem Rock. Sie hat Nylonstrümpfe an, aber ihre Füße sind eiskalt. Es gibt eine Menge Löcher in dem Skylark, überall dringt die Kälte ein.

»Thomas, wenn ich es dir sage, würdest du ganz anders über mich denken«, antwortet

sie.

»Scheiß drauf.«

Sie hat ihn nie solche Ausdrücke benutzen hören.

Sie schweigt so lange, und er atmet so flach, daß sich der Belag auf der Windschutzscheibe aufzulösen beginnt. Sie kann das Sommerhaus erkennen, das etwa fünfzehn Meter vor ihnen steht. Es sieht verlassen und kalt aus. Sie würde gern

die Haustür öffnen, das Licht andrehen, Feuer machen und die Betten aufschütteln. Einen Topf Suppe kochen. Ein Heim für sich haben.

Wenn sie nur eine eigene Wohnung hätte, denkt sie.

Sie schwitzt unter ihrem Pullover.

»Ich hatte diesen Onkel«, beginnt sie genau in dem Moment, als Thomas sich vorbeugt, um sie zu küssen.

Sie drückt die Faust in die roten Ledersitze.

Seine Lippen suchen ihren Mund. Sie spürt seine schmale Oberlippe, seine volle Unterlippe. Er legt die Hand an ihre Wange.

Sie ist verlegen und sieht nach unten. Er folgt ihrem Blick und sieht die geballten Fäuste.

»Hab keine Angst vor mir«, sagt er.

Langsam öffnet sie die Hände. Sie kann seinen Atem und den Schweiß auf seiner Haut riechen, und beides ist so unverwechselbar wie ein Fingerabdruck.

Ihr zugewandt, sitzt er auf seinem Sitz, der Parka ist gegen das Lenkrad gedrückt. Er preßt seinen Mund auf den ihren, sie spürt seine Finger auf ihrem Schlüsselbein. Gegen ihren Willen zuckt sie

zurück.

Er nimmt die Hand weg.

»Tut mir leid«, sagt sie.

Er zieht ihren Kopf an seine Schulter.

»Was ist mit deinem Onkel?« fragt Thomas.

»Er ist tot«, antwortet sie.

Dies alles wird sehr behutsam getan, Schritt für Schritt. So wie ein ängstlicher Schwimmer ganz langsam in

einen eisigen Ozean steigt, um sich an die beißende Kälte zu gewöhnen. Linda hatte bisher keine Gelegenheit gehabt, herauszufinden, wie schwierig es sein könnte; es war nicht notwendig, sich körperliche Liebe vorzustellen. Ihr Geist schreckt nicht zurück, aber ihr Körper tut es, als hätte er eigene Erinnerungen. Ein anderer Junge hätte sie vielleicht ausgelacht oder sie

als hoffnungslosen Fall aufgegeben, der die Mühe nicht wert sei. Oder er hätte sie bedrängt, so daß sie die Zähne zusammenbeißen und an etwas anderes hätte denken müssen, was die Lust für immer getötet hätte. Aber Thomas drängt sie nicht.

Eines Morgens im November sagt die Tante zu Linda: »Du mußt dir einen Job suchen.

Eileen arbeitet. Tommy und Michael arbeiten. Patty arbeitet. Du willst dir neue Klamotten kaufen, also such dir einen Job.«

Auf ihren Streifzügen durch die Stadt hat Linda mehrere Arbeitsmöglichkeiten für sich entdeckt: in einem Discount-Schmuckladen, einem Waschsalon, einer Bowling-Halle, einem Foto-Studio. Schließlich nimmt sie eine

Stelle als Bedienung in dem Schnellimbiß an. Sie trägt eine graue Uniform aus Synthetikstoff, der knistert, wenn sie sich setzt. Das Kleid hat Ärmel mit Manschetten, einen weißen Kragen und tiefe Taschen fürs Trinkgeld.

An einem guten Abend geht sie mit fünfzehn Dollar Kleingeld heim, und das kommt ihr wie ein Vermögen vor. Es gefällt ihr, mit den

Händen in den Taschen den Imbiß zu verlassen und das Geld zu fühlen.

Linda ist eine gute Bedienung, sie hat eine schnelle Auffassungsgabe, und sie ist tüchtig. Der Besitzer, ein Mann, der Alkohol aus Saftgläsern trinkt, wenn er sich unbeobachtet glaubt, und der einmal versucht hat, sie gegen den Kühlschrank zu drücken und zu küssen, sagt

ihr in einem seiner seltenen nüchternen Momente, daß sie die beste Bedienung sei, die er je gehabt habe.

Der Schnellimbiß ist ein beliebter Treffpunkt. Einige der Schüler sind Stammgäste. Donny T. sitzt jeden Tag in derselben Nische, wo er richtig Hof hält. Er scheint auch ein gutes Gedächtnis zu haben.

»Unsere olympische

Hoffnung«, sagt er, als Linda ihren Block herauszieht. Er hat einen Schlafzimmerblick, ein schlaues Grinsen, und ohne seine gelben Zähne wäre er vielleicht sogar ganz attraktiv.

»Ein Cherry-Cola und Fritten«, sagt Eddie Merullo. Er ist dünn und blond und versinkt fast in seiner Lederjacke, die das genaue Gegenstück zu der von Donny

T. ist, wie sie feststellt.

»Wie oft springst du heute rein?« sagt Donny T. zu Linda und unterdrückt ein Kichern.

»Laß sie in Ruhe«, zischt Eddie.

Donny T. dreht sich herum.
»Hey, du Pfeife, wenn ich
deinen Rat brauch, dann frag
ich dich.«

»Möchtest du was essen?«
fragt Linda gleichmütig.

»Bloß dich«, sagt Donny T.

Er hebt in gespielter Abwehr die Hände. »WAR BLOSS EIN SCHERZ. BLOSS EIN SCHERZ.« Er lacht, ungehemmt wiehernd. »Zwei Cheeseburger. Fritten. Schoko-Milchshake. Und bring mir nicht so ein dünnes Gesöff. Ich hab ihn gern mit viel Eiscreme.«

Linda sieht an Donny T. vorbei zum nächsten Tisch, wo ein Mann Schwierigkeiten

mit seiner Brieftasche hat:
Jedesmal, wenn er sie
zumachen will, springt eine
der Laschen wieder auf. Linda
beobachtet, wie er ein halbes
Dutzend Mal mit der Lasche
herumfummelt, bis er
offensichtlich aufgibt und die
Brieftasche auf einen Stuhl
legt. Er kommt ihr irgendwie
bekannt vor. Er ist etwa
zweiundzwanzig oder
dreiundzwanzig, und er sieht

gut aus in seinem Jackett und mit der Krawatte. Sie fragt sich, womit er wohl seinen Lebensunterhalt verdient. Ist er Geschäftsmann? Oder Lehrer?

Linda nimmt die Bestellung der anderen Jungen in der Nische auf. Donny T. ist mit seinem Gefolge unterwegs. Sie klappt ihren Bestellblock zu, steckt ihn in die Tasche und beugt sich vor, um den

Abfall der vorherigen Gäste wegzuräumen.

»Du hast dich gut eingewöhnt, was?« fragt Donny T. nur ein paar Zentimeter von ihrer Taille entfernt.

»Ganz gut«, sagt sie und greift nach einem noch fast vollen Cola-Glas.

»Hast du kein Heimweh nach dem Ort, von dem du hergekommen bist? Was war

das doch gleich? Eine Anstalt oder so was?« Donny T. spricht ein wenig lauter, gerade laut genug, um am nächsten Tisch verstanden zu werden. Der Mann mit der kaputten Brieftasche sieht zu ihr auf.

»Mir geht's gut«, wiederholt sie und läßt das Glas kippen, so daß die Cola vor Donny T. auf die Resopalplatte schwappt.

»Paß auf!« brüllt er. Er versucht, sich gegen die Rückwand der Nische zu drücken, während die Cola über den Tischrand und auf seine Jeans tropft. »Das ist meine Lederjacke hier.«

»Oh«, sagt Linda. »Tut mir leid.«

»Was macht Donny T. auf dem Rücksitz von Eddies Bonneville?« fragt sie Thomas

später am Abend, als sie im Skylark nach Hause fahren.

»Das weißt du nicht?«

»Nein, warum?«

»Er dealt.«

Im ersten Moment versteht sie nicht ganz. Und dann geht ihr ein Licht auf. »Drogen, meinst du?«

»Ja.«

»Marihuana? LSD?«

»Beides«, antwortet er.

»Und einiges andere.«

»Warum gibst du dich mit ihm ab?« fragt Linda.

»Wir sind seit der ersten Klasse miteinander befreundet.« Er hält inne.

»Findest du es unmoralisch, mit Drogen zu handeln?« fragt er leicht herausfordernd.

»Ich weiß nicht«, antwortet sie. Darüber hat sie sich noch keine großen Gedanken gemacht.

»Er verkauft nichts an

Jugendliche«, sagt Thomas.

»Sind wir keine Jugendlichen?« fragt sie.

Sich langsam vorwärts tastend, küßt Thomas ihren Mund, ihr Gesicht und ihren Hals. Er öffnet die beiden obersten Knöpfe ihrer Bluse. Er massiert ihren Rücken und zieht ihre Bluse aus dem Rockbund. Einmal streift seine Hand leicht über ihre Brüste.

Bis es so weit gekommen ist,
sind zweieinhalb Monate
vergangen.

Sie sitzen im Wagen vor dem
Haus am Strand. Es ist ein
guter Parkplatz: Der Strand ist
verlassen und der Wagen
hinter den Dünen größtenteils
verborgen. Obwohl es kurz
vor Weihnachten ist, sind die
Fenster beschlagen. Die vier
oberen Knöpfe von Lindas

Bluse sind geöffnet. Thomas hat die Hand auf die weiche Haut an ihrem Hals gelegt und lässt sie langsam abwärts gleiten. Sie ist atemlos vor Nervosität, wie auf der Berg- und Talbahn: sobald sie oben angekommen ist, hat sie keine andere Wahl, als auf der anderen Seite wieder nach unten zu fahren. Es gibt nichts, was sie dagegen tun könnte.

Er zieht ihre Hand auf

seinen Schritt. Sie ist überrascht, dann auch wieder nicht – Jungen verraten sich auf so offenkundige Weise durch ihren Körper. Sie möchte ihn berühren und ihm Vergnügen bereiten, aber ein Ekelgefühl lauert in ihrem Hinterkopf.

Er spürt ihren Widerstand und lässt sie los.

»Es tut mir leid«, sagt sie. Ein greller Lichtstrahl fährt

plötzlich durchs Wageninnere,
wird vom Rückspiegel
reflektiert und blendet
Thomas, der schnell aufsieht.

»O Gott«, sagt er, als er
bemerkt, daß es sich um eine
Taschenlampe handelt.

Ertappt wie in einer
Comedy-Szene, versuchen sie,
sich wieder in normale
Position zu bringen. Thomas
knöpft sein Hemd zu und
zieht den Reißverschluß

seiner Hose hinauf, und Linda hüllt sich in ihren Armeemantel. Unwillkürlich fällt ihr wieder ein, wie ihre Tante mit wild fuchtelnden Armen Hure und Schlampe schrie.

Der Polizist klopft heftig ans Fenster. Thomas kurbelt es herunter.

Der Strahl der Taschenlampe blendet sie, und einen Moment lang hat sie

Angst, daß es nicht die Polizei, sondern jemand sein könnte, der sie umbringen will. Sie ist fast erleichtert, als der Polizist die Taschenlampe abwendet und Thomas auffordert, seinen Führerschein zu zeigen.

»Wissen Sie, daß dies hier Privatgrund ist?« fragt der Polizist.

»Nein, das wußte ich nicht, Officer«, sagt Thomas mit einer Stimme, die sie von ihm

noch nicht kennt – übertrieben höflich, fast parodierend. Natürlich weiß er, daß es Privatgrund ist.

Der Polizist überprüft den Führerschein, was eine Ewigkeit dauert.

»Sie sind der Sohn von Peter Janes?« fragt der Polizist schließlich.

Thomas muß nicken.

Der Polizist beugt sich herunter und späht zu Linda

hinein, als versuche er, sie einzuordnen. »Alles in Ordnung, Miss?« fragt er.

»Ja«, antwortet sie gedemütigt.

Der Polizist richtet sich auf. »Fahren Sie weiter«, sagt er brüsk zu Thomas. »Höchste Zeit, daß ihr beide heimkommt.«

Sein Ton ist jetzt väterlich, was Thomas unendlich erbost, wie sie weiß. Inständig hofft

sie, daß er den Mund hält.
Thomas kurbelt das Fenster hoch, und der Polizist geht zu seinem Wagen.

Thomas und Linda bleiben schweigend im Skylark sitzen und warten, daß der Streifenwagen wegfährt. Nachdem er fort ist, legt Thomas den Kopf an die Lehne und bedeckt das Gesicht mit den Händen.
»Mist«, sagt er, aber sie sieht,

daß er lächelt.

»Das mußte ja passieren«, sagt sie.

»Ich kann nicht glauben, daß er meinen Vater kennt«, stößt Thomas hervor und beginnt hysterisch zu kichern.

»Du warst schrecklich höflich«, sagt Linda.

Auf dem Weg zum Badezimmer, der sie an ihrer Tante vorbeiführt, denkt

Linda an Thomas. Im Klassenzimmer oder wenn sie einem Gast die Speisekarte reicht, denkt Linda an Thomas. Zwischen den Schulstunden stecken sie sich Briefchen zu oder gehen um eine Ecke, um sich zu küssen. Jeden Morgen wartet er auf sie, wenn sie die Straße herunterkommt, und wenn sie im Skylark sitzt, rückt sie so nahe wie möglich an Thomas

heran, so daß der große
Abstand jetzt auf der anderen
Seite ist. Sie knausern mit
jeder gemeinsamen Minute
und kommen immer zu spät.

Linda,

kannst du mich nach der
Schule treffen?

Thomas,

ich habe O'Neill noch
einmal gelesen. Dort gibt es

folgende Passage: »Niemand kann etwas für die Dinge, die das Leben uns angetan hat. Sie geschehen, bevor du es bemerkst, und sobald sie geschehen sind, zwingen sie dich, andere Dinge zu tun, bis dies alles schließlich zwischen dir und dem steht, was du sein möchtest, und dein wahres Selbst für immer verloren ist.«

Linda,

ich mag O'Neill, aber das ist Blödsinn. Natürlich können wir uns gegen die Dinge wehren, die das Leben uns angetan hat. Ich ziehe folgende Passage vor: »Ich war trunken von der Schönheit und sang im Gleichklang mit ihrem Rhythmus, und einen Moment lang verlor ich mich selbst – ja, ich verlor mein ganzes Leben. Ich war frei! Ich löste

mich im Meer auf, wurde zu
weißen Segeln und
sprühender Gischt, wurde
Schönheit und Rhythmus,
wurde Mondlicht, Schiff und
der hohe dunkle besternte
Himmel! Ohne Vergangenheit
und Zukunft gehörte ich, von
Frieden und Einheit und einer
wilden Freude erfüllt, etwas
Größerem an als meinem
Leben oder dem menschlichen
Leben überhaupt, nämlich

dem Leben selbst!«

Besser, nicht?

Mein Gott ist diese Stunde
langweilig.

Linda,

mir gefällt der Pullover,
den du heute anhast. Du
machst mich total verrückt.

Thomas,

danke. Er gehört Eileen.

Linda,

 was machst du am
Wochenende? Ich muß zum
Skifahren nach Killington. Ich
habe keine Lust dazu, weil es
bedeutet, vier Tage von dir
getrennt zu sein. Was
geschieht überhaupt mit mir?

Thomas,

 ich muß das ganze
Wochenende arbeiten. Ich
habe noch nie auf Skiern

gestanden.

Linda,

heute abend ist ein
Eishockey-Spiel. Kommst du?

Linda findet das Eishockey-Spiel brutal und primitiv. Die Halle stinkt nach Schweiß und Bier. Der Boden ist schmierig. Die Hände in die Taschen gesteckt, sitzt sie in ihrem Armeemantel mit einem

Pullover darunter auf der Tribüne und fröstelt dennoch.

Der Lärm ist ohrenbetäubend. Schreie und Rufe, betrunkenes Geplapper, die Schläge auf den Puck und das schabende Geräusch der Kufen auf dem Eis hallen durch das höhlenartige Stadion. Man glaubt Geräusche wahrzunehmen, die in Wirklichkeit gar nicht zu hören sind: ein Schläger,

der auf eine Wade trifft, der dumpfe Aufprall eines Hüftknochens, wenn ein Spieler hinfällt, das Krachen eines Helms, der heftig auf dem Eis aufschlägt. Immer wieder zuckt sie zusammen. All dies wird von der Menge verschluckt.

Sie erkennt Thomas nicht, als er aufs Eis hinauskommt. Die Polsterung lässt seine Schultern und Beine

riesenhaft erscheinen. Seine Zähne sind hinter dem Mundschutz, die Umrisse seines Kopfes unter dem Helm verborgen. Es ist eine Seite an Thomas, die sie an ihm noch nicht kennt, auch nicht vermutet hätte: leicht in der Hocke wippend, mit vorgestrecktem Schläger nach vorn gebeugt, seine Bewegungen so fließend wie die einer Ballerina, so flink

und geschickt wie ein Step-Tänzer. Thomas spielt aggressiv. Sie hat Mühe, dem Spiel zu folgen, und kennt die Regeln nicht. Manchmal kriegt sie erst mit, daß ein Tor gefallen ist, wenn sie den Aufschrei der Menge hört.

An diesem Abend kommt es unvermeidlich zu einer Schlägerei. Wegen eines absichtlichen Fouls landet Thomas mit gespreizten

Beinen auf dem Eis und
wirbelt auf dem Bauch im
Kreis herum. Flink wie eine
Spinne zieht er seine
Gliedmaßen ein, ist im Nu
wieder auf den Beinen, rammt
die Spitzen seiner
Schlittschuhe ins Eis und geht
auf den Spieler los, der das
Foul begangen hat. Linda, die
in einer von Nonnen
geleiteten Mädchenschule
aufgewachsen ist, hat nie

zuvor körperliche Auseinandersetzungen gesehen. Sie kennt keine Schläge, weder das Zurückprallen von Gliedern noch das Zerren an Trikots, noch die tückischen Tritte. Der Kampf dauert nur Sekunden, aber die Szene beschwört vergangene Jahrhunderte herauf und kommt ihr wie ein Gefecht unter Gladiatoren vor.

Achselzuckend lässt Thomas den Schiedsrichter stehen und begibt sich mit dem Helm unterm Arm und starr nach oben stehendem Haar auf die Strafbank. Direkt vor der Drahtumzäunung stoppt er elegant und nimmt seine Strafe als angemessen hin.

Ohne Reue. Ohne die geringste Reue.

Am Morgen des

Weihnachtstags schafft es Linda nicht, Thomas wie geplant am Ende der Straße zu treffen. Eileen, die über die Feiertage aus New York gekommen ist, tritt in dem Moment zur Tür herein, als Linda gehen will, und sie bringt es nicht über sich, sie stehenzulassen, vor allem deswegen nicht, weil Eileen offensichtlich in erster Linie wegen Linda gekommen ist.

Obwohl sie in Wirklichkeit Fremde füreinander sind.

Linda hat darauf geachtet, an diesem Tag nichts zu tragen, was einmal Eileen gehört hat (weil sie kein jüngeres Abziehbild der älteren Cousine sein möchte). Sie hat Kleider angezogen, die sie sich von ihren Trinkgeldern gekauft hat: einen schmalen grauen Wollrock und eine schwarze Wolljacke, deren

Ärmel hochgekrempelt sind.
Außerdem spart sie auf ein
Paar Lederstiefel.

Linda hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen. Eileen trägt Batikgewänder direkt aus Greenwich Village, wo sie jetzt wohnt. Sie trägt keinen BH und hat lange Lederstiefel, genau die gleichen, die Linda haben möchte. Um ihren Hals hängen Perlenketten, und auf

ihrem Gesicht liegt keine Spur von Make-up. Linda, die sich für den Festtag das Haar in Locken gedreht hat, mustert ihre Cousine aufmerksam, nachdem sie sich umarmt haben.

Im verschwiegenen Rahmen des Mädchenzimmers erzählt Eileen von »Headshops« und erotischer Massage. Von einer Band namens The Mamas and

Papas. Von Haschisch-Plätzchen und einem Job bei einem Projekt namens »Upward Bound«. Sie hat einen Freund, der bei einer Blues-Band Harmonica spielt, und ihr gefällt die Musik von Sonny und Cher. Sie erklärt, warum Frauen keine Wimperntusche benutzen sollten, warum Frisuren eine politische Aussage sind und warum Linda, Patty und Erin

keine BHs tragen sollten.

»Schäm dich nicht wegen deiner Vergangenheit«, sagt Eileen zu Linda, nachdem die anderen aus dem Zimmer gegangen sind. »Es war dein Körper, der gehandelt hat, und du solltest dich deines Körpers nicht schämen.«

Linda schätzt die Freundlichkeit, die sich in dem Ratschlag ausdrückt, ist aber ziemlich besorgt darüber, was

Eileen zu wissen glaubt.

Während des Weihnachtssessens kommt Jack von der Wohnungstür zurückgelaufen, um zu verkünden, daß Linda Besuch habe. Sie erstarrt auf ihrem Stuhl am Küchentisch und weiß, wer es ist.

»Du solltest dich um deinen Besuch kümmern«, sagt die Tante nach einer Weile.

Thomas steht vor der Tür

und hält ein kleines Päckchen in der Hand. Das Päckchen ist ungeschickt mit Tesafilm zusammengeklebt. Er hat seinen Mantel an, der Kragen ist hochgeschlagen, und seine Ohren sind rot von der Kälte.

Sie ist verlegen, weil sie nichts für ihn hat.

»Ich konnte nicht weg«, sagt sie. »Eileen ist gerade angekommen.«

Er sieht dennoch verletzt

aus. Noch nie hat sie ihn verletzt gesehen, und daß gerade sie schuld daran ist, schnürt ihr die Brust zusammen.

Er überreicht ihr das Päckchen. »Das ist für dich«, sagt er.

Verlegenheit und Reue lassen sie ihre Manieren vergessen. Sie öffnet das Päckchen im Flur, während er, die Hände in die Taschen

gesteckt, linkisch vor ihr steht. Wegen des Tesafilms dauert es eine Ewigkeit, bis sie das Geschenk ausgepackt hat. Im Innern liegt ein goldenes Kreuz mit einem Diamanten in der Mitte. Ein goldenes Kreuz an einer Kette. Auf einem Zettel steht: »Für Magdalena.«

Sie schließt die Augen.
»Dreh dich um«, sagt er.
»Ich leg's dir an.«

Auf ihrem Nacken spürt sie seine Finger, die für das zarte Schloß zu groß sind. »Ich mach's«, sagt sie, als Jack, der seine Neugier nicht zügeln kann, die Tür öffnet, um erneut einen Blick auf den geheimnisvollen Fremden zu werfen. Linda hat keine Wahl, sie muß Thomas hereinbitten.

Sie sieht alles mit Thomas' Augen: die Tapete mit den

Wasserflecken in der Ecke.
Den weihnachtlichen Eßtisch
neben dem Abwaschbecken
mit schmutzigem Geschirr.
Die mit Kuchenbröseln
übersäte Küchentheke, deren
gelbe Resopalplatte mit Soße
bekleckert ist und auf der sich
die Bratpfannen türmen. Die
Lampe über der Mitte des
Tischs, die so oft angestoßen
wurde, daß der Schirm
gesprungen ist.

Sie gehen in den Wirtschaftsraum mit dem karierten Sofa. Der Geruch von kaltem Zigarettenrauch hängt in der Luft. Der Fernseher ist an, es läuft eine Weihnachtssendung.

Linda stellt Thomas den Cousins und Cousinen und ihrer Tante vor. Das Kreuz hängt wie ein Leitstern um ihren Hals. Die Tante ist reserviert und mißtrauisch, sie

registriert den guten Mantel, das Brooks-Brothers-Hemd, die Lederhandschuhe und die teuren Schuhe. Jack ist außer sich vor Aufregung: da ist ein älterer Junge, der mit ihm redet, ihm zublinzelt. Thomas nickt Michael zu, setzt sich dann, immer noch im Mantel, auf das karierte Sofa und beantwortet die Fragen der unerschrockenen Eileen. Die Tante, die roten Lippenstift

trägt und das Haar zu festen Löckchen gedreht hat, behält alles im Auge. Sie kennt kein Pardon.

Linda, vor Scham fast benommen, beobachtet alles wie aus der Ferne. Sie sieht, wie Thomas den Mantel ablegt, sich hinunterbeugt, um mit Jack und seinen winzigen Metallautos zu spielen. Sie merkt, wie die Tante und Thomas einen unheimlichen

wissenden Blick austauschen. Sie beobachtet, wie Patty und Erin, die in der Küche abwaschen müssen, von Zeit zu Zeit hereinspähen und von dem hübschen Jungen offensichtlich ganz fasziniert sind.

Eine Stunde später hat Thomas Jack auf den Knien, und sie lauschen Bing Crosby.

Thomas bleibt, bis die Tante den Cousins und

Cousinen befiehlt, sich zum Weggehen anzuziehen. Sie besuchen die Mitternachtsmesse, sagt sie, wozu Thomas demonstrativ nicht eingeladen wird.

Bevor alle gehen, küssen sich Thomas und Linda hinter der Küchentür. »Frohe Weihnachten«, flüstert Thomas, der schließlich doch ein sentimental Bursche ist. Trotz all seiner Lowells und

O'Neills.

»Danke für das Kreuz«, sagt sie. »Ich werde es immer tragen.«

Er küßt sie wieder, und es kommt ihr seltsamerweise wie ein Sakrament vor, wie ein Vorspiel zur Mitternachtmesse. Wie die Verbindung von Religion und Sex, die für sie immer eine Einheit waren.

»Ich mag deine Cousins«,

sagt er. »Vor allem Jack.«

Sie nickt. »Er ist ein lieber Junge.«

»Deine Tante mag mich nicht«, sagt er.

»Es hat nichts mit dir zu tun«, sagt sie.

»Kannst du morgen weg?« fragt er.

Sie denkt nach. »Am Nachmittag vielleicht.«

»Ich hol dich um eins ab«, sagt er. »Wir fahren nach

Boston.«

»Boston?«

»Es gefällt mir in der Stadt,
wenn alles geschlossen ist«,
sagt er.

Nachdem Thomas
gegangen ist, zieht die Tante
im Flur ihren Mantel an und
raunt Linda leise zu, so daß
nur sie es hören kann: »Nimm
dich in acht. Er gehört zu der
Sorte, die dir das Herz
brechen wird.«

Sie gehen durch leere Straßen, der Rest der Menschheit sitzt wegen der eisigen Kälte, die vom Hafen herauf durch die engen Gassen der nördlichen Stadt zieht, in ihren Häusern fest. Selbst mitten am Tag brennen die elektrischen Kerzen der Christbäume in den Fenstern. Linda stellt sich Berge von zerrissenem Geschenkpapier und am Boden verstreutes Spielzeug

vor. Genauso hat es auch bei ihr zu Hause ausgesehen. Eileen hat ihr ein Batikhemd geschenkt, Michael eine Beatles-Platte, Jack ein Federmäppchen, das er in der Schule gebastelt hat. Die Tante schenkte ihr vernünftige Baumwollunterwäsche, die sie im Ausverkauf ergattert hat, und ein Gebetbuch, auf dem in der rechten unteren Ecke in

Goldlettern ihr Name eingeprägt ist. Linda M. Fallon. Das M steht für Marie, ein Firmname, den sie nie benutzt.

Linda fröstelt, der Armeemantel ist bei der Kälte viel zu dünn. Sie hat eine Mütze auf, aber dennoch weht ihr Haar im Wind. Bewußt hat sie keinen Schal umgelegt, damit ihr Kreuz zu sehen ist, aber jetzt muß sie mit der

Hand den Mantel zusammenhalten. Mit der anderen hält sie Thomas' Hand fest.

Die leeren Straßen wirken fremd und herrlich. Schnee fällt und bleibt an den Wimpern hängen. Die ganze Stadt ist in Stille gehüllt, die nur hin und wieder von dem eigentümlichen, langsamem Rattern der Schneeketten vorbeifahrender Taxis

unterbrochen wird. Da alle Geschäfte und Cafés geschlossen sind, fällt es nicht schwer, sich die Stadt als Bühnenkulisse vorzustellen. Die Menschen existieren nur in der Phantasie. All das Getriebe und den Geruch von Kaffee muß man sich selbst dazu denken.

»Es ist schön«, sagt Linda.
»Wunderschön.« Sie meint das Gefühl der Endlosigkeit der

Zeit, die Hoffnung auf
Zukunft, die Klarheit der Luft.

Sie gehen den hinteren Teil des Beacon Hill hinauf und dann auf der Straße wieder hinunter. Sie schlendern die Allee an der Commonwealth Avenue entlang und stellen sich vor, wie es wäre, eine Wohnung in einem der braunen Sandsteinhäuser zu haben. Sie haben schon ganz konkrete Vorstellungen und

malen sich gegenseitig die Kaminumrandungen, die Bettüberwürfe und die Bücher im Bücherregal aus. Sie sind sich einig, daß sie immer Freunde bleiben, gleichgültig, was ihnen auch geschehen wird. Sie gehen die Boylston Street entlang, die Tremont Steet hinauf, über die Common Street und machen bei Bickford's halt, dem einzigen geöffneten Lokal

gegenüber der U-Bahnstation
an der Park Street.

Einsame und Alkoholiker
mit Mützen auf den Köpfen
und Handschuhen, an denen
die Fingerspitzen fehlen,
sitzen einzeln an Tischen. Sie
sind hereingekommen, um
der Kälte zu entfliehen, und
einer von ihnen trinkt Milch.
Das Restaurant riecht nach
ungewaschenen Körpern,
altem Schinken und nach

Traurigkeit. Der Geruch des Schinkens, der wahrscheinlich am frühen Morgen gekocht wurde, liegt wie ein Schwaden in der Luft, den sie einatmen müssen. Eine Form von Bedrückung lastet im Raum, und man kann sie nicht wegdenken. Das Lokal erinnert Linda seltsamerweise an ihre Kirchenbesuche, wo die Männer ebenfalls einzeln verstreut in den Bänken

sitzen.

Linda und Thomas nehmen einen Tisch beim Eingang, weiter will Thomas nicht ins Lokal hineingehen, denn aufgrund einer angeborenen Klaustrophobie fühlt er sich in der Nähe des Ausgangs wohler. Sie bestellen Schokolade und sitzen eine Weile schweigend in der Stille, die nur vom Klappern des Bestecks und dem

Aufspringen der Kassenschublade unterbrochen wird. Sie merkt, wie Thomas die Penner ansieht, und spürt ganz deutlich, daß Thomas besser weiß als sie, was mit diesen Männern passiert ist, daß er einen besseren Draht zu ihnen hat als sie. Um seinen Mund liegt ein Zug, der auszudrücken scheint, daß irgend etwas Verdorbenes in

ihm steckt, das nicht unbedingt mit Sex und Alkohol verbunden ist, sondern mit Chaos und Zerstörung.

›Geliebter‹, möchte sie sagen, ohne zu wissen, warum ihr dieses Wort plötzlich auf der Zunge liegt.

Auf dem Rücksitz des Skylark liegt ein Matchsack, ein brauner Beutel mit

Reißverschluß und Griff. Es könnte eine Sporttasche sein, obwohl sie aus so schwerem, dickem Segeltuch ist, daß Linda an eine Armeeausrustung denken muß.

»Was ist in der Tasche?« fragt sie.

Thomas ist mit dem Team-Bus gekommen, Linda mit dem Zuschauer-Bus, und ihr Bus schlitterte auf den

Parkplatz wie ein Skifahrer. Thomas' Haar ist noch naß von der Dusche und gefriert, bevor die Heizung im Skylark warm wird. Am Nachmittag war der Sturm rasch vom Ozean hereingezogen, und die Straßen sind tückisch glatt. Thomas sitzt übers Lenkrad gebeugt und sieht beim Fahren durch einen kleinen Schlitz in der Windschutzscheibe, der noch

nicht ganz vereist ist. Das Lederverdeck des Cabrios dämpft das Trommeln des Schneeregens.

»Da ist bloß was für Donny T. drin«, antwortet Thomas abwesend, aufs Fahren konzentriert.

»Was für Donny T.?« fragt Linda.

»Bloß irgendwelches Zeug, das ich für ihn aufbewahren soll.«

Das Eishockey-Spiel fand in Norwell statt, und sein Team hat 2:0 verloren. »Bist du verletzt worden?« fragt Linda.

»Was?«

Hinter einem Lastwagen fährt Thomas im Schneckentempo die Main Street in Richtung Spring Street entlang. Auf der Fitzgerald beschleunigt der Lastwagen das Tempo und Thomas zieht mit, weil er

annimmt, die Straßen seien jetzt besser, obwohl seine Sicht noch immer sehr schlecht ist. Die Abzweigung an der Nantasket Avenue nimmt er zu schnell, und der Wagen dreht sich um 180 Grad. Linda streckt die Hände zum Armaturenbrett vor, um sich abzustützen.

»Das ist Wahnsinn«, sagt Thomas.

Er versucht umzukehren,

aber die Straße ist so glatt, daß der Wagen über die Fahrbahn schlittert und wie in Zeitlupe gegen einen Leitungsmast fährt. Thomas läßt den Motor aufheulen und versucht, zurückzusetzen, aber die Reifen drehen auf dem Eis einfach durch. Über ihnen schwanken die dick mit Eis verkrusteten Drähte im Wind.

»Wir müssen zu Fuß gehen«, sagt Thomas. »Wir

lassen den Wagen hier und holen ihn ab, wenn die Straßen gestreut sind.«

»Wohin sollen wir denn zu Fuß gehen?« fragt Linda. Sie sind noch Meilen von ihrer Wohnung entfernt.

»Mein Haus ist gleich oben am Hügel«, antwortet er.

Die ganze Woche über ist in den Zeitungen zu lesen, daß dies der kälteste Januar seit

vierundfünfzig Jahren ist. Die Häuser am Strand sind von gefrorenem Reif bedeckt und sehen wie Eispaläste aus, wenn am nächsten Morgen die Sonnenstrahlen auf sie fallen. Auch der Hafen friert zu, und die Boote, die dort eingeschlossen sind, werden immer höher geschoben, bis das Eis den Rumpf eindrückt. Tagelang fällt der Strom aus, und viermal findet kein

Schulunterricht statt: die Busse kommen nicht durch. Dann tritt Tauwetter ein, und alle in der Stadt glauben, daß nun das Schlimmste vorbei sei. Aber dann kommt der Sturm und überrascht alle, sogar die Meteorologen, die milde Temperaturen vorausgesagt haben.

Thomas und Linda müssen im Seitenschritt den Hügel hinaufklettern und sich dabei

an Ästen festhalten. Linda trägt ihre kniehohen Lederstiefel, die sie von ihren Trinkgeldern gekauft hat. Sie haben glatte Sohlen und nützen ihr jetzt nichts.

Thomas, der mehr Halt hat, nimmt ihre Hand, damit sie nicht abrutscht. Immer wieder bleiben sie an einem Baum stehen, um Luft zu holen und sich zu küssen. Graupelkörner laufen ihnen den Nacken

hinab. Auf Thomas' Oberlippe ist der Nasenschleim angefroren, und mit der tief über Gesicht und Ohren gezogenen Mütze sieht er aus wie ein Penner. Sein Mund und seine Zunge sind warm.

Was Schule und Transportmöglichkeiten anbelangt, war es ein schlechter Monat, aber ein guter zum Schlittschuhlaufen.

In seinem Keller hat Thomas ein Paar Kinderschlittschuhstiefel hervorgekramt und regelmäßig Jack von zu Hause abgeholt. Er ist mit dem Jungen in die Sumpfwiesen gegangen und hat ihm Schlittschuhlaufen beigebracht. Er packt Jacks Hand, wenn der Junge hinfällt, und schiebt ihn zwischen seinen Beinen vor sich her,

während er ihn unter den Armen festhält. Der Junge wird immer kühner, je mehr er kann. Thomas macht für Jack einen kleinen Eishockey-Schläger und arrangiert »Spiele« zwischen Michael und Jack auf einer und ihm selbst und Rich, seinem siebenjährigen Bruder, auf der anderen Seite. Linda zieht manchmal Eileens Schlittschuhe an und fährt in

der Nähe von Thomas und den Jungen herum, aber meistens steht sie mit verschränkten Armen am Rand, läuft nur ein paar Schritte auf und ab, um nicht so zu frieren. Sie schaut auf Thomas mit Jack und Rich wie eine Ehefrau, die ihrem Mann und ihren geliebten Söhnen zusieht. Stolz und glücklich und mit einem Gefühl der Erfüllung, die es anderswo

nicht gibt.

Für den Weg zu Thomas' Haus brauchen sie fast eine Dreiviertelstunde, bei normalem Wetter dauert es nicht viel mehr als fünf Minuten. Thomas' Vater öffnet ihnen die Tür, sein langes Gesicht ist von Sorge zerfurcht. Thomas' Lippen sind erstarrt, er kann nicht einmal die Vorstellung

übernehmen. Thomas' Mutter, eine große, grobknochige Frau mit blauen Augen, deren Blicke Linda durchbohren, bringt ihnen Handtücher und hilft ihnen aus den Mänteln. Als Thomas sprechen kann, stellt er Linda vor, deren Hände steif und rot sind. Sie hofft, daß die Röte als Reaktion auf die Kälte verstanden wird.

»Der Sturm ist so schnell

aufgezogen«, sagt der Vater.

»Wir haben uns Sorgen gemacht, weil du mit dem Auto unterwegs warst«, sagt Thomas' Mutter.

Linda zieht ihre Stiefel aus und steht in Strümpfen in Thomas' Wohnzimmer, sie hat die Arme verschränkt und die Hände unter die Achseln gesteckt. Nie hat sie einen solchen Raum gesehen, und nicht einmal ihre Phantasie

hätte ausgereicht, um ihn sich vorzustellen. Er ist langgestreckt und elegant, mit einer Front aus bleiverglasten Fenstern, die aufs Meer hinausgehen. Zwei Feuer brennen in verschiedenen Kaminen, und mindestens ein halbes Dutzend Sessel und zwei Sofas mit zueinander passenden gestreiften Chintzbezügen stehen in Gruppen beisammen. Linda

fragt sich, wie man es jeden Abend schafft, sich zu entscheiden, wohin man sich setzen soll. Dann fällt ihr der Wirtschaftsraum in dem dreistöckigen Siedlungshaus ein, der flackernde Fernseher, das einzige Sofa mit den abgeschabten Armlehnen und Michael, Erin, Patty und Jack sitzen auf der Erde und lehnen sich an die Couch, wenn sie Bonanza ansehen. Sie hofft,

daß keiner von ihnen draußen im Sturm ist.

Thomas führt Linda zum Sofa, wo sie sich der Mutter gegenüber niedersetzen. Linda kommt sich vor wie bei einer Prüfung. Der Vater tritt mit heißer Schokolade herein und scheint die Situation zu genießen wie ein kleiner Junge, der gerade erfahren hat, daß der Unterricht ausfällt. Thomas' Mutter in

ihrem knitterfreien Cardigan und dem dazu passenden Rock mustert die Freundin ihres Sohnes, registriert den Lippenstift, den Jeansrock und den Pullover, unter dem Linda keinen Büstenhalter trägt.

»Sie sind neu in der Stadt?« fragt die Mutter, ihre heiße Schokolade schlürfend. Linda umklammert ihre Tasse mit beiden Händen, um sich auf diese Weise zu wärmen.

»So kann man sagen«, antwortet Linda und sieht nach unten. Unter ihrem Pullover zeichnen sich ihre von der Kälte aufgerichteten Brustwarzen deutlich ab; obendrein hat das Ding auch noch einen tiefen V-Ausschnitt, in dem das Kreuz baumelt.

»Und Sie leben in welchem Teil der Stadt?« fragt die Mutter, die sich nicht lange

mit Höflichkeiten aufhält.

»Maple Street«, antwortet Linda, stellt die Tasse ab und verschränkt die Arme über der Brust. Neben ihr bewegt Thomas die Finger, um die Durchblutung anzuregen. Er hat die heiße Schokolade nicht angerührt. Der Jeansrock ist zu kurz und liegt zu eng an ihren Schenkeln an. Linda widersteht dem Drang, ihn nach unten zu ziehen. »Das ist

in ...?« fragt die Mutter.

»Rockaway Annex«, sagt Linda.

»Wirklich?« sagt die Mutter, ohne sich die geringste Mühe zu geben, ihr Staunen zu verbergen.

»Schlimmer Sturm«, sagt Thomas' Vater neben ihnen.

»Ich führe Linda ein bißchen herum«, sagt Thomas und steht auf. Linda denkt, wie

ungewöhnlich es ist, ein Haus zu haben, in dem man herumgeführt werden kann.

Sie steigen die Treppe zu Thomas' Zimmer hinauf, treten hinter die Tür und küssen sich. Thomas hebt ihren Pullover und legt seine kalten Hände auf ihre Brüste. Er schiebt den feuchten Jeansrock zu ihren Hüften hinauf. Sie steht auf Zehenspitzen an die Wand

gelehnt. Sie hört den Vater oder die Mutter unten an der Treppe und ist sicher, daß er oder sie heraufkommen werden. Die Gefahr, die Erregung oder die Panik lassen unwillkürlich ein Bild vor ihr entstehen: ein Mann, der den Rock eines Kleides hochhebt.

»Ich kann nicht«, flüstert sie und schiebt Thomas weg.
Zögernd läßt Thomas von

ihr ab. Sie zieht ihren Rock und ihren Pullover wieder zurecht. Als sie Schritte auf der Treppe hören, kickt Thomas mit dem Fuß die Tür zu.

»Was hast du?« fragt er. Sie sitzt auf dem Bett und versucht, sich von dem Bild zu befreien und die Einzelheiten des Zimmers in sich aufzunehmen: den Schreibtisch, die Stapel von

Papieren, die Stifte, die auf der Platte verstreut sind. Ein Hemd und eine Hose liegen zusammengeknüllt in der Ecke. Weiße Vorhänge umrahmen das Fenster und wirken zu niedlich für das Zimmer eines Jungen. »O Gott«, seufzt sie leise und bedeckt das Gesicht mit ihren Händen.

»Linda, was hast du?« fragt Thomas beunruhigt und

kauert sich vor ihr nieder.

Sie wiegt den Kopf hin und her.

»Deswegen?« fragt er offensichtlich verwirrt.

»Deswegen?« fragt er und deutet auf die Wand.

Schritte gehen an der Tür vorbei.

Im Spiegel über der Kommode sieht sie Thomas und sich: Thomas sitzt jetzt

auf dem Bett, er ist sich mit den Fingern durch die Haare gefahren und hat die Schultern hochgezogen. Sie steht mit verschränkten Armen neben dem Bücherregal. Ihre Augen sind von der Kälte rot gerändert, ihr Haar ist von der Mütze plattgedrückt.

Auf dem Schreibtisch neben dem Regal liegen beschriebene Seiten. Sie wirft

einen prüfenden Blick darauf.

»Ist das ein Gedicht, an dem du arbeitest?« fragt sie.

Thomas sieht abwesend auf den Schreibtisch, dann steht er auf und bemerkt, daß er seine Arbeit offen liegen gelassen hat. Er geht zum Schreibtisch und nimmt die Blätter.

»Ist das etwas, was du mir vorlesen kannst?« fragt sie.

»Nein«, antwortet er.

»Bist du sicher?«

Er ordnet die Papiere. »Ich bin mir sicher.«

»Laß mich sehen.«

Sie greift nach der ersten Seite. »Es ist nur ein Entwurf«, sagt er.

Sie dreht die Seite herum und liest, was dort steht. Es ist ein Gedicht über einen Sprung von einer Mole, über ein Mädchen im Wasser, das nur einen Slip trägt. Über tanzende Lichter im

Hintergrund und spöttische
Bemerkungen von Jungen.

Sie liest das Gedicht durch,
und dann liest sie es noch
einmal.

»Wasser wie Seide«, sagt
sie. »Es hat sich wie Seide
angefühlt.«

Unten ist der Teufel los, als sie
herunterkommen: Die Mutter
hat eine eisige Miene
aufgesetzt, der Vater hat von

seiner Frau eine Standpauke bekommen und zieht sich in einen Raum zurück, aus dem ein Fernseher zu hören ist; Thomas' Mutter, eine Frau, die weiß, was sie will, ruft ein Taxi mit Schneeketten. Auf diese Weise verabschiedet, zieht Linda ihre Stiefel wieder an, steht mit Thomas im Vestibül und wartet auf das Taxi.

»In dem Matchsack«, sagt

er, »sind Drogen.«

Am nächsten Tag im Wagen
vor dem Strandhaus streift
Thomas Linda die Jacke und
die Bluse von der Schulter
und küßt sie aufs
Schlüsselbein.

»Diesen Teil liebe ich am
meisten«, sagt er.

»Wirklich? Warum?«
Angesichts dessen, was er vor
kurzem an ihr kennengelernt

hat, scheint dies ein wenig abwegig zu sein.

»Das bist du«, sagt er. »Das bist ganz du.«

»Ist das nicht ein Song-Titel?« fragt sie.

Sie haben Sonnenbrillen aufgesetzt. Die Welt draußen ist ein einziges Glitzern. Auf dem Weg zum Strandhaus sind sie an der Großen Achterbahn, an der Kirche von St. Anna und an dem

Imbiß vorbeigekommen, und alles war fest vom Eis umschlossen. Die Sonne warf einen Glanz auf die Wände, der fürs bloße Auge zu grell war, und die Äste an den Bäumen waren von überirdischer Schönheit.

»Eine andere Art Himmel, als wir uns vorgestellt haben«, sagt sie.

»Was?«

»Es ist ein Wunderland«,

sagt sie beeindruckt.

Thomas hat seinen Wagen abgeholt. Wie die meisten Stadtbewohner, die sich nicht unterkriegen lassen, hat er endlich Schneeketten auf die Reifen montiert. Februar und März lagen noch vor ihnen, und wer wußte schon, welche Unwetter der März noch bringen würde?

»Sie haben mich zwanzig Dollar gekostet«, sagte er.

»Aber das sind sie wert. Sonst hätte ich dich nicht abholen können.«

Er küßt sie. Wagemutig parken sie wieder vor dem Strandhaus, an ihrer gewohnten Stelle. Aber es sei erst drei Uhr nachmittags, meint Thomas, und der Polizist beginne wahrscheinlich nicht so früh mit seiner Runde.

»Warum tust du das?« fragt

Linda.

Er weiß genau, was sie meint. »Donny T. hat mich darum gebeten«, antwortet er.

»Das ist durchaus kein Grund«, sagt sie und beugt sich vor, um das Radio anzustellen. Heute war keine Schule, aber Thomas hatte den ganzen Morgen gebraucht, um den Wagen abschleppen zu lassen, und fast den ganzen Nachmittag,

um die Ketten zu besorgen. Sie atmet tief ein. Sie kann nicht genug kriegen von seinem Geruch, diesem Duft nach Toast. Für sie ist er der Inbegriff von menschlicher Wärme.

»Gestern abend bei dir zu Hause«, sagt sie. »Das war ein Desaster.«

»Es war o. k.«, antwortet er.

»Nein, das war es nicht«, erwidert Linda. »Sie hat mich

gehaßt.«

»Sie ist überfürsorglich.«

Sie legt das Gesicht in die Hände. »Ich komm nicht drüber weg, daß ich diesen Pullover ohne BH anhatte«, sagt sie.

»Mir hat's gefallen«, sagt Thomas. Er berührt ihre Brust und hält inne wie ein Tier, das auf das Signal wartet, näher kommen zu dürfen.

»Ist schon gut«, sagt sie.

»Was immer es auch ist, du solltest es jemandem sagen.«

»Ich würde es dir sagen, wenn ich könnte«, antwortet sie. Sie denkt einen Moment nach. »Ich würde es Gott sagen, wenn ich könnte.«

»Sieht und weiß er denn angeblich nicht ohnehin alles?«

»Das ist Teil der Abmachung. Man muß in der Lage sein, ihm zu sagen, was

man getan hat.«

»Das ist unlogisch.«

»Natürlich«, sagt sie.

»Ich möchte dir ja nicht zu nahe treten«, sagt Thomas kurz darauf, »aber glaubst du wirklich, daß es Gott interessiert?«

Die Frage schockiert Linda nicht, sie überrascht sie nicht einmal. Es ist eine Frage, die in anderer Form eine ganze

Weile an ihr genagt hatte: Ist es nicht widersinnig, sich dafür zu interessieren, ob Billy und Donna vor der Hochzeit miteinander geschlafen haben, nachdem der Holocaust passiert ist? Logik verlangt gesunden Menschenverstand: Angesichts all des Horrors kann sich Gott doch sicherlich nicht um vorehelichen Sex kümmern. Doch der Gedanke, daß es ihn nicht kümmern

könnte, erfüllt sie mit Verzweiflung. Thomas nimmt Linda die Sonnenbrille ab, und sie blinzelt.

»Nimm deine auch ab«, sagt sie, und er gehorcht. Sie sehen sich an.

»Ich muß dich etwas fragen«, sagt er.

»In Ordnung«, sagt sie, auf alles vorbereitet, seltsamerweise sogar von ein wenig neuem Mut erfüllt.

»Bitte sag mir, was passiert ist.«

Aber ihr Vertrauen ist nicht echt. Sie öffnet den Mund, um zu sprechen, und kann es nicht.

Thomas legt den Kopf an die Lehne und schließt die Augen. Sie streicht mit dem Finger über seine Brust. Hinter ihnen geht die Sonne unter. Das Glitzern auf den Dünen verlischt, die

Temperatur sinkt.

»Wo hast du früher gewohnt? Vor dem Heim, meine ich?« fragt er.

»In Marshfield«, antwortet sie.

»Oh.«

»Warum? Was stimmt damit nicht?«

»Nichts. Ich schätze, es gibt eine Menge Dinge, die ich nicht von dir weiß.«

Sie schweigt.

»Wo bist du in den Sommerferien gewesen?«

»Thomas.«

»Kannst du nicht mal eine einzige lausige Frage beantworten?« Der gereizte Unterton in seiner Stimme, den sie noch nie bei ihm gehört hat, läßt sie erstarren.

»Was soll das?« fragt sie.

»Wenn du zur Beichte gehst«, fragt er, »beichtest du dann, daß du mich deine

Brüste anfassen läßt?«

Sie zieht ihre Bluse zusammen.

»Erzählst du dem Priester von gestern abend? Als ich deinen Rock hochgeschoben habe?«

Mit zusammengepreßten Lippen starrt sie geradeaus.

»Tust du das?« fragt er.

Sie setzt ihre Sonnenbrille wieder auf.

»Wie sehr mußt du in die

Einzelheiten gehen?«

»Thomas, hör auf.«

Die Diamanten auf der Windschutzscheibe sind verschwunden. Sie zieht den Mantel eng um sich. »Bring mich nach Hause«, sagt sie.

»Ich möchte einfach bloß wissen, was mit dir los ist«, sagt er.

Der Wind vom Meer rappelt an den Fenstern des Skylark. Auch im

Wageninnern herrscht Frost, stellt sie fest. Beide stoßen zornige Atemwolken aus.

»Ich bin wütend«, sagt er.

»Auf wen? Auf mich?«

fragt sie.

»Ja, ich bin wütend auf dich.«

»Gut«, sagt sie und lehnt sich an die Tür. Sie beginnt, ihre Bluse zuzuknöpfen.

»Ich bin nicht wütend auf dich«, sagt er.

»Das solltest du aber«,
antwortet sie.

»Warum?«

»Ich habe dir etwas
verdorben, nicht wahr?«

»Das ist ein Märchen.«

»Es sitzt ganz tief in dir
drin. Es ist kein Märchen.«

»Linda. Sieh mich an.«

Sie weigert sich. »Wenn wir
schon davon sprechen, nicht
alles über eine Person zu
wissen, warum erzählst du

mir dann nicht, warum du Drogen für Donny T. aufbewahrst?«

»Und was wäre, wenn ich es täte?«

»Was dann wäre? Ja was, zum Teufel, wäre dann? Du könntest ins Gefängnis kommen, das wäre dann.«

»Linda, sieh mich an. Bitte.« Sie gibt nach und dreht sich um.

»Es stimmt«, sagt er.

»Wenn irgendwas tief drinnen
in mir sitzt, dann bist du es.«

Sie schweigt.

»Du bist doch meine
Familie. Du bist meine
Geliebte, meine Freundin und
meine Familie.« Er hält inne.
»Und ich bin vermutlich die
deine.«

Das könnte stimmen, denkt sie. Das wäre möglich. Und welche Erleichterung wäre das, denkt sie. Es wäre eine

völlig neue Perspektive für sie: Thomas als ihre Familie. Sie überwindet den großen Abstand zwischen ihnen und berührt seine Hand.

»Es hört sich lächerlich an, wenn du zum Teufel sagst«, fügt er hinzu.

Thomas öffnet die Tür des Wagens. Er greift auf den Rücksitz und nimmt den Matchsack heraus. Linda sieht

zu, wie er sich schlitternd auf den Weg zum Strand macht. Sie setzt sich auf die Hände, um besser sehen zu können. Es herrscht Flut, und das Wasser schwappt ihm über die Füße. Mit athletischer Kraft schleudert er den Sack hoch und weit ins Meer hinaus. Er beobachtet, wie er eine Weile schwimmt und dann untergeht.

Ihr Blick schießt zwischen

den vertikalen Stengeln des Dünengrases, den horizontalen Schindeln des Hauses und den viereckigen Fensterscheiben hin und her. Es ist ihr noch nie zuvor aufgefallen, aber es ist ein Muster. Bis jetzt hat sie geglaubt, ihr Leben bestehe aus einer willkürlichen Folge von Ereignissen. Daß eine Sache passiert, dann die nächste, und immer so fort.

Obwohl es die ganze Zeit ein Muster, einen Plan gegeben hatte. Einen wundervoll ausgeklügelten Plan.

Vor Kälte zitternd, steigt Thomas wieder ein. Er hat die Jacke an, aber sein Hemd ist noch nicht zugeknöpft. Er reibt sich die Hände.

»Was geschieht jetzt?« fragt sie. »Wird Donny T. nicht wütend sein? Wieviel war da drin?«

»Ein paar Kilo. Er wird mich wahrscheinlich auf die Todesliste setzen.«

»Thomas.«

»Ich mach bloß Scherze. Ich werde ihn bezahlen. Ich denk mir was aus.«

Am nächsten Tag in der Cafeteria nimmt Donny T. Wetten an, wie viele Tage die Schule noch ausfallen wird, bevor der Winter vorbei ist.

Die höchste Wette lautet
sechs, die niedrigste Null.
Linda glaubt, daß Null der
Wahrheit wohl am nächsten
kommt. Die winzigen
Veränderungen des Lichts –
seine Stärke, der
Einfallswinkel durch die
Fenster – lassen darauf
schließen, daß der Frühling
vor der Tür steht.

Auf dem Fliesenboden
unter ihrem Tisch liegt

Schneematsch. Sie sitzt allein da und hat nur noch fünf Minuten, bis der Unterricht beginnt. Sie betrachtet den irisierenden Glanz auf dem undefinierbaren Stück Fleisch vor sich, dazu die inzwischen kalte, klumpige Soße. Sie hätte besser von zu Hause einen Apfel mitnehmen sollen.

Sie sieht Donny T. an seinem Tisch zu: Wie flink er

das Geld aus ausgestreckten Fingern entgegennimmt, wie professionell er es in seinen Jackentaschen verschwinden lässt, wie lässig er nebenbei Notizen auf eine Serviette kritzelt, stets bereit, sie schnell zusammenzuknüllen, falls ein zu neugieriger Lehrer vorbeikommen sollte. Er hat unternehmerische Fähigkeiten und große Begabung.

Sie ißt ein Stück von dem

undefinierbaren Fleisch und betet schnell zu Maria, daß sie Thomas helfen, ihn beschützen und leiten möge. Die Gebete muten ein wenig mechanisch an, wenn auch nicht total mechanisch. Genauso hat sie für Eileen gebetet, für Patty, als sie Masern hatte, für Erin, als sie eine Fünf in Latein bekam. Sie stellt sich die Gebete als Luftballons vor und sieht sie

mit herabhängender Schnur
an Wolken vorbei in den
Äther aufsteigen. Ballons der
Hoffnung. Ein Gebet ist nichts
anderes als ein Ballon voller
Hoffnung.

»Linda Fallon«, ertönt eine
Stimme hinter ihr.

Sie dreht sich um und
schluckt schnell ein Stück von
dem Fleisch hinunter. »Mr.
K.«, sagt sie.

»Darf ich mich zu dir

setzen?« fragt er.

»Sicher«, antwortet sie und schiebt ihr Tablett zur Seite.

»Ich möchte dich nicht vom Essen abhalten.«

»Nein, ist schon in
Ordnung«, sagt sie. »Es ist
sowieso zum Abgewöhnen.«

»Wie wahr.«

Mr. K., ein gedrungener,
bulliger Typ mit stark
gewölbter Brust, der sich
erfolglos bemüht, wie ein

Professor auszusehen, schwingt die Beine über die Bank. Er hält einen Becher Kaffee in der Hand, dessen Deckel er mit einem Strohhalm durchstößt.

»Weißt du«, sagt er, »ich bin nicht nur Englischlehrer, sondern auch Schülerberater.«

»Ich weiß«, antwortet sie.
»Also, um es kurz zu machen, ich bin die Liste der Schüler durchgegangen, die

sich fürs College bewerben,
und habe deinen Namen nicht
gefunden.«

»Nein.«

»Du hast dich nicht
beworben?«

Linda nimmt eine Spange
aus dem Haar und setzt sie
wieder ein. »Nein.«

»Darf ich fragen, warum?«

Sie streicht mit dem Finger
über die Kante der
Resopalplatte. »Ich weiß

nicht«, sagt sie.

»Du bist sehr begabt«, sagt er und stochert noch immer an seinem Deckel herum.

»Deine Sätze sind sehr klar. Deine Arbeiten zeugen von Logik. Muß ich sagen, daß das bei Schülerprosa ein seltener Vorzug ist?«

Sie lächelt.

»Darf ich dir eine persönliche Frage stellen?«

Sie nickt.

»Ist es aus finanziellen Gründen?«

Sie hat es sich ausgerechnet: Selbst mit all dem Trinkgeld wäre sie nicht in der Lage, die Unterrichtsgebühren zu bezahlen, und sie hat nicht ihre gesamten Einkünfte gespart. Gebühren, Wohnen und Essen würden sich auf 3500 Dollar belaufen. Und das nur im ersten Jahr. »Es ist

ziemlich teuer«, gibt sie zu.

Ohne hinzuzufügen, daß der wahre Grund für ihren Verzicht darin liegt, daß sie nicht weiß, wie sie es ihrer Tante beibringen soll. Sie würde es nur als einen weiteren Beweis dafür auffassen, daß Linda ihr voraus sein will, daß sie ihre Cousins und Cousinen überflügeln will.

»Du weißt doch, daß es

Stipendien gibt«, sagt Mr. K.
Sie nickt.

»Es ist erst Ende Januar«,
fährt er fort. »Zugegeben, für
eine formelle Bewerbung ist
es zu spät, aber ich kenne
einige Leute und Mr. Hanson
ebenfalls. Wir könnten ein
paar Anrufe machen. Ich
würde dir dabei helfen.«

Verlegen sieht Linda zu
Donny T. hinüber. Wird er
sich ebenfalls fürs College

bewerben? Wird er ein Dieb, ein Spieler oder Banker werden? Sie weiß noch nicht einmal, wo Thomas sich beworben hat. Sie hat das Thema mehr oder weniger zum Tabu erklärt.

»Ist bei dir zu Hause alles in Ordnung?« fragt Mr. K.

Zu Hause ist alles geradezu kuschelig, denkt sie.

»Tust du mir einen Gefallen?« fragt er. »Versprich

mir, daß du in mein Klassenzimmer kommst und dir ein paar College-Kataloge ansiehst. Ist dir Tufts ein Begriff? Die Boston University?«

Sie nickt.

Er bemerkt das Kreuz. »Das B. C.?« fragt er. Das katholische College.

Sie nickt erneut, da sie keine andere Möglichkeit sieht, als zuzustimmen.

»Heute nachmittag? Hast du in der achten Stunde frei?«

»Ja.«

»Gut. Also treffen wir uns dann.«

»In Ordnung.«

Er steht auf. »Was nimmst du dieses Semester durch? Das zwanzigste Jahrhundert?«

»Ja.«

»Aus dem Schlaf meiner Mutter fiel ich in diesen Zustand / Und ich krümmte

mich in dessen Bauch bis mein
nasser Pelz gefror.«

Randall Jarrel. Linda
lächelt.

Sie nimmt den Bus, der direkt
hinter dem Parkplatz der
Schüler hält. Der Fahrer kneift
die Augen zusammen, als sie
einstiegt.

»Ich bin krank«, sagt sie.
»Ich schwänze nicht.«

Sie fährt die Main Street

entlang zur Spring Street, zur Fitzgerald Street und zur Nantasket Avenue und denkt, daß sie die Sache vielleicht gerade noch hinter sich bringen könnte, bevor es Zeit für ihre Verabredung mit Mr. K. ist. Sie weiß, daß sie der Mut verlassen wird, wenn sie zu lange über ihr Vorhaben nachdenkt. Also tut sie es nicht. Dennoch drängt es sie, diesen Botengang zu machen.

Tauwetter. Alles um sie her
glitzert, tropft und bricht, von
den Dächern fallen
Eislawinen, von den
Telefonmasten lösen sich
lange Schnüre gefrorenen
Wassers und von den
Dachrinnen phantastische
Eiszapfen. Der Bus ist
überheizt, und sie öffnet ihren
Armeemantel. Sie versäumt
zwei Unterrichtsstunden vor
der achten Stunde und muß

sich für ihre Abwesenheit eine plausible Ausrede ausdenken. Vielleicht kann sie Mr. K. als Entschuldigung anbringen.

Bei der Haltestelle, die am nächsten bei St. Ann's liegt, steigt sie aus. Das Pfarrhaus steht neben der Kirche. Wenn dieser Drang nicht in ihr wäre, würde sie umkehren. Sie zwingt sich, vorwärts zu gehen, obwohl sie weiß, daß sie mit ihrem Anliegen

vermutlich nur Hohn ernten wird. Dies ist das Mutigste, was sie nach ihrem Sprung ins Meer getan hat.

Sie steigt die Steinstufen hinauf und klopft an die schwere Holztür.

Ein junger Priester öffnet. Sie hat ihn schon einmal in der Kirche gesehen, aber jetzt, aus der Nähe, fällt ihr auf, daß er wie Eddie Merullo aussieht. Sein Kragen ist schief, und er

hält eine Serviette in der Hand.

»Würden Sie mir die Beichte abnehmen?« fragt sie.

Der Priester ist verblüfft.

»Beichten werden am Samstagnachmittag abgenommen«, sagt er nicht unfreundlich. Mit seinem rotgoldenen Haar und dem dünnen Leib könnte er ein Cousin von Eddie sein. Der brave Cousin. »Es ist nicht

Samstag«, erinnert er sie.

»Ich weiß«, antwortet sie,
»aber ich muß es jetzt tun.«

»Ich bin gerade beim
Mittagessen«, antwortet er.

»Tut mir leid«, sagt sie und
will es schon dabei bewenden
lassen. Vielleicht ist es eine
Sünde, mehr zu wollen als
das, worauf sie ein Anrecht
hat, denkt sie.

»Ich werde warten«, sagt
sie.

Der junge Priester führt langsam die Serviette zum Mund. »Kommen Sie herein«, sagt er.

Sie tritt in die getäfelte dunkle Diele. Das einzige Licht kommt von Glühbirnen. Es könnte genausogut Nacht sein draußen. Aus einem Raum weiter hinten hört sie das Klappern von Besteck und eine Stimme.

»Sollten Sie nicht in der

Schule sein?« fragt er.

»Ja«, antwortet sie.

»Wird man sich dort
Sorgen machen?«

»Nein.«

»In welcher Klasse sind
Sie?«

»In der letzten.«

»Wenn wir es tun, werden
Sie dann in die Schule
zurückkehren?«

»Ja.«

»Ich werde Sie nicht nach

Ihrem Namen fragen.«

»Danke.«

»Folgen Sie mir«, sagt er und lässt die Serviette auf einem Dielentisch zurück.

Sie folgt dem jungen Priester in einen kleinen Vorraum, der von der Diele abgeht. Wenn die Kreuze nicht wären, könnte es sich um ein Zimmer handeln, in dem ein Herrscher einen ausländischen

Würdenträger empfängt.
Zwei Sessel stehen
nebeneinander gegenüber
vom Eingang, zwei dazu
passende Sofas entlang der
Wand. Abgesehen von den
Möbeln ist der Raum leer.

Sie sieht zu, wie der
Priester die Sessel in die Mitte
des Zimmers zieht,
Rückenlehne an Rückenlehne,
so daß sich die Leute, die
darin sitzen werden, nicht

sehen können. Er macht ihr ein Zeichen, auf einem Platz zu nehmen.

Sie legt ihre Büchermappe auf den Boden neben den Sessel und lässt den Mantel von den Schultern gleiten. Panik ergreift sie. Es erscheint ihr unvorstellbar, in diesem Raum tatsächlich ihre Sünden zu bekennen, während sie beide sich den Rücken zukehren – ohne

Teilungswand, ohne Beichtstuhl, ohne die Möglichkeit, sich zu verstecken.

»Vater, vergib mir, denn ich habe gesündigt«, beginnt sie, und ihre Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern.

Darauf folgt ein langes Schweigen.

»Du hast Sünden begangen, die du beichten willst?« sagt der Priester, um ihr zu helfen.

Er hört sich zwar nicht ausgesprochen gelangweilt an, aber vielleicht müde.

»Vor Jahren«, sagt Linda mit rasendem Herzklopfen, »hatte ich eine unschickliche Beziehung mit meinem Onkel. Nicht meinem wirklichen Onkel. Es war ein Mann, den wir Onkel nannten. Ich war dreizehn.«

»Was meinst du mit unschicklich?«

»Wir ...« Sie überlegt, wie sie es ausdrücken soll. Wäre Unzucht treiben das richtige Wort? »Wir hatten Sex«, sagt sie.

Ein kurzes Schweigen tritt ein. »Du hattest Sex mit einem Mann, den du ›Onkel‹ nanntest?«

»Ja.«

»Wie alt war dieser Mann?«

»Ich weiß nicht genau. Ich glaube, Anfang Vierzig.«

»Ich verstehe.«

»Er lebte mit meiner Tante zusammen. Er lebte mit uns zusammen.«

»Und wie oft hast du mit diesem Mann Unzucht getrieben?«

»Fünfmal«, antwortet sie.

»Hat er dich dazu gezwungen?«

»Nein. Nicht wirklich.«

»Hast du das schon einmal gebeichtet?«

»Nein.«

»Das sind schwere

Sünden«, sagt der Priester.

»Unzucht zu treiben und die Sünde deinem Beichtvater zu verschweigen. Niemand weiß davon?«

»Meine Tante. Sie hat uns überrascht. Ich wurde für lange Zeit weggeschickt.«

»Ah«, sagt der Priester. Das »Ah« ist unmißverständlich ein Ausdruck des

Wiedererkennens. »Sprich weiter.«

»Damit war die Beziehung beendet. Der Mann hat die Familie verlassen.«

»Und du glaubst, es geschah deinetwegen?«

»Vielleicht. Ich meine, es ist wahrscheinlich.«

Der Priester sagt lange Zeit nichts. Sein Schweigen macht sie nervös. So sollte es eigentlich nicht ablaufen. Von

draußen hört sie laufendes Wasser und Stimmen in der Diele. Möchte der Priester genauere Einzelheiten wissen?

»Darf ich offen mit dir sprechen?« fragt er schließlich.

Die Frage ist beunruhigend, und sie kann sie nicht unbefangen beantworten. Der Priester dreht sich um und beugt sich über die Armlehne zu ihr. »Die Sache ist

ungewöhnlich«, sagt er, »aber ich habe das Gefühl, ich muß mit dir darüber reden.«

Linda dreht sich ebenfalls leicht herum. Aus dem Augenwinkel kann sie den Ärmel und die blassen Hand des Priesters sehen. Es sind Sommersprossen darauf wie bei Eddie Merullo.

»Ich kenne deinen Namen«, sagt er. »Du bist Linda Fallon.«

Ihr stockt der Atem.

»Ich weiß einiges über dich«, sagt er. Er klingt jetzt freundlicher, nicht mehr ganz so streng. »Das Individuum, von dem du sprichst, war ein verabscheuungswürdiger Mann. Ich kannte ihn nur flüchtig, bevor er wegging, aber ich hatte genug gesehen, und inzwischen habe ich genügend erfahren, um mich davon zu überzeugen. Was er

dir angetan hat, das hat er auch mit anderen Mädchen deines Alters gemacht, sogar mit noch jüngeren. Er hat es wiederholt getan. Verstehst du, wovon ich spreche?«

Sie nickt, obwohl sie kaum glauben kann, was sie hört. Andere Mädchen? Jüngere?

»Man kann sagen, daß er ein kranker oder ein böser Mensch war«, erklärt der Priester. »Wahrscheinlich

beides. Aber was ich dir zu sagen versuche, ist, daß du nicht allein warst.«

Die Information ist so verblüffend für sie, daß ihre Welt aus den Fugen bricht. Ihr wird schlecht, als müßte sie sich übergeben. Plötzlich fällt ihr Eileens rätselhafte Bemerkung wieder ein: ›Es war nur dein Körper, der gehandelt hat, und du solltest dich deines Körpers nicht

schämen.<

»Ich kann in das Herz eines solchen Menschen nicht hineinsehen«, sagt der Priester. »Man muß für seine Seele beten. Aber ich glaube, ich kann mir vorstellen, was in deinem Herzen vorgeht.«

Sie hat den Eindruck, immer weniger Luft zu bekommen, etwas scheint sich immer enger um ihre Brust zusammenzuschnüren, bis sie

schließlich Angst hat,
überhaupt nicht mehr atmen
zu können.

»Du fühlst dich
verantwortlich für das, was
geschehen ist«, sagt der
Priester.

Sie nickt, sagt sich dann
aber, daß er das Nicken gar
nicht sehen kann. Sie beugt
sich weiter über die Armlehne
nach vorn, wie der Priester es
tut, obwohl sie ihn nicht

direkt ansehen will. Von draußen glaubt sie zu hören, daß sich jemand verabschiedet und daß eine Tür geschlossen wird. »Ja«, sagt sie. »Mehr oder weniger.«

»Obwohl man sich vielleicht wünschen würde, du wärst stärker gewesen und hättest dich dem Mann widersetzt, ist seine Sünde die bei weitem größere. Du warst

ein Kind. Du bist immer noch ein Kind.«

Zu Lindas Entsetzen steigen ihr unwillkürlich Tränen in die Augen. Sie rinnen ihr über die Lider.

»Es war falsch von deiner Tante, dich wegzuschicken. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es für dich gewesen ist.«

Sie wiegt den Kopf hin und her. Diese Freundlichkeit, diese Güte! Sie ist fast

schmerzlicher als ein hartes Wort. Niemand hat je so mit ihr gesprochen.

»Es ist keine Sünde, die du beichten mußt, weil du keine Sünde begangen hast«, fährt der Priester fort. »Verstehst du, was ich sage?«

Sie versteht nicht. Nicht wirklich. Es widerspricht allem, was man sie gelehrt hat.

»Einige mögen das

glauben«, sagt der Priester. Er niest einmal kurz und bittet um Entschuldigung, dann nimmt er ein Taschentuch heraus und schneuzt sich. »Ich bekomme eine Erkältung«, fügt er erklärend hinzu.

»Möchtest du mit jemandem darüber sprechen? Jemand, der dir vielleicht helfen könnte?«

Sie schüttelt schnell den Kopf. »Nein«, antwortet sie.

»Ich denke dabei an jemanden wie einen Arzt, der mit dir über deine Gefühle sprechen könnte.«

»Nein«, sagt sie. »Besser nicht.«

»Ich glaube, ich könnte es einrichten, daß du mit einer Frau sprechen kannst.«

»Nein, lieber nicht«, antwortet sie.

»Es ist zu schwer, solch eine Last allein zu tragen.«

Wie ein Kind schluchzt sie tief auf, schnappt nach Luft, hat Schluckauf. Sie wendet sich von dem Priester ab.

Sie hört, wie der Priester aufsteht und dann den Raum verläßt. Sie glaubt, er lasse sie allein, damit sie weinen kann, ohne von jemandem beobachtet zu werden, aber dann kommt er mit einer Schachtel Taschentücher zurück. Er bleibt vor ihr

stehen, aber sie will die Augen nicht höher als bis zu seinen Knien heben. Sie nimmt ein Taschentuch aus der Schachtel und schneuzt sich. All diese Funktionen des Körpers, denkt sie.

»Vielleicht möchtest du eine Weile allein sein«, sagt er.

Wieder schüttelt sie den Kopf. »Ich muß in die Schule zurück«, antwortet sie und

wünscht sich nichts mehr, als von dem Pfarrhaus fortzukommen.

»Ich verstehe«, sagt er.
»Linda.«

Sie sieht zu ihm auf. Sie hat sich getäuscht. Er sieht überhaupt nicht wie Eddie Merullo aus. »Kannst du dem Mann vergeben?« fragt er.

»Ich weiß nicht«, sagt sie.
»Ich versuche, nicht daran zu denken.«

»Kannst du deiner Tante vergeben?«

Sie schüttelt den Kopf. »Sie haßt«, sagt Linda. »Und das ist schlimmer.«

»Die Entscheidung darüber, was die größere Sünde ist, steht uns nicht zu.«

»Nein«, sagt sie.

»Du wirst dich bemühen, ihnen zu verzeihen. Du wirst es versuchen.«

»Ja«, antwortet sie und

weiß, daß das vermutlich nicht der Wahrheit entspricht.

»Hast du Freunde?« fragt er. »Jemanden, mit dem du sprechen kannst?«

»Ich habe einen Freund«, sagt sie.

»Jemand, dem du vertraust?« fragt er.

»Ja, sehr.«

»Ist er katholisch?«

»Nein.«

»Nun, macht nichts.«

»Er ist mein Leben«, sagt Linda.

»Na, na«, sagt der Priester sanft. »Gott ist dein Leben. Dein Leben liegt in Gott.«

»Ja«, sagt sie.

»Aber jetzt ist vielleicht nicht der Zeitpunkt, das zu vertiefen. Ich nehme an, du hast eine recht gründliche religiöse Erziehung genossen.«

Sie nickt.

»Gründlicher, als du

wolltest.«

Sie blickt auf und sieht, daß er lächelt. Nein, er gleicht ganz und gar nicht Eddie Merullo, denkt sie.

Der Priester streckt die Hand aus. Sie ergreift sie, und er hilft ihr auf.

»Ich bringe dich zur Tür«, sagt er. »Wann immer du über dies oder über etwas anderes mit jemandem reden möchtest, brauchst du nur

anzurufen.«

»Danke«, sagt sie. »Ich weiß nicht einmal Ihren Namen.«

»Vater Meaghan«, antwortet er. »Vergiß deine Büchermappe nicht.«

Linda tritt auf den Gehsteig hinaus und weiß, daß der Priester sie von einem Fenster aus beobachtet. Das Licht ist so grell und blendend, daß sie sofort ihre Sonnenbrille aus

der Tasche nimmt. Sie setzt sie auf, geht um die Ecke zur Bushaltestelle, und als sie weiß, daß sie außer Sichtweite des Pfarrhauses ist, beginnt sie zu weinen.

Gegen die Wand gelehnt, wartet sie vor dem Nantasket-Gebäude. Sie fragt sich, welcher Architekt eine solche Monstrosität wie diese Schule verbrochen und

geglaubt haben konnte, sie sei dem Lernen förderlich.

Vielleicht ist es doch ein Gefängnis. Gelbe Ziegelmauern reichen fast bis zur Decke hinauf und lassen nur für schmale Oberlichter Platz. Durch jahrelange Abnutzung haben die Metalltüren ein fahles Blau oder ein mattes Orange angenommen. Die schmalen Fensterschlitzte in den Türen

sind mit Maschendraht verstärkt, zum Schutz vor Fausthieben, wie sie vermutet. Von Zeit zu Zeit späht sie durch den Schlitz, um zu sehen, was Thomas macht. Er sitzt mit acht anderen Schülern am Kopfende eines langen Tischs und scheint in eine angeregte Diskussion verstrickt zu sein. Dicke Bündel des Nantasket, die vom Verlag geliefert wurden,

stapeln sich auf den Schulbänken.

Sie sollte überhaupt nicht hier sein. Sie hätte den letzten Bus nach Hause nehmen, die Tür ihres Zimmers schließen und ihre Hausaufgaben machen sollen. Sie hat am nächsten Morgen einen Mathematik-Test und muß eine Arbeit über ein Buch abliefern, das sie noch nicht gelesen hat. Durch den Job im

Imbiß, die Eishockey-Spiele (zwei die Woche) und die Stunden, die sie mit Thomas verbringt (absolut notwendig), hat sie immer weniger Zeit zum Lernen. Das Gespräch mit Mr. K. in seinem Klassenzimmer wird völlig nutzlos sein, wenn sie ihre Noten nicht hält. Früher schien sie die Schule spielend zu schaffen, aber sie weiß, daß es eben doch nur möglich ist,

wenn man sich Zeit dafür nimmt.

Am Ende des Korridors tadelt Mr. Constantine, der sie vor Monaten in die Schule eingeführt hat, einen störrischen Schüler mit langem Haar und Jeansjacke. Zwar hört sie nicht, was er sagt, aber sie kann es sich vorstellen. ›Zieh keine solchen Jacken an. Laß dir die Haare schneiden.‹

Sie denkt über die Begegnung mit dem Priester nach: es war ein erstaunliches Erlebnis für sie, so seltsam und unwirklich, daß sie kaum glauben kann, daß es überhaupt stattgefunden hat.

›Aber es hat stattgefunden‹, denkt sie. ›Ganz bestimmt.‹

Die Tür geht auf, und Thomas kommt mit einer Ausgabe des Nantasket in der Hand heraus.

Er liest im Gehen.

»Hallo«, ruft sie.

»Linda«, sagt er und dreht sich um. »Hallo. Ich dachte nicht, daß ich dich hier sehe.«

»Was hast du da?«

»Schau her«, sagt er.

Er öffnet die

Literaturbeilage auf einer Seite, auf der ein kurzes Gedicht von Thomas Janes abgedruckt ist. Sie liest das Gedicht. »Es ist sehr gut,

Thomas.« Es ist tatsächlich gut. »Meinen Glückwunsch.«

»Danke. Danke.« Er verbeugt sich. »Was machst du hier?«

»Also«, beginnt sie. »Ich hab mit Mr. K. gesprochen, und ich glaube, ich werde mich fürs College bewerben.«

»Wirklich?« fragt Thomas strahlend. »Wirklich?« Er drängt sie an die Wand zurück. »Wo?«

»In Middlebury zunächst einmal.«

»Verdammter Mr. K.«, sagt Thomas.

»Und im Tufts und B.C. vielleicht.«

»Im Ernst?«

»Ich hab die Anmeldefrist versäumt, aber er hat ein paar Anrufe gemacht und ›meine Lage‹ erklärt, wie er es ausdrückt, und sie sind bereit, meine Bewerbung zu

berücksichtigen. Jedenfalls will man es in Middlebury tun.«

»Er ist ein Schatz«, sagt Thomas und küßt sie.

Jemand ruft vom Ende des Korridors herauf: »Keine Verbrüderung zwischen den Geschlechtern während der Schulstunden.« Thomas, der Mr. Constantine den Rücken zugekehrt hat, zieht eine Augenbraue hoch. Der

stellvertretende Direktor steht da und hat die Hände in die Hüften gestemmt. Gleich wird er mit dem Fuß aufstampfen, denkt Linda.

»Ist da unten was Unerlaubtes im Gang?« fragt Constantine.

Der Parkplatz ist ein See aus Schneematsch. Die Sohlen von Lindas Stiefeln sind durchweicht.

»Jetzt hab ich die Schneeketten drauf«, sagt Thomas, »und wahrscheinlich kriegen wir keinen Tag mehr unter Null Grad.« Er schließt die Tür des Skylark auf. Im Innern ist es so ungewöhnlich warm, daß Linda sofort den Mantel auszieht. Thomas dreht das Radio an.

»Mit einem Schirm ist es genauso«, sagt sie.
»Was denn?«

»Wenn du ihn mitnimmst,
regnet's nicht.«

»Laß uns feiern«, sagt er.

»In Ordnung«, antwortet sie. »Wo?«

Er trommelt mit den Fingern aufs Lenkrad und überlegt. »Es gibt ein hübsches Fischlokal namens Lobster Pot nicht weit von hier«, sagt er. »Wir könnten zu Abend essen.«

»Wirklich? Es ist

Mittwoch.«

»Na und?«

»Ich schreibe morgen einen Test.«

»Du kannst später lernen.«

»Ich muß arbeiten.«

»Jetzt nicht«, antwortet er und wendet.

Sie fahren eine gewundene schmale Küstenstraße entlang. Linda sitzt so nahe bei Thomas, daß er gelegentlich

den Arm zurückziehen muß, um zu steuern. Wann immer er kann, legt er die Hand auf ihren Schenkel. Einmal schiebt er ihren Rock hoch, um ihren Schenkel zu sehen. Dann schiebt er die Hand unter ihren Rock. Sie stößt ihn nicht weg.

Thomas hält an einer Tankstelle, damit sie im Imbiß anrufen kann. Sie hält sich die Nase zu und gibt vor, erkältet

zu sein, während Thomas vor der Telefonzelle steht, gegen das Glas trommelt und singt. Help me, Rhonda. Help, help me, Rhonda. Im Wagen küßt Linda ihn so innig und so lange, daß er nach Luft schnappt, als sie ihn wieder losläßt.

Während sie fahren, läßt die untergehende Sonne die Bäume und die alten Häuser entlang der Straße erglühen,

so daß es für eine Weile aussieht, als stünde die Welt in Flammen.

»Heute ist der schönste Tag in meinem Leben«, sagt sie.

»Wirklich?«

Das Wasser in den Sümpfen leuchtet in strahlendem Rosa. Thomas greift unter seinen Sitz und zieht eine Flasche heraus, die offensichtlich Scotch oder Whiskey enthält. Ein Schatten streicht über die

Straße.

»Was soll das?« fragt sie.

»Möchtest du einen Schluck? Wir feiern.«

Die Flasche ist nur halb voll. Vielleicht gibt es Seiten an Thomas, die sie nicht kennt.

»Du hast nie Alkohol getrunken«, sagt er.

»Thomas, können wir irgendwo anhalten? Ich möchte dir etwas sagen.«

»Er hat Sex mit mir gehabt«, sagt sie und stößt dabei den Atem aus.

Sie erwartet, daß das Metall des Wagens nach innen knickt, daß die Luft es wieder nach außen biegt. Thomas hat auf einem Feldweg in den sumpfigen Wiesen geparkt. Sie stehen zum Teil hinter einer Baumgruppe verborgen, auf der das schmelzende Eis in der untergehenden Sonne

glitzert.

»Er hat dich vergewaltigt«, sagt Thomas.

»Es war keine Vergewaltigung«, antwortet sie. »Es war auch kein Inzest, falls du das denkst. Er war nicht mein wirklicher Onkel. Wir haben ihn bloß so genannt. Er war der – ich weiß nicht – der Freund meiner Tante, schätze ich.«

Dies ist der Moment, denkt

Linda, in dem Thomas die Tür öffnen und aussteigen muß, um einen kühlen Windstoß einzulassen. Er wird einen Spaziergang machen, um sich zu sammeln, und wenn er wieder einsteigt, dessen ist sie sich sicher, wird alles anders sein zwischen ihnen.

»Oft?« fragt Thomas.

»Fünfmal«, antwortet sie.

Er lehnt den Kopf an die Nackenstütze. Linda ist

schwindelig. Sie muß etwas essen.

»Ich wußte, daß es etwas in dieser Art war«, sagt Thomas ruhig.

»Wirklich?« Sie ist nur wenig erstaunt. Aber vielleicht ein bißchen enttäuscht. Schließlich hatte jemand ihr schreckliches Geheimnis bereits erraten.

»Ich war mir nicht sicher«, sagt Thomas. »Eine Weile

habe ich gedacht, es könnte dein Vater gewesen sein.«

»Mein Vater ist verschwunden, als ich fünf war«, antwortet sie. »Das habe ich dir doch gesagt.«

»Ich dachte, du hättest vielleicht gelogen, was den Zeitpunkt betrifft«, sagt Thomas. Eine Lüge, die er offensichtlich nicht verurteilt hätte, weil ihr nichts anderes übrig geblieben wäre.

»War es schlimm?« fragt er.

»Es war schrecklich und auch wieder nicht«, sagt sie vorsichtig. Kurz darauf fügt sie hinzu: »Ich finde, wir sollten über diese Sache nicht mehr reden.«

Er nickt. Was sollten Einzelheiten schon bringen, Bilder, die nie mehr ausgelöscht werden könnten?

»Ich liebe dich«, sagt Thomas.

Sie schüttelt den Kopf. Das hätte er jetzt nicht sagen sollen. Vielleicht wird sie immer denken, er habe es nur aus Mitleid gesagt.

»Ich liebe dich seit dem Moment, als du ins Klassenzimmer gekommen bist«, sagt er.

Aber Worte sind bedeutsam, wie sie weiß, und ihr Herz macht einen Freudensprung.

»Manchmal glaube ich«, sagt er, »daß wir füreinander bestimmt sind.«

»Ich auch«, antwortet sie schnell. Und das stimmt. Sie ist genau derselben Meinung.

Zutiefst glücklich, dreht er sich zu ihr um.

»Bist du sicher?« fragt er.

»Ich bin mir sicher«, antwortet sie.

Er lehnt sich zurück und betrachtet sie. »Aber er hat

dich nicht gezwungen, alle
deine Kleider auszuziehen,
oder?«

Sie schüttelt den Kopf und stellt fest, daß Thomas ebenfalls Phantasien hat – und seine sind schlimmer, weil sie das Schlimmste zeigen, was er sich vorstellen kann. Was man sich vorstellt ist immer schlimmer als das, was ist.

Sie kreuzt die Arme und zieht ihren Pullover aus. Sie

öffnet ihren BH, schiebt ihn nach vorn über die Arme herunter und fühlt sich nackter als jemals zuvor. Sie hebt das Becken an, damit sie ihren Rock ausziehen kann. Sie hört, wie Thomas der Atem stockt.

»Linda«, sagt er.

Vorsichtig, wie man vielleicht eine Skulptur in einer Galerie berührt, streicht Thomas mit den Fingerspitzen

von ihrem Hals bis zu ihren Schenkeln. Auch sie hält den Atem an.

»Das ist besser«, sagt sie.

Sie steigen auf den Rücksitz, damit ihnen das Steuer nicht mehr im Weg ist. Draußen ist immer noch Winter, aber drinnen ist alles von Dampf und heißer Atemluft erfüllt. Es ist eine Art Kokon, der die Welt ausschließt.

Linda dachte, es gäbe nur die Sehnsucht nach Lust. Das schien zu genügen: die Küsse und Berührungen und die mysteriöse Nässe, die sie mit nach Hause nahm. Aber an diesem Nachmittag im Auto begreift sie schließlich, was es mit der Sehnsucht auf sich hat: wie der Körper sich anspannt, explodiert und überströmt.

Um Platz zu haben, liegen sie mit verschlungenen und

angezogenen Beinen auf dem Rücksitz. Sie hat es warm, weil er auf ihr liegt, aber er spürt jetzt die Kälte und greift auf den Vordersitz, um sich seinen Mantel über den Rücken zu legen.

Er streicht ihr das Haar aus dem Gesicht. »Geht's dir gut?« fragt er.

»Alles ist neu«, sagt sie.
»Alles.«

»Wir werden immer zusammenbleiben«, sagt Thomas.

»Ja.«

»Nichts kann uns trennen.«

»Nein.«

»Hat es dir gefallen, mit mir zu schlafen?«

»Ja, sehr.«

»Du hast keine Angst gehabt?«

»Ein bißchen.«

Thomas nimmt die Flasche mit dem Scotch vom Vordersitz und stemmt sich ein bißchen hoch, damit er trinken kann. »Möchtest du jetzt einen Schluck?« fragt er.

Falls sie zögert, dann höchstens eine oder zwei Sekunden lang. »Was ist das?« »Scotch.«

Die Flüssigkeit brennt, als sie ihre Kehle hinabrinnt, und fast augenblicklich spürt sie

die Hitze in ihrem Magen. Sie nimmt noch einen Schluck und reicht die Flasche an Thomas zurück. Nach einer Weile legt sie den Kopf wieder auf die Bank. Der Alkohol trifft sie wie ein Schlag, sie hat das Gefühl, aus dem Skylark zu wirbeln, zu schweben.

»Hat es dich gestört?« fragt sie.

»Was?«

»Daß ich keine ... du weißt schon.« Sie kann das Wort nicht aussprechen.

»Daß du keine Jungfrau bist?«

»Ja«, sagt sie erleichtert.

»Nein«, antwortet er.

»Es passiert etwas mit dir, aber es muß nicht dein ganzes Leben verändern«, sagt er.

»Dies hier hat mein ganzes Leben verändert«, antwortet

sie.

Mühsam ziehen sie sich auf dem Rücksitz wieder an. Als sie fertig sind, steigen sie beide aus, um sich wieder nach vorn zu setzen – sie kommen sich vor wie in einer Komödie. »Wir werden Kinder haben«, sagt er und verblüfft sie.

»Glaubst du?«

»Ich hab Jack wirklich

gern«, sagt er.

»Na schön«, antwortet sie.

»Wie viele denkst du?«

fragt Thomas.

»Ich weiß nicht. Drei oder vier?«

»Ich dachte an sieben oder acht.«

»Thomas.«

Er beugt sich übers Lenkrad. »Kratzt du mir mit den Fingernägeln über den Rücken?« fragt er.

»So?«

»Über den ganzen Rücken.«

»So?«

»Ja«, sagt er seufzend. »Das ist herrlich.«

»Ich bin so glücklich«, sagt sie. »Wahnsinnig glücklich.«

»Daß wir uns gefunden haben, meinst du?«

»Ja.«

»Es ist ein verdammtes Wunder«, sagt er.

»Ich muß dich etwas fragen«, sagt er, als sie wieder die Küstenstraße entlangfahren. Und vielleicht fährt er ein bißchen schneller als zuvor – ein bißchen zu schnell vielleicht.

»Ja«, sagt sie.

»Warum hast du es zugelassen?«

Sie schließt die Augen und überlegt kurz. Sie weiß, daß sie die Fragen beantworten

muß. »Ich weiß nicht«, beginnt sie. »Ich war immer die Außenseiterin ...« Sie hält inne. »Das ist keine Entschuldigung, verstehst du. Es ist nur eine Erklärung.«

»Ich verstehe.«

»Für meine Tante und meine Cousins und Cousinen, selbst für diejenigen, die mich gut behandelt haben, war ich immer eine Außenseiterin. Man könnte sagen, sie waren

freundlich zu mir, wie man zu einem Dienstboten freundlich ist. Aber er war anders. Es ist erbärmlich, das zuzugeben, aber er hat mir das Gefühl gegeben, etwas Besonderes zu sein. Er hatte immer Süßigkeiten für mich.«

Sie hält inne. Es war absolut erbärmlich. »Ich glaube, am Anfang habe ich ihm leid getan und er wollte mich auf seine Art

entschädigen. Er hat mich ins Kino geführt oder mich mitgenommen, wenn er in der Stadt etwas zu erledigen hatte.«

»Hat er es auch mit Eileen gemacht?«

»Früher bin ich nicht auf die Idee gekommen. Aber jetzt bin ich nicht mehr so sicher.« Sie kommt wieder auf seine ursprüngliche Frage zurück. »Die ehrlichste

Antwort, die ich dir geben kann, ist die, daß ich es wegen der Aufmerksamkeit getan habe. Ich sehnte mich damals verzweifelt nach Aufmerksamkeit. Das tue ich, glaube ich, immer noch.«

»Das tut jeder«, sagt er.

Thomas dreht das Radio auf volle Lautstärke, was er selten tut. Er singt laut und falsch, und sie muß lächeln. Sie lehnt

sich in den Sitz zurück. Sie kann ihr Glück nicht fassen. Sie hat jetzt Thomas und eine Zukunft – Jahre voller Möglichkeiten. Die Sonne geht unter, und Schatten fallen auf die Hauswände. Es wird kälter, und sie greift nach ihrem Mantel.

»Ich liebe dich«, sagt sie, als sie in eine scharfe Kurve biegen.

Es ist die Wahrheit. Sie

weiß, daß sie ihn ihr ganzes Leben lieben wird.

Ein kleines Kind, ein Mädchen von etwa fünf oder sechs Jahren, sitzt mitten auf der Straße auf einem Dreirad. Sie sieht den heranfahrenden Skylark, hebt das Dreirad bis zur Taille und rennt damit an den Straßenrand.

Es ist eine ganz kurze Szene und ein leicht komischer Anblick. Das große Staunen

auf dem Gesicht des Mädchens, die vernünftige Entscheidung, das Dreirad zu tragen, der schnelle Watschelgang zum sicheren Straßenrand. Und wenn Linda und Thomas weitergefahren wären, hätten sie nach dem Schrecken erleichtert gelacht, und der Scotch hätte das Lachen in Kichern verwandelt.

Aber sie fahren nicht

weiter.

Thomas bremst und weicht aus, um das Mädchen nicht zu überfahren. Linda schreit, als ein Telefonmast und ein Baum vor ihr auftauchen. Thomas reißt das Steuer herum, der Wagen schleudert über die schmale Straße, und ein Hinterrad bleibt in einem Graben stecken.

Es passiert alles so schnell.
In den Sekunden, in denen

sie durch die Luft fliegen – in diesen letzten Sekunden von Lindas Leben, als sowohl die Zeit wie der Skylark einen Purzelbaum schlagen –, sieht Linda nicht die Vergangenheit vor sich, nicht ihr vergangenes Leben, das in solchen Momenten angeblich vor einem abrollt, sondern ihre Zukunft: nicht das Leben, das sie gelebt hat, sondern das, was sie vielleicht hätte haben

können.

Ein Haus inmitten eines Chrysanthemenfelds in einem fernen Land.

Ein kleiner Junge, der auf ihrem Schoß sitzt und dessen Kopfhaut von Krankheit entstellt ist.

Ein weißer Raum mit hübschen Fenstern, in dessen Mitte ein Zeichentisch steht.

Ein Kind namens Marcus, das zarter ist als seine

Schwester.

Orangen, die verstreut auf
einem Küchenboden liegen.

Ein Hotelzimmer mit einem
Spiegel und ihr alterndes
Gesicht darin.

Ein Flugzeug, das sich über
die Wolken erhebt.

Eine Party, auf der ein Buch
gefeiert wird.

Ein Strandhaus mit einem
Mann – groß, elegant und
schön –, der auf der Veranda

sitzt.

Der Skylark stürzt die Uferböschung hinab, die Fenster des Wagens werden eingedrückt. Linda streckt eine Hand nach Thomas aus und sagt seinen Namen.

Thomas. Ihr geliebter Thomas. Wer wird den Zyklus von Gedichten namens Magdalena weiterschreiben, der von einem Mädchen handelt, das im Alter von erst

siebzehn Jahren bei einem Autounfall starb? Und wer wird eines Tages einen Preis bekommen, dann seine Tochter verlieren und sich kurz vor vier Uhr an einem Sonntagnachmittag in Toronto das Leben nehmen, weil die Last seiner Verluste schließlich nicht mehr zu ertragen war?

Aber nicht bevor er das

unbarmherzige Licht des Äquators, eine nur in seinen Träumen vorhandene Liebe kennengelernt hat – und den zähen Kampf, die unbegrenzten Möglichkeiten des Lebens in Worte zu fassen.